
THE GETTY CENTER LIBRARY

DIE

ETHNOLOGIE

DER

INDIANERSTÄMME VON GUATEMALA.

DIE

ETHNOLOGIE

DER

INDIANERSTÄMME VON GUATEMALA

VON

DR. OTTO STOLL,

DOCENT FÜR GEOGRAPHIE UND ETHNOLOGIE AM EIDGEN. POLYTECHNIKUM UND AN DER UNIVERSITÄT

ZU ZÜRICH.

MIT 2 TAFELN UND DREI ILLUSTRATIONEN IM TEXT.

Supplement zu Band I von „Internationales Archiv für Ethnographie".

VERLAG VON P. W. M. TRAP, LEIDEN.
ERNEST LEROUX, PARIS. TRÜBNER & Co., LONDON.
C. F. WINTER'SCHE VERLAGSHANDLUNG, LEIPZIG.
E. STEIGER & Co. NEW-YORK.

1889.

DRUCK VON: P. W. M. TRAP, IN LEIDEN.

HERRN

Prof. Dr. A. BASTIAN

KGL. PREUSS. GEHEIMRATH UND DIRECTOR DES KÖNIGL. MUSEUM FÜR VÖLKERKUNDE

IN

BERLIN

HOCHACHTUNGSVOLL GEWIDMET

VOM

VERFASSER.

VORWORT.

Indem ich den vorliegenden monographischen Versuch einer „Ethnologie der Indianer-Stämme von Guatemala" den Fachgenossen übergebe, sehe ich mich zu einigen erklärenden Worten über denselben veranlasst.

Als ich im vergangenen Frühjahr von der verehrlichen Redaction des „*Internationalen Archiv's für Ethnographie*" die Einladung erhielt, die wenigen Sammlungsgegenstände, die ich aus Guatemala zurückgebracht habe, im Festheft des „*Archivs*" für den vorjährigen Amerikanisten-Congress in Berlin zu bearbeiten, war damit zunächst nur eine Beschreibung der Objekte zur Erläuterung der Abbildungen gemeint. Während ich mich hierzu anschickte, konnte ich jedoch der Versuchung nicht widerstehen, dasjenige geordnet zusammenzustellen, was ich über die Ethnologie von Guatemala wusste und die abgebildeten Gegenstände, welche ursprünglich die Hauptsache hätten bilden sollen, lediglich als Belegstücke einiger Partien des Textes zu verwenden. Da die Frist, welche für die Ausarbeitung des Manuscriptes zur Verfügung stand, eine relativ kurze war, so war ein rasches Arbeiten und möglichste Beschränkung auf den eigentlichen Gegenstand der Abhandlung, auf Guatemala geboten.

Nach Ablieferung des Manuscriptes reiste ich nach Spanien und hatte mit Herrn Redacteur Schmeltz die Abrede getroffen, dass mir die Revisionsbogen jeweilen nachgeschickt werden sollten. Dies erwies sich in der Folge bei der Unzuverlässigkeit der spanischen Regierungspost unthunlich; der einzige Bogen der mir nachgeschickt worden war, ging unterwegs verloren. Mittlerweile war dann auch durch eine Reihe von Zufälligkeiten die Fertigstellung des Druckes bis zum Amerikanisten-Congress unmöglich geworden und konnte erst nach meiner Rückkehr aus Spanien erfolgen.

Dies Alles wäre nun an sich gleichgültig gewesen, wenn nicht die Nothwendigkeit, den Text auf einen bestimmten Termin zu vollenden, schon die Anlage der Arbeit wesentlich beeinflusst hätte.

Ich suchte das Material, soweit es nicht auf eigener Beobachtung beruhen konnte, stets aus den ersten und ursprünglichsten Quellen zusammenzubringen, soweit meine Privatbibliothek, auf die ich hiebei ausschliesslich angewiesen war, dies überhaupt ermöglichte. Dagegen musste ich schlechterdings darauf verzichten, mich mit einigen allgemeinern ethnologischen Werken der Neuzeit des Genauern auseinanderzusetzen, wie ich dies bei weniger beschränkter Zeit wohl gerne gethan hätte.

Ferner musste ich es mir versagen, andere, als die zunächst an guatemaltekischer Kultur und Sprache betheiligten Kulturgebiete Alt-Amerika's, speciell Mittelamerika's zum Vergleich heranzuziehen. So wünschenswerth eine solche breitere Grundlage auch zweifellos in mancher Hinsicht gewesen wäre, so schien mir doch eine genaue Sichtung der auf Guatemala speziell bezüglichen Nachrichten das erste und nächste Erforderniss zu sein, um einer vergleichenden Betrachtung mit andern Kulturherden Mittelamerika's als sichere Basis zu

dienen. Bis jetzt ist ja oft genug der umgekehrte Weg eingeschlagen worden, indem man den allgemeinen Rahmen schuf, bevor die zu seiner Ausfüllung bestimmte Detailmosaik hinlänglich sorgfältig vorbereitet war. Während die monographischen Bearbeitungen einzelner Völker oder Völkergruppen noch vergleichsweise spärlich vorhanden sind, besitzen wir einen Vorrath von Werken über Völkerkunde, in denen ohne Prüfung manche Angabe über die Einzelgebiete weiter geführt wird, die auf Irrthum oder falscher Auffassung beruht. Wer aus eigener Erfahrung weiss, wie schwer und zeitraubend es ist, sich in die Denkweise eines fremden Volkes hineinzuleben, die uns ja nur durch etwelche Kenntniss seiner Sprache ganz zugänglich ist, wird auch die Schwierigkeiten einer ethnologischen Monographie nicht verkennen und daher die Mängel einer Arbeit, wie die vorliegende, milder beurtheilen. Er wird ferner ein gewisses Misstrauen gegen gar manchen Punkt der currenten „Völkerkunde” nicht unterdrücken können und eine Neuprüfung desselben dringend wünschen müssen.

Die Stämme des Peten, über welche wir beinahe ausschliesslich durch Villagutierre y Soto-Mayor unterrichtet sind, habe ich absichtlich nicht eingehend berücksichtigt. Das Peten gehört, obwohl politisch zu Guatemala, doch geographisch und ethnologisch so entschieden zu Yucatan, dass die Ethnologie seiner Bewohner durchaus mit denen der Maya's von Yucatan behandelt werden muss.

Ich habe mir erlaubt, die „Ethnologie der Indianerstämme von Guatemala” Herrn Prof. Dr. A. Bastian in Berlin zu widmen, in welchem wir alle den Begründer und unermüdlichen Förderer der modernen Ethnologie verehren. Ihm vor allem ist es zu danken, dass die Völkerkunde aus einem Tummelplatz dilettantenhafter Spekulation sich zum Rang einer akademischen Wissenschaft emporgeschwungen hat. Guatemala aber, als dessen Sprecher ich mich hier äussern möchte, hat noch ganz speziellen Grund, sich Herrn Prof. Bastian's dankbar zu erinnern, indem es seiner Umsicht und Energie allein zuzuschreiben ist, dass die wichtigsten der immer noch räthselhaften Steindenkmäler von Santa Lucía Cotzumalguapa vom Untergang gerettet und sicher im Museum für Völkerkunde in Berlin untergebracht sind.

Es erübrigt mir noch, Herrn Conservator J. D. E. Schmeltz in Leiden für die ausdauernde Sorgfalt, mit der er sich der mühseligen Arbeit der Correctur unterzog, meinen verbindlichen Dank auszusprechen.

Besondere Anerkennung schulde ich auch dem Herrn Verleger, der in der liberalsten Weise allen meinen Wünschen in Bezug auf die Ausstattung der Arbeit Rechnung getragen hat, trotzdem dieselbe den anfänglich in Aussicht genommenen Umfang erheblich überschritt.

Zürich, 20 Januar 1889. Dr. OTTO STOLL.

INHALTSVERZEICHNISS.

AUSSPRACHE DER INDIANISCHEN WORTE.

In Betreff der Aussprache der im Texte gegebenen indianischen Worte sei bemerkt, dass derselben überall das *spanische* Alphabet zu Grunde liegt. Wo alte Texte citiert sind, ist deren Orthographie unverändert belassen; Worte, die meinen eigenen Aufnahmen entstammen, sind nach dem Alphabet orthographiert, welches ich bei linguistischen Arbeiten eingehalten habe [1]. Es stellen sich daher folgende Differenzen gegen das deutsche Alphabet heraus:

ch lautet wie deutsches *tsch.*

g der indianischen Worte ist als tiefes Gaumen-*k* (*k'*), nicht wie deutsches *k* zu sprechen; *c* lautet wie rein deutsches *k*, *k* dagegen wie rauhes alemannisches *k.*

h und *j* lauten wie alemannisches *ch.*

Bemerkung: Bloss *Huipil* ist zu sprechen wie deutsches *Wipil.*

qu ist vor *e* und *i* wie deutsches *k* zu sprechen.

tz, welches dem spanischen Alphabet fehlt, lautet wie das deutsche *tz.*

x lautet in den indianischen Worten stets wie deutsches *sch*, dagegen im Eigennamen Ximenez wie deutsches *ch.*

z, *ç* und *s* sind vollkommen identisch und lauten wie deutsches scharfes *s.*

y wie deutsches *j.*

Die mit einem Apostroph versehenen Consonanten *c'*, *ch'*, *k'* und *tz'* sind sogenannte „letras heridas", eine Art verschärfter, durch eine kleine Pause vom vor- oder nachstehenden Vokale getrennter Explosivlaute, die nur im indianischen Alphabet vorkommen und den gewöhnlichen Lauten *c*, *ch*, *k* und *tz* so ähnlich klingen, dass sie für gewöhnlichen Gebrauch nicht unterschieden zu werden brauchen.

[1] Vgl. Stoll, Ixil und Pokonchí.

LITERATUR.

Alvarado, Pedro de, Relacion hecha por Pedro de Albarado à Fernando Cortés.
— — Otra relacion hecha por Pedro de Albarado à Hernando Cortés.
In: Biblioteca de Autores españoles. Historiadores primitivos de Indias. tomo I p. 457 und p. 460.
Bastian, A., Die Culturländer des alten America. 2 Bde. Berlin 1878.
— — Steinsculpturen aus Guatemala, Berlin 1882.
Bernheim, H., De la suggestion et de ses applications à la thérapeutique. 2 éd. Paris 1887 [1]).
Brasseur de Bourbourg, Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amérique Centrale. 4 Bde. Paris 1857—59.
— — Popol Vuh. Le livre sacré et les mythes de l'antiquité américaine. Paris 1861.
— — Grammaire de la langue Quichée suivie d'un vocabulaire et du drame de Rabinal-Achi. Paris 1862.
— — Lettres écrites à S. Exc. le ministre de l'Instruction publique. Arch. d. l. Commission scientif. du Mexique t. II 3 livr. Paris 1864.
— — Relation des Choses de Yucatan de Diego de Landa. Paris 1864.
— — Manuscrit Troano, Etudes sur le système graphique et la langue des Mayas. 2 Bde. Paris 1869 und 1870.
Brigham, William T., Guatemala, the land of the Quetzales. London 1887.
Brinton, Daniel G., The names of the gods in the Kiche myths, Central America, Philadelphia 1861.
— — A grammar of the Cakchiquel language of Guatemala. Philadelphia 1884.
— — The lineal measures of the semi-civilized nations of Mexico and Central America. Philadelphia 1885.
— — On the Xinca Indians of Guatemala. Philadelphia 1885.
— — The Annals of the Cakchiquels. Philadelphia 1885.
— — The conception of Love in some American languages. Philadelphia 1886.
— — On the so-called Alagüilac language of Guatemala. Philadelphia 1887.
Brühl, Gustav. Die Culturvölker Alt-Amerikas. New-York 1875—1887.
Cakchiquel Annals, siehe *Brinton.*
Charencey, H. de, Título de los Señores de Totonicapam. Alençon 1885.
Clavigero, Francesco Saverio, Storia antica del Messico. 4 Bde. Cesena 1780.
Cortes, Fernando, Cartas de relacion, in: Biblioteca de Autores españoles, Historiadores primitivos de Indias. t. I p. 1 & sqq.
Cushing, Frank Hamilton, A study of Pueblo pottery as illustrative of Zuñi culture growth. Annual Report of the Bureau of Ethnology 1882—83.
Eisen, Gustav, On some ancient sculptures from the Pacific slope of Guatemala" in: Memoirs of the California Academy of Sciences Vol. II N⁰. 2. July 1888.
Fuentes y Guzman, Historia de Guatemala ó Recordacion florida. 2 Bde. Madrid 1882—83.
Gage, Thomas, Neue merckwürdige Reise-Beschreibung nach Neu-Spanien, Leipzig 1693. (In Ermangelung des englischen Originals beziehen sich die Citate des Textes auf diese deutsche Uebersetzung).
Habel, S. The sculptures of Santa Lucia Cosumalwhuapa in Guatemala. Smithsonian Contributions to Knowledge. Washington 1878.
Herrera, Antonio de, Historia general de los hechos de los Castellanos en las islas, y tierra firme del mar Oceano. 5 Bde. 2 ed. Madrid 1730.
Ixtlilxochitl, Fernando d'Alva, Histoire des Chichimèques ou des anciens rois de Tezcuco: 2 Bde. Paris 1840. In: Ternaux-Compans, Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique.
Juarros, Domingo, Compendio de la historia de la ciudad de Guatemala. 2 Bde. 2. Ausg. Guatemala 1857.
Landa vide *Brasseur.*
Lettre écrite à l'empereur par les auditeurs Salmeron, Maldonado, Ceynos y Quiroga. Mexico, le 14 août 1531. In: Ternaux-Compans, Second recueil de pièces sur le Mexique. Paris 1840.
Liébeault, A. A., Du sommeil et des états analogues. Paris 1866.

[1]) Ueber die in den letzten Jahren enorm angeschwollene Literatur des Hypnotismus und der Suggestion vergleiche: Dessoir, Max, Bibliographie des modernen Hypnotismus. Berlin 1888.

Maudslay, A. P., Explorations in Guatemala and examination of the newly discovered Indian Ruins of Quiriguá, Tikal and the Usumacinta. Proceed. Roy. Geogr. Soc. London 1883.
— — Explorations of the Ruins and Site of Copan, Central America. Proceed. Roy. Geogr. Soc. London 1886.
Meye, H., und *Schmidt, J.*, Die Steinbildwerke von Copán und Quiriguá. Berlin 1883.
Milla, José, Historia de la América Central. 2 Bde. Guatemala 1879 und 1882.
Monardes, Primera y segunda y tercera partes de la Historia Medicinal: de las cosas que ce traen de nuestras Indias Occidentales que siruen en Medicina. Sevilla 1580.
Palacio, Diego García de, Carta dirijida al Rei de España. Año 1576. — Published in the original by E. G. Squier. New York 1860.
Pelaez, Francisco de Paula García, Memorias para la historia del antiguo reyno de Guatemala, 3 Bde. Guatemala 1851.
Powell, John W., Mythologic Philosophy, an address before the American Association for the Advancement of Science. Salem 1880.
Preyer, W., Der Hypnotismus, Ausgewählte Schriften von J. Braid. Berlin 1882.
Requête de plusieurs chefs indiens d'Atitlan à Philippe II in Ternaux-Compans, Recueil de pièces relatives à la conquête du Mexique. Paris 1838.
Roman, Hieronimo, Republicas del mundo divididas en tres partes, dirigidas al Rey don Philippe II. Tercera parte. Salamanca 1595.
Scherzer, Karl, Ein Besuch bei den Ruinen von Quiriguá im Staate Guatemala. Wien 1855.
— — Die Indianer von Santa Catalina Istlavacan. Wien 1856.
— — vide *Ximenez*.
Squier, E. G., Nicaragua, its people, scenery, monuments etc. 2 Bde. New York 1852.
— — Collection of rare and original documents and relations, vide Palacio.
Stephens, John L., Incidents of travel in Central America, Chiapas and Yucatan. 2 Bde. New York 1841.
Stoll, Otto, Zur Ethnographie der Republik Guatemala. Zürich 1884.
— — Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—1883. Leipzig 1886.
— — Die Sprache der Ixil-Indianer, ein Beitrag zur Ethnologie und Linguistik der Maya-Völker. Leipzig 1887.
— — Die Bienenzucht in Guatemala. Revue Coloniale Internationale. Tom. V, N°. 6. 1887.
— — Die Maya-Sprachen der Pokom-Gruppe. I. Die Sprache der Pokonchí-Indianer. Wien 1888.
Ternaux-Compans, Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique. Vide „Requête" und „Zurita".
Torquemada, Juan de, Monarquía Indiana. 2 ed. 3 Bde, Madrid 1723.
Título de los Señores de Totonicapam, vide „Charencey".
Villagutierre y Soto-Mayor, Juan de, Historia de la conquista de la provincia de el Itza, reduccion y progressos de la de el Lacandon, y otras naciones de Indios bárbaros de la mediacion de el Reyno de Guatimala á las provincias de Yucatan en la América septentrional. Ia parte. Madrid 1701.
Vreeland Charles, E., und *Bransford J. F.*, Antiquities at Pantaleon, Guatemala. Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for the year 1884. Washington 1885.
Williamson, Geo., Antiquities in Guatemala. Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution. Washington 1877.
Ximenez, Francisco, Las historias del orígen de los Indios de esta provincia de Guatemala, publicado por el Dr. C. Scherzer. Viena 1857.
Zurita, Alonzo de, Rapport sur les différentes classes de chefs de la Nouvelle-Espagne. In: Ternaux-Compans, Voyages, relations et mémoires originaux pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique. Paris 1840.

DIE ETHNOLOGIE

DER

INDIANER-STÄMME VON GUATEMALA

VON

DR. OTTO STOLL.

Mit zwei Tafeln.

EINLEITUNG.

Vorhistorische Zeit. — Während grosse Strecken der neuen Welt sich in ethnologischer Hinsicht jedem Blick in ihre Vergangenheit verschliessen, sind wir bezüglich der voreuropäischen Geschichte von Guatemala etwas besser gestellt. Nicht bloss hat hier eine ganze Anzahl von eingeborenen Sprachen sich bis heute lebendig forterhalten, nicht bloss zeugen zahlreiche Ruinenplätze vom einstigen Umfang der eingeborenen Cultur, die noch für lange Zeit eine ergiebige Fundgrube archaeologischer Forschung bilden werden, sondern auch das psychische Leben der vorspanischen Indianer ist uns noch nahe gerückt, indem mehrere der alten indianischen Schriften erhalten sind, welche die Sagen und Geschichten einzelner Stämme uns überliefern. Diese Schriften sind der „Popol Vuh", der „Titulo de los Señores de Totonicapam, beide dem Quiché-Stamme entsprossen, ferner die „Annalen der Cakchiqueles". Dass die Zahl dieser Documente nicht grösser ist, haben wir lediglich der Nachlässigkeit der fremden Eroberer zuzuschreiben, denn der Geschichtschreiber FUENTES, der Urenkel von BERNAL DIAZ, erwähnt als seine Quellen noch ein paar indianische Schriften, die uns jetzt verloren sind, wie ein Quiché-Manuscript von D. FRANCISCO GARCIA CALEL TZUMPAN, ein MS. von Xecul von D. INAN MACARIO [1]).

Wenn wir ohne Voreingenommenheit den Inhalt der uns noch erhaltenen indianischen Schriften erwägen, so scheint sich aus dem Dunkel des Mythus, welcher den ersten Theil dieser Sagen bildet, als erste, etwas deutlichere Stufe ein halbnomadisches Wanderleben der Hochland-Stämme Guatemala's abzuheben, während dessen sie sich an verschiedenen Punkten des Landes längere Zeit aufhielten, um sie dann später wieder ganz aufzugeben oder wenigstens nur einen Theil des Volkes daselbst zurückzulassen. Ob die wandernden Quiché-Stämme dabei auf eine bereits vorher ansässige Bevölkerung stiessen, bleibt durchaus dunkel. Einige wenige Stellen der Bücher scheinen dies anzudeuten, während nach andern das Land als früher unbewohnt gedacht wurde. Woher die wandernden Stämme kamen, bleibt ebenfalls dunkel. „Von jenseits des Meeres", [2]) sagen die Schriften. Dass aus dieser

---

[1]) Vgl. IUARROS, II, trat. IV, Cap. 3. [2]) Popol Vuh, p. 4.

Angabe irgendwelche Schlüsse auf concrete Geschehnisse nicht zu ziehen sind, dürfte wohl klar sein, da nach indianischer Vorstellung alles Hervorragende, Wunderbare, Grosse ebenfalls von „jenseits des Meeres" kommt. „Über das Meer" ziehen z. B. die Abgesandten der Stämme an den Hof des Fürsten Nacxit, wo sie die Elemente höherer Cultur erlangen. An einigen Stellen wird die Angabe von „jenseits des Meeres" durch diejenige von „im Osten" vervollständigt. Der „Osten", wörtlich „da wo die Sonne aufgeht", ist aber für den Indianer diejenige Gegend, welche als Ursprungsstätte des göttlichen Tagesgestirns, vor allen andern ihm als Quell des Heiligen und Segensreichen erscheint und nach welcher er daher stets in erster Linie den Blick wendet. Eine concrete, historisch-topographische Angabe darf aber in diesem Ausdruck nicht gefunden werden.

Die sprachliche Verwandtschaft der Hochlandstämme Guatemala's, welche sämmtlich zur Maya-Familie gehören, weist vielmehr auf einen engen Zusammenhang mit Chiapas, Tabasco und Yucatan hin, was eine Richtung der Wanderung aus oder nach Norden und Nordwesten bedingen würde.

Unter den Abenteuern der wandernden Stämme tritt besonders die eben erwähnte Reise an den Hof des Fürsten Nacxit deutlicher hervor, der nach „Sonnenaufgang" verlegt wird. Von hier beziehen die Quiché-Stämme Alles, was für eine höhere Cultur characteristisch ist; die sociale Gliederung, die Abzeichen der Rangstufen, die Malerei und andere Künste.

Es drängt sich die Frage auf, ob dieser Sage vom Hofe des Fürsten Nacxit eine Anlehnung der guatemaltekischen Cultur an diejenige der Mayas von Yucatan oder an die aztekische zu Grunde liege. Der Umstand, dass die Halbinsel Yucatan bis an die Nordgrenze des heutigen Guatemala von einem hochstehenden Culturvolke eingenommen war, welchem die guatemaltekischen Hochlandstämme noch dazu sprachverwandt waren, liesse an die erstere Möglichkeit denken. Einer solchen Annahme steht jedoch der Character dieser von aussen erworbenen guatemaltekischen Cultur entgegen, welcher weit eher auf einen Nahuatl-Ursprung zurückweist. Wir hätten uns das Verhältniss wohl am natürlichsten so zu denken, dass die Gebirgsstämme von den umwohnenden Tieflandvölkern, zu denen wir längs des Stillen Meeres die Nahuas (Pipiles), am atlantischen Abhang die Mayas zu rechnen haben, die Elemente der Cultur erhielten. Wenn auch eine directe Berührung mit den cultivierten Mayas nicht ausgeschlossen ist, so ist sie doch weit weniger sicher nachzuweisen, als eine solche mit den Nahua-Colonien der Südseeküste und durch diese mit der mexikanischen Cultur. Die Gründe, welche eine vorgeschichtliche directe Berührung der Quiché-Stämme mit den Nahuas wahrscheinlich machen, sind vor Allem folgende:

1) Im ganzen, von den Quichés und ihren Verwandten (Cakchiqueles, Mam- und Pokom-Stämme) eingenommenen Gebiete treffen wir keinen einzigen Ortsnamen, welcher der reinen Maya von Yucatan angehört. Maya-Namen beginnen erst in denjenigen Gegenden, welche in historischer Zeit von den Mayas besiedelt sind.

Dagegen finden sich aztekische Ortsnamen in grosser Zahl über das Gebiet von Guatemala verbreitet. Wenn auch eine Anzahl derselben nachweisbar erst der Conquista ihren Ursprung verdanken, wie Almolonga im Thal von Antigua, die Vorstädte Jocotenango des alten und neuen Guatemala, so ist doch die überwiegende Zahl schon vor der Conquista im Gebrauch gewesen. Manche Orte besassen zwei Namen, von denen der eine den Mayasprachen des Landes entstammte, während der andere bloss die aztekische Übersetzung des ersten war. So ist *Totonicapam* die aztekische Übertragung des Quiché-Namens *Xeme'*-

kenya („am warmen Wasser"), *Zapotitlan* diejenige von *Patulul*, das aztekische *Chichicastenango* entspricht dem Quiché-Worte *Chuvilá* („Ort der Brennnesselbäume") und *Chimaltenango* („Ort der Schilde") ist die Übersetzung des Cakchiquel-Wortes *Pokó.*

2) Unter den Eigennamen der indianischen Schriften finden sich einige von aztekischem Ursprung, wie *Tepepul* (von *tepetl* Berg und dem Suffix *pul*), *Iztayul* (von *iztac* weiss und *yolotl* Herz). Der Göttername *Gucumatz* ist die wörtliche Übertragung des aztekischen *Quetzalcohuatl.* Auch der Name Nacxit scheint auf einen in der Reihe der aztekischen Fürsten vorkommenden Namen, Acxitl, zurückzuweisen.

3) Lehnt sich die staatliche Organisation in entschiedener Weise an die aztekische an. Zum Verständniss derselben sind wir aber gezwungen, von den noch zur Zeit der Conquista bestehenden Verhältnissen, wie sie uns die zeitgenössischen (und spätern) spanischen Schriftsteller überliefert haben, auszugehen, um daraus die indianischen Schriften verstehen zu lernen.

Historische Zeit. — Zur Zeit der Conquista zerfiel die Bevölkerung Guatemala's in eine grosse Anzahl kleiner Stämme. Wir haben für die Eintheilung derselben kein besseres Princip mehr als die indianischen Sprachen, welche wir zunächst in zwei, numerisch sehr ungleiche Gruppen zerfällen können [1].

Die erste und zwar die bei weitem umfangreichere Gruppe umfasst lauter Idiome, welche der Maya-Familie zugehören. Sie nimmt, mit Ausnahme eines Theils der westlichen Südseeküste und einer Sprachinsel etwas südlich vom Centrum des Landes, dessen gesammtes Areal ein. Ihr gehört ausser der Maya des Peten die Mame-Sprache, das Ixil, die Jacalteca, das Chuj, ferner die Sprachen der Verapaz (K'e'kchí, Pokonchí, Uspanteca), die Idiome, die man als „Lenguas Metropolitanas" bezeichnete (Quiché, Cakchiquel und Tz'utujil) und endlich als versprengte Glieder der Pokomgruppe das Pokomam und Chorti an.

Die zweite, kleinere Gruppe umfasst der Maya fremde Idiome, wie das Pipil, einen Abkömmling des Nahuatl, wozu nach Brinton's neuer Untersuchung auch das Alagüilac [2] im Motaguathale gehörte, ferner die Xinca [3] und Pupuluca-Sprache. Die Stellung der beiden letztern Sprachen erscheint noch nicht genügend gesichert.

Indessen wäre die Annahme, dass der Umfang der Stämme sich stets mit demjenigen der Sprache gedeckt hätte, eine durchaus irrige. Vielmehr zerfielen die grössern Sprachgebiete wieder in eine ganze Anzahl von Stämmen. Wenn wir deren einzelne Namen, wie sie uns, wenigstens für die Quichés und Cakchiqueles noch überliefert sind, mit den heutigen Ortsnamen von Guatemala vergleichen, so sehen wir, dass viele Stammnamen den Namen heutiger Municipien entsprechen. So entspricht dem alten Stammnamen: Ilocab das heutige Dorf: San Antonio Ilocab; Rabinaleb entspr. Rabinal; Xoyabaj entspr. Joyabaj; Cabrakan entspr. Cabrikan; Migina (Me'kenya) entspr. Totonicapam.

Wir dürfen daraus schliessen, dass die heutigen grossen und compacten Ortschaften gewissermassen die Concretion der früher in einzelne zerstreute Häusergruppen aufgelösten Bevölkerung darstellen.

[1] Vgl. Stoll, Zur Ethnographie etc. [2] Brinton, Alagüilac. [3] Brinton, Xinca.

A. SOCIALE ORGANISATION.

Wenn man den Eroberungszug des Alvarado durch das Hochland der Quichés, Cakchiqueles und Tz'utijiles, dann über Escuintla nach Salvador, sowie die Excursionen seiner Nachfolger in die verschiedenen Landestheile verfolgt, so gewinnt man den Eindruck, als ob das ganze Land auf einer ziemlich gleichmässigen Stufe der Cultur gestanden habe, wenn diese auch locale Verschiedenheiten aufwies. Ueberall handelt es sich um fest ansässige, ackerbautreibende Bevölkerungen, die theils in kleinen Ansiedlungen weit über das Land zerstreut wohnten, theils in grossen, von der Natur und durch Kunst befestigten Städteanlagen, in denen die obersten Häuptlinge ihren Sitz hatten, beisammen lebten.

Die Nachrichten, welche über die sociale Organisation der Stämme Guatemalas auf uns kamen, sind schlechterdings lückenhaft, vielfach unklar und zudem sehr ungleich über das Gebiet vertheilt. Während wir über die Reiche der nördlichen Hochgebirge, vor Allem über die Quichés und Cakchiqueles, ziemlich genau informiert sind, fliessen über die Stämme der Verapaz und der Mames die Nachrichten schon weit spärlicher und über diejenigen des Ostens, Südens und Südwestens fehlen sie, wenigstens in zuverlässiger Gestalt, fast gänzlich. Nur Palacio hat uns über den Südwesten Bericht hinterlassen; im übrigen sind wir für die letztgenannten Gegenden auf Analogie-Schlüsse aus demjenigen Material angewiesen, welches wir für die übrigen Stämme besitzen.

I. DAS CHINAMIT.

Das Volk schied sich in Vornehme verschiedener Rangstufen, in freie Gemeine und Sclaven. Die Einheit, aus welcher sich das Staatswesen aufbaute, bildete das chinamit, welches wir als die erweiterte Familie, wenigstens in theoretischem Sinne auffassen müssen. Chinamit ist aztekischen Ursprungs und bezeichnet zunächst die Einfriedigung mit einer lebenden oder einer Rohrhecke, und zum chinamit gehörten wohl ursprünglich die innerhalb dieser Einfriedigung Wohnenden. In den rein indianischen Dörfern Guatemala's finden wir ein analoges Verhältniss heute noch. Wenn einem Ehepaare, welches ein mit lebender Hecke abgegrenztes Landstück (Sitio) besitzt, allmählich die Kinder sich mehren, so werden neben dem elterlichen Hause kleinere Hütten innerhalb der Einfriedigung für die nachwachsenden Kinder erstellt. Indessen ist es sicher, dass der alte Begriff des chinamit mehr umfasste, als bloss die directen Verwandten in auf- und absteigender Linie.

Da die Grundlage des Staates in Guatemala der Ackerbau bildete, so haben wir das erste Augenmerk auf die Landvertheilung zu richten, um über den Umfang des chinamit zu grösserer Klarheit zu gelangen. Wir begegnen im Popol Vuh der Vorstellung, dass in uralter Zeit, d. h. bevor nach indianischer Vorstellung das Tagesgestirn zum ersten Mal am Himmel erschien, die wandernden Familien der Vorfahren von den verschiedenen Theilen des jetzt von den Quichés occupierten Landes Besitz genommen und dasselbe unter sich vertheilt haben. Die Ueberlieferung[1]) sagt, dass diese Landvertheilung unter dem vierten Quiché-Könige vor sich gegangen sei und zwar seien damals die 24 Familien constituiert worden, unter welche alles Land vertheilt wurde.

[1]) Ximenez, p. 165.

Die über Guatemala vorhandenen Berichte lassen über diese Verhältnisse eine Lücke, die wir nur durch die Analogie mit den mexikanischen Einrichtungen ausfüllen können. Danach kann es, obwohl dies nirgends deutlich gesagt ist, nicht zweifelhaft sein, dass das bebaubare Land in grössere und kleinere Parcellen zerfiel, von denen jede den Angehörigen eines chinamit gemeinsam gehörte. Das chinamit aber entspricht dem calpulli oder chinancalli der Mexikaner und wird wie dieses von einer grösseren oder kleineren Anzahl von Leuten gebildet, die sich als Angehörige einer und derselben Familie im weitern Sinne betrachteten. Es beruht dieses Gefühl der Zusammengehörigheit und das Bedürfniss des Abschlusses nach aussen theils auf wirklicher Blutsverwandtschaft, theils auf theoretischer, von gemeinsamer Abstammung von einem mythischen Vorfahr hergeleiteter Verwandtschaft. Jedenfalls aber ist der Begriff der Verwandtschaft wesentlich für den Character des chinamit.

Die Angehörigen eines solchen lebten jedoch nicht in geschlossenen Häusergruppen beisammen, sondern jede Einzelfamilie wohnte gewöhnlich getrennt von den übrigen auf dem ihr vom chinamit zugewiesenen Landstück.

Wenn also auch das der Einzelfamilie zugewiesene Landstück Eigenthum des ganzen chinamit war, und daher beim Aussterben einer Familie an dieses zurückfiel, so war es doch unter gewöhnlichen Verhältnissen innerhalb der Familie in der Weise erblich, dass ein Vater bei seinem Tode das Familiengrundstück unter seine Söhne vertheilen konnte. War das Landstück zur Ernährung aller zu klein, so konnten die Bedürftigen sich vom Aeltesten des chinamit ein weiteres Grundstück anweisen lassen. Es wurde also nicht bloss die bewegliche Habe, Kleider, Werkzeuge, Geschirr, Waffen, sondern auch das Grundeigenthum vererbt [1]).

Indessen scheinen nur die Söhne erbberechtigt gewesen zu sein. Wenigstens erzählt Gage, dass beim Tode eines Indianers die Söhne die ganze Verlassenschaft, sowohl Fahrendes als Liegendes, unter sich getheilt haben, und dass die Töchter nichts bekommen haben. Wenn diese auch vielleicht etwas von dem zur Frauenarbeit dienlichen Hausgeräth erbten oder der Gutmüthigkeit ihrer Brüder verdankten, so waren sie jedenfalls vom Erben des Grundbesitzes schon desshalb ausgeschlossen, weil nach den exogamischen Heirathsbestimmungen ein Mädchen durch seine Heirath in ein fremdes chinamit, also in einen ganz andern Grundeigenthums-Complex hineingerieth.

Ob dagegen die Angehörigen eines chinamit Land an ein anderes chinamit zu verpachten berechtigt, wie in Mexico, ist nicht bekannt.

Die einzelnen Familien waren auf diese Weise durch grössere oder kleinere Strecken beurbarten oder noch wilden Landes getrennt, wie es eben die Beschaffenheit des Bodens mit sich brachte. Das kultivierbare Land fand sich nicht bloss auf den flachen Hochthälern und in den Küstenniederungen, sondern auch oft, wie übrigens heute noch, in geschützter Lage an den Flanken und im Grunde von Schluchten (Barrancas), wesshalb der Popol Vuh den Ausdruck civan, der eigentlich „Waldschlucht" bedeutet, als Collectivum in der Bedeutung „Bewohner der Schluchten" den Bewohnern der Städte (tinamit) gegenüber stellt und sagt: u civan u tinamit „die Leute der Schluchten und Städte", d. h. die Land- und Stadtbevölkerung. [2])

Die Ausdrücke der Quiché-Sprachen, welche dem aztekischen chinamit offenbar am

---

[1]) Zurita, p. 56. [2]) Popol Vuh, p. 334.

nächsten entsprechen, sind nim ja und ch'ob[1]. Nim ja bedeutet „grosse Familie", von nim gross und ja (jay im Cakchiquel), womit gewöhnlich die Einzelfamilie, die wirklich in einer und derselben Ansiedlung zusammenlebenden Verwandten, bezeichnet wird.

Dass aber der Umfang des jay nicht streng bloss auf diese beschränkt war, machen die Ortsnamen der alten Schriften wahrscheinlich, in denen das Suffix jay und ja mit Namen von Thieren und andern Objecten verbunden erscheinen, welche gewissermassen als Totem der betreffenden Familien auftreten, wie in Cakixajay „Haus der Aras" (langschwänziger Papagei), Sinajija, „Haus der Scorpione", Ajch'umilajay „Haus der Sternleute", Ajtz'iquinajay „Haus der Vogel-Leute", u. s. f.

Ueber die Totem-Zeichen der Guatemala-Völker sind wir nicht genau unterrichtet. Spuren davon finden sich jedoch an einigen Stellen der Schriften, z. B. im „Titulo", wo nach der Aufzählung der Staatswürden, welche die Quichés vom Hofe Nacxit's einführen, gesagt wird, dass alle diese Würden Bilder von Jaguaren, Pumas und Geiern als Devisen besassen.

Einen Rest des Totemismus finden wir auch heute noch in der Sitte der Indianer, sich je nach den Dorfschaften verschieden zu kleiden, so dass es bei einiger Uebung leicht ist, die Leute von Tecpam, von Santa Maria de Jesus, von Acatenango, von San Juan Sacatepequez — alles Cakchiqueldörfer — am Schnitt und an der Färbung ihrer Kleider zu unterscheiden.

Ch'ob ist ein allgemeinerer Ausdruck, den die Spanier mit „parcialidad" übersetzen, und der einfach „Abtheilung, Haufen" bedeutet und demgemäss bald in ähnlichem, bald in grösserem Umfange als chinamit gebraucht wird[2].

Ob mit ch'ob eine bestimmtere Idee im Sinne einer Phratrie verbunden wurde, ist nicht deutlich zu ersehen.

Wenn wir von dem etwas unbestimmt gehaltenen ch'ob absehen, so finden wir als nächsthöhern Begriff bei den Quichés und Cakchiqueles das ama'k, welches die heutigen Indianer als „pueblo grande" (grosses Dorf) übersetzen und dem die Bedeutung von „Stamm" (tribus) zukommt. In diesem Sinne finden wir in den Annalen der Cakchiqueles die Rabinaleb, Tz'utujiles und Cakchiqueles als ama'k bezeichnet und das ama'k der Cakchiqueles zerfällt wieder in die chinamit der K'ekaquch, Bac'ahola und Cibakihay. Ama'k[3]) ist eine Collectivform, die als Plural behandelt wird und nicht etwa die Vereinigung vieler Häuser zu einem Dorfe bezeichnet — denn dies ist das tinamit — sondern die Summe der zusammengehörigen Bewohner, vor Allem der vornehmen, mit der Regierung betrauten Bewohner, welche nach der Auffassung der indianischen Geschichtschreiber allein die Geschichte machen und daher allein namentliche Erwähnung verdienen.

Trotzdem sich nun vor Allem die weitere Familie, das chinamit, als Grundeinheit der Stammorganisation deutlich abhebt, gegen welche sogar die Einzelfamilie ganz zurücktritt und fast bedeutungslos wird, so ist doch das chinamit nicht als gesammte Gens, sondern bloss als Subgens zu fassen, da mehrere chinamit sich von einem und demselben

---

[1]) Vgl. z. B. die Steigerung: ru hay, ru chinamit, ru k'arama'k, ri hutak ch'ob „seine Familie, seine Sippe, sein Stamm, jede Abtheilung" (Cakch. Ann. p. 72) Die heutigen Cakchiqueles verwenden jay gelegentlich auch concret für „Haus".

[2]) Vgl. z. B. xa ox chob chi chinamit xqohe chiri chi Izmachi „nur drei Haufen von Sippen waren dort in Izmachi" (Popol Vuh p. 304); oxlahu ch'ob vukamag „die 13 Abtheilungen der „sieben Dörfer"" (Cakch. Ann. p. 70).

[3]) Die etymologische Erklärung von Ximenez (p. 163), wonach ama'k „Spinnenfuss" bedeuten soll, ist aus phonetischen und syntaktischen Gründen als unrichtig zu verwerfen.

mythischen Stammvater ableiteten und also zusammen die Gens gebildet hätten. Für diese finden wir allerdings eine besondere Bezeichnung nicht, indem, wie oben erwähnt, der nächsthöhere Begriff das ama'k schon die Vereinigung mehrerer Gentes zur Tribus bildet. Es zerfielen z. B. nach dem Popol Vuh die Quichés, deren Gesammtheit wir als ama'k bezeichnen müssten, in die Gruppen der Cavikib, der Nihaibab, der Ahan-Quicheeb. Diese hätten wir als Gentes aufzufassen, die sich von einem gemeinsamen mythischen Stammvater ableiteten und wiederum in mehrere nim-ha (= chinamit) zerfielen, welche die Subgentes bildeten. So bestand die Gens der Cavikib, welche den mythischen Balam-Quitzé als Stammvater ansah, aus neun Subgentes, ebenso die Gens der Nihaibab, die sich von Balam-Agab ableitete. Die Gens der Ahau-Quiché, deren hypothetischer Stammvater Mahucutah war, zerfiel in vier Subgentes. Mit Hinsicht auf die politische Bedeutung aber trat die Gens gänzlich gegen die Subgens in den Hintergrund, indem nur die Zugehörigkeit zu dieser für die Befugnisse und Pflichten der Einzelnen, wie für die Haftpflicht und die Eheschliessung von Bedeutung war.

II. DIE EHE.

Die Angehörigen eines chinamit betrachteten sich als Verwandte und nannten sich „Brüder" [1]). Die Heirat innerhalb des chinamit war daher unstatthaft; vielmehr war die Heirat eine exogamische, von einem chinamit in ein anderes. Ob die Exogamie sich auch auf die übrigen chinamit derselben Gens bezog, ist nach den vorliegenden Berichten nicht zu entscheiden. Die Frau trat durch die Heirat in das chinamit ihres Mannes ein, und wurde demselben so vollständig einverleibt, dass ihre Kinder weder ihre mütterlichen Grosseltern noch die übrigen Verwandten ihrer Mutter als Verwandte betrachteten. Dies hatte wieder zur Folge, dass die Eingehung rechtsgültiger Ehen mit den Verwandten der Mutter als dem Princip der Exogamie nicht zuwiderlaufend gestattet war. So konnte der Sohn einer Frau mit seiner Halbschwester aus einer früheren Ehe seiner Mutter eine rechtsgültige Ehe eingehen, da der Begriff der Verwandtschaft sich nur auf die männliche Linie erstreckte. Ja es kam vor, dass ein Mann sich nicht nur mit einer Schwägerin, sondern sogar mit seiner Stiefmutter verheiratete.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen scheint die monogamische Ehe die Regel gewesen zu sein. Schon die mythische Genealogie der Quiché-Familien weist ihren Urvätern bloss eine Frau zu.

Es bestand ferner die an das jüdische Levirat erinnernde Einrichtung, dass ein Mann bei seinem Tode seine Frau seinem Bruder oder einem sonstigen nahen Verwandten bestimmen konnte, auch wenn dieser bereits verheiratet war [1]). Welches aber die Stellung einer solchen Witwe in ihrer zweiten Ehe und welches die Rechtsfolgen für ihre allfälligen Kinder gewesen seien, ist aus den Berichten nicht ersichtlich.

Das Concubinat mit Sclavinnen war, wenigstens den Vornehmen, gestattet.

Wurde einem Manne ein Mädchen angetraut, welches noch nicht reif war, so gaben dessen Eltern für die Zeit bis zu ihrer Reife ihrem Schwiegersohne eine Sclavin, als Stellvertreterin, deren Kinder aber nie den Rang ihres Vaters theilten, auch wenn nicht gesagt ist, dass sie Sclaven blieben.

---

[1]) Fuentes I p. 32.

Ueber die Heiratsgebräuche sind wir speciell für die Verapaz genauer unterrichtet [1]. Wollte ein junger Mann heiraten, so war es Sache seines Vaters, für ihn eine Frau zu suchen. War die Wahl getroffen, so sandte der Vater Boten mit Geschenken in's Haus der Gewählten. Wenn diese angenommen wurden, so galt dies für ein günstiges Zeichen und nach einigen Tagen erfolgte eine zweite Gesandtschaft mit noch reichlichern Geschenken und Erneuerung der Werbung. Nach einer dritten Gesandtschaft wurde die Sache definitiv abgeschlossen und von dieser Zeit an betrachteten sich die beiden Familien als verwandt. Sie trafen Anstalten zur Hochzeit und bestimmten den Tag, an dem die Braut in's Haus ihres Mannes gebracht werden sollte. Und zwar wurde bei den Heiraten Vornehmer die Braut, selbst auf grosse Distanzen hin, in das Haus ihres Mannes auf den Schultern von Verwandten getragen. In der Nähe des Dorfes des Bräutigams angekommen, wurde sie von den Abgesandten ihres Schwiegervaters in Empfang genommen, unter Opferung von Weihrauch und Rebhühnern zum Dank für die glückliche Ankunft. Der Vermählungstag selbst wurde mit Gelagen und Tänzen festlich begangen. Ein Vorgesetzter des chinamit fügte die Hände der Verlobten in einander, band die Zipfel ihrer Mäntel zusammen und ermahnte sie, gute Eheleute zu sein und den Göttern für ihre Heirat zu danken. Des Nachts brachten zwei Frauen das junge Paar zu Bett und unterrichteten dasselbe über die Pflichten der Ehe.

Die Aussteuer wurde von den Untergebenen und Verwandten des Bräutigams, also von seinem chinamit aufgebracht.

Bei gemeinen Leuten warben die Eltern, ein Oheim oder ein anderer Verwandter, bei Waisen der Vormund. Die Unterhandlung wurde aber hier schon bei der ersten Sendung entschieden und die Brautwerber nahmen die Brautgabe gleich mit sich auf den Weg. An dem Tage, an welchem die Braut in's Haus ihres Schwiegervaters zog, wurde sie unterwegs von ihrer Schwiegermutter abgeholt und ein Angehöriger des chinamit des Bräutigams vollzog die Ehe.

Aus dem Gesagten geht hervor, dass der Werbung noch die Kaufidee zu Grunde lag, auch wenn der zu entrichtende Preis bereits zu einem blossen Kaufsymbol herabgesunken war. Dieses erfüllte den doppelten Zweck eines Kaufschillings und eines Zeugnisses für die Wohlhabenheit des Werbenden. Fray Gerónimo Roman [2]) sagt geradezu: „Insgemein kauften diese Leute die Frau und jene Geschenke, welche sie überbrachten, waren der Preis."

Dem entsprechend ist denn auch die Grundbedeutung des Stammes lo'koj, welchen die spanischen Priester in ihren Grammatiken der Quiché-Sprachen als Aequivalent für „lieben" brauchten, diejenige von „kaufen". Die einfache Wurzel lo'k [3]) bedeutet im heutigen Cakchiquel „etwas, das gut aufgehoben ist, etwas Kostbares" und lo'koj wäre demnach „etwas begehren, was gut aufgehoben ist." Um dies zu erreichen, muss natürlich ein Gegenwerth geboten werden, es muss der kostbare Gegenstand „gekauft" werden und

---

[1]) Ximenez, p. 204 sqq. [2]) Ximenez, p. 207.

[3]) Der Begriff des „Aufhebens eines anvertrauten Gutes", der dem Radikal l'ok innewohnt, hat denn auch dazu geführt, dass das Passivum lo'kox heutzutage für das Anvertrauen von Geheimnissen an die Geistlichen, also für „beichten", eigentlich „aufgehoben werden", gebraucht wird. Wenn Brinton eine Stelle aus den Cakchiquel-Annalen anführt (S. seine Abhandlung: The Conception of Love in some American Languages p. 12) wo lok'ox „geliebt werden" bedeuten soll, so kann ich ihm hierin nicht beipflichten, denn jene Stelle lautet vollständig: Tok xe apon chic'a e ka mama chiri chuvi tinamit Och'al, xelok'ox c'a chiri ruma Akahal vinak „als unsere Vorfahren dort auf dem festen Platz Och'al ankamen, würden sie von den Akahal-Leuten gut aufgenommen" (oder „untergebracht"). Die Übersetzung „wurden sie von den Akahal-Leuten geliebt" giebt keinen zulänglichen Sinn.

lo'koj ist, daher in allen Sprachen der Quichè-, Pokom- und Mam-Gruppe der allgemeine Ausdruck für „kaufen". Ebenso liegt dem Radikal aj, welches im Cakchiquel von Sacatepequez für „lieben", gern haben, „begehren" gebraucht wird, der Begriff von „Werth, Preis" zu Grunde.

Die Kaufidee, welche der Brautwerbung innewohnt, findet ferner ihren Ausdruck in der Bestimmung, dass das einmal eingegangene Eheversprechen seitens des Vaters eines jungen Mannes oder Mädchens als durchaus verbindlich galt und nicht rückgängig gemacht werden konnte. Ein Bruch desselben wurde als Betrug betrachtet und, ausserdem dass alle empfangenen Geschenke zurück gegeben werden mussten, noch strenge bestraft.

Den geschilderten ähnliche Werbegebräuche finden sich noch heute in den Dörfern des Quiché-Gebietes und in der Verapaz. Da ich dieselben anderwärts beschrieben habe, ist es nicht nöthig, hier näher darauf einzugehen [1].

Wenn sich eine freie Frau mit einem Sclaven verheiratete, so wurden die Kinder Sclaven.

Wenn eine Frau das Haus ihres Gatten böswillig verliess, um zu ihren Eltern zurückzukehren, oder wenn sie mit einem Verführer davonging, wurde sie erst gütlich zur Rückkehr gemahnt, und manche Männer warteten dergestalt gelegentlich ein Jahr lang auf ihre Frauen. Kehrte sie aber dann nicht wieder, so hatte der Mann das Recht, sich mit einer andern zu verheiraten, wodurch vermutlich die erste Ehe aufgehoben wurde.

Mit der Auffassung des ehelichen Verhältnisses als eines Kaufvertrages stand auch die strafrechtliche Verfolgung des Ehebruchs in Einklang. Zum Nachweise des Ehebruchs musste der betroffene Ehemann die Delinquenten in flagranti ertappen und falls ihm hiebei unbetheiligte Zeugen mangelten, genügte zur Ueberführung vor Gericht ein dem Ehebrecher weggenommenes Pfand, eine Sitte, welche sich noch zu Fuentes' Zeiten forterhalten hatte [2]. Ehebruch der Frau wurde zunächst durch mündliche Ermahnungen, im Wiederholungsfalle durch Verstossung bestraft. Vornehme, deren Frauen sich des Ehebruchs schuldig gemacht, konnten sich sofort wieder verheiraten. Das gemeine Volk welches, wohl der mit der Wiederverheiratung verbundenen Auslagen wegen, länger Geduld hatte, liess nur ganz unverbesserliche Ehebrecherinnen bestrafen, indem sie durch die Aeltesten des chinamit zu Sclaven erklärt wurden. Dasselbe Loos widerfuhr den Frauen, welche die Ausübung der ehelichen Pflichten verweigerten [3]. Frauen und Concubinen der obersten Häuptlinge traf, wenn sie des Ehebruchs überwiesen waren, die Todesstrafe [4].

Ueber die chinamit-Verfassung der Pipiles erfahren wir nichts Genaues; diese hatten sich aber die Verwandtschaftsgrade, innerhalb welcher die Heirat verboten war, in Gestalt von zwei gemalten Bäumen figürlich dargestellt. Der eine dieser Bäume, welcher die direkte Verwandtschaft in auf- und absteigender Linie darstellte, besass sieben Aeste als Symbole von Verwandtschaftsgraden, innerhalb welcher Jemand nur dann heiraten durfte, wenn er sich durch grosse Waffenthaten ausgezeichnet hatte, und zwar auch in diesem Falle nicht innerhalb des dritten Grades der Verwandtschaft. Der zweite Baum stellte in querer Richtung durch vier Aeste die vier Verwandtschaftsgrade dar, innerhalb deren die Heirat verboten war. Die Einzelnheiten dieser Anordnung sind aus dem, keineswegs klaren, Bericht des Palacio [5] nicht zu ersehen. Nur das ist bemerkt, dass geschlechtlicher Umgang zwischen Verwandten innerhalb dieser Grade für beide die Todesstrafe zur Folge hatte.

---

[1] Vgl. Stoll, Guatemala p. 350 und 378. [2] Fuentes I, p. 31. [3] Roman, III. fol. 176. [4] Fuentes I, p. 30.
[5] Palacio, Carta p. 80.

Die Heiratsgebräuche der Pipiles kennen wir durch Palacio[1]). Die Verwandten der Braut holten den Bräutigam, und dessen Verwandte die Braut ab und badeten sie im Flusse. Dann hüllte man jeden der Beiden in ein neues, weisses Tuch und brachte sie nach dem Hause der Braut, wo sie nackt mit ihren Tüchern zusammengebunden wurden. Die Verwandten des Bräutigams beschenkten die Braut mit Zeug, Baumwolle, Geflügel und Cacao; ebenso wurde der Bräutigam von den Verwandten der Braut beschenkt. Darauf wurde ein Festmahl abgehalten, an welchem der oberste Häuptling und der Oberpriester theilnehmen mussten.

Es ist also auch hier der Einfluss des chinamit auf die Eheschliessung unverkennbar. In der Sitte, die Verlobten in's Haus der Braut zu bringen, liegt ein matriarchalischer Zug, der auch noch in der ständigen Redensart „meine Mutter und mein Vater" (nu-te, nu-tata), also in der Voranstellung der Mutter als des wichtigern Theiles, sich wiederfindet, und an eine Zeit zu erinnern scheint, wo die Einhaltung der Männerlinie noch nicht üblich war. Dass diese Anklänge an ein Matriarchat auch heutzutage nicht ganz fehlen, beweisen die Fälle, wo die Mutter um einen Bräutigam für ihre Tochter wirbt und wo das junge Paar in ihr Haus zieht.

III. DIE VERWANDTSCHAFTS-BEZEICHNUNGEN.

A. *Einfache Form.*

Ueber die Nomenclatur sind wir, Dank den alten Grammatikern, am ausführlichsten für die Cakchiqueles unterrichtet. Wir bemerken hier Folgendes:

Die ältesten Vorfahren werden in den Cakchiquel-Annalen als ri oher tata mama „Väter und Grossväter der Vorzeit" oder als oher vinak „Leute der Vorzeit" bezeichnet. Zeitlich näherliegende Vorfahren werden als ka tee, ka tata „unsere Mütter und Väter" aufgeführt; die Nachkommen als c'ahol, meal, „Söhne und Töchter".

Die eigentliche Nomenclatur beginnt erst bei den Grosseltern und endet bei den Enkeln. Besondere, einfache Wortstämme finden sich für folgende Verwandtschaftsgrade:

Der Mann nennt:	Die Frau nennt:
den Grossvater mama	(mama)
die Grossmutter atit	(atit)
den Vater tata	(tata)
die Mutter te	(te)
den Oheim ikan	(tata oder yah tata)
den ältern Bruder nimal	xibal
den jüngern Bruder cha'k	(ch'uti xibal)
die Schwester ana	(nimal)
den Sohn c'ahol	al
die Tochter meal	al
den Neffen ica'k	(al oder c'ahol)
den Schwiegersohn hi	(ali)
die Schwiegertochter ali	(ali)
Enkelkinder beider Geschlechter mam	iy
den Schwager baluc	echam
die Schwägerin (ixnam)	achalcan

[1]) Palacio, Carta p. 79.

Hiezu ist zu bemerken, dass die durch Heirat erworbenen Verwandtschafts-Beziehungen eines Mannes, also die Bezeichnungen „Schwiegersohn, Schwiegertochter, Schwager und Schwägerin", sich nicht bloss auf die engere Familie in unserem Sinne bezogen, sondern jeder dem chinamit der Frau zugehörige Mann wurde als baluc vom Gatten, als hi vom Vater des Gatten bezeichnet.

Aus den Obigen werden die übrigen Benennungen durch Synthese gewonnen. So nennt

der Mann:	die Frau:
den Schwiegervater hi-nam	ali-nam
die Schwiegermutter hi-te	ali-te
den Vetter nahti-nimal [1])	nahti-xibal
die Base nahti-ana	nahti-nimal
den Stiefvater yah-tata oder tata-bal	(yah-tata oder tata-bal)
die Stiefmutter yah-te oder te-bal	(yah-te oder te-bal)
den Stiefsohn yah-c'ahol	yah-al
die Stieftochter yah-meal	yah-ixok-al

Der Umstand, dass die Frauen für mehrere Verwandtschaftsgrade Benennungen haben, welche von denen der Männer abweichen, ist theils auf die Verschiedenheit der Stellung beider im chinamit infolge der Exogamie, theils auf diejenige infolge der socialen Stellung der Frau überhaupt, drittens endlich auf den Unterschied in der physiologischen Rolle des Mannes und der Frau gegenüber der Nachkommenschaft zurückzuführen. So bezeichnen Mann und Frau die Schwester ihres Vaters als yah-te, (Stiefmutter), da dieselbe bei allfälliger Heirat in ein fremdes chinamit aufgenommen und dadurch ihren leiblichen Verwandten ferne gerückt wird. So bezeichnet die Frau ihre ältere Schwester als nimal, wie ein Mann seinen ältern Bruder; ihren ältern Bruder dagegen nennt sie xi-bal (vom Stamme xi „verehren, gehorchen" und dem Suffix bal, (das sich auch in tata-bal und te-bal wiederfindet), da sie ihm untergeordnet und daher Achtung schuldig ist, denn er wird beim Tode des Vaters das Haupt der Familie. Ihre Kinder nennt die Frau al, ein Stamm, der gleichzeitig „schwer, Gewicht" bezeichnet und es daher nahe legt, dass das Tragen der ungebornen Frucht im Mutterleibe Anlass zu diesem Terminus gegeben habe.

Ausser den oben gegebenen finden sich im Cakchiquel noch einige andere Ausdrücke für gewisse Verwandtschafts-Beziehungen, wie ch'uti ana (kleine Schwester) für „jüngere Schwester" des Mannes, ch'uti xibal für den jüngeren Bruder der Frau, nabey c'ahol für den erstgebornen, ch'ip für den jüngsten Sohn.

Es wird also vor Allem die direkte Verwandtschaft in auf- und absteigender Linie, und zwar unter Einhaltung der Männerlinie, ferner die direkte Verschwägerung und das Stiefverhältniss durch besondere Bezeichnungen ausgedrückt, die indirecte Verwandtschaft aber verliert sich schon vom Vetter an in den allgemeinen Ausdrücken der Zugehörigkeit zum gleichen chinamit, dessen Glieder sich alle als verwandt betrachten.

Es finden sich ferner besondere Ausdrücke für „verwittwet" (malcan) und verwaist (mebá), für Gattin (ixhayil) und Gatte (achijil).

B. *Die Reverentialformen der Nomenclatur.*

Die obige Zusammenstellung zeigt die Verwandtschafts-Ausdrücke in ihrer einfachsten

[1]) Das Präfix naht bedeutet „entfernt", also nahti-nimal „mein entfernter Bruder" etc.

Form. Indessen sind dieselben sämmtlich gewisser Erweiterungen durch Suffixe fähig, deren es im Cakchiquel zwei gibt, nämlich atz und xel. Einige Worte, wie ali Schwiegertochter, hi Schwiegersohn, tata Vater, c'ahol Sohn, können sowohl das eine, wie das andere Suffix annehmen, z. B.:

einfache Form:	ali Schwiegertochter	Suffixform:	alib-atz und alib-axel
„	hi Schwiegersohn	„	hi-atz und hi-axel
„	tata Vater	„	tata-tz und tata-ixel
„	c'ahol Sohn	„	c'ahol-atz und c'ahol-axel.

Beide Formen sind als Reverential-Ausdrücke aufzufassen, welche gebraucht werden, wenn eine besondere Ehrfurcht, Höflichkeit oder Zärtlichkeit ausgedrückt werden soll. Sie haben daher in der Kirchensprache ausgiebig Verwendung gefunden [1]. Am häufigsten sind im Cakchiquel die Formen auf xel, von denen folgende in Ergänzung obiger Zusammenstellung erwähnt werden mögen:

alinam-uxel Schwiegervater der Frau	ikan-ixel Oheim
alite-exel Schwiegermutter der Frau	ixhail-axel Gattin
anab-ixel Schwester des Mannes	ixnam-uxel Schwägerin des Mannes
baluqu-ixel Schwager	mam-axel Enkelkind
cha'k-ixel jüngerer Bruder	meal-axel Tochter des Mannes
echam-uxel Schwager der Frau	nahti-cha'k-axel jüngerer Vetter des Mannes
hinam-uxel Schwiegervater des Mannes	nahti-anab-ixel Base des Mannes
hite-exel Schwiegermutter des Mannes	nahti-nima-xel älterer Vetter des Mannes
ica'k-ixel Neffe	te-exel Mutter.

Vergleichen wir nun mit diesem Verhalten der Quiché-Idiome die Sprachen der grossen Culturvölker der Nachbarländer, so finden wir, dass der Maya von Yucatan für die obgenannten reverentialen Verwandtschafts-Bezeichnungen Analoga fehlen. An Stelle der reverentialen Formen ahau-ixel und tata-atz des Quiché und Cakchiquel fanden die spanischen Priester nur das Abstractum yumil (vom einfachen yum Vater) um in den Kirchengebeten „Gott Vater" auszudrücken.

In excessiver Weise entwickelt treten uns dagegen die Reverentialformen in der Sprache der Mexikaner entgegen, welche den Maya-Sprachen durchaus stammfremd ist. Nicht nur kann sich im Nahuatl das Reverentialsuffix tzin mit Nomina, Pronomina, selbst mit blossen Partikeln verbinden, sondern auch die Verbalflexion ist in der höhern Rede derart mit Reverential-Elementen durchdrungen, dass ohne genaue Kenntniss derselben die Analyse complicierterer Wortformen unmöglich ist [2].

In den Maya-Sprachen Guatemalas fehlen nun die Reverentialformen in der Verbalflexion gänzlich und sie halten mit Hinsicht auf diese gewissermassen die Mitte zwischen der Maya von Yucatan und dem Aztekischen von Mexico. Man dürfte nach dem Gesagten

---

[1] Vgl. BRASSEUR, Grammaire p. VII und VIII.

[2] Beispiele:

Einfache Form:	no-ta mein Vater.	Reverentialform:	no-ta-tzin
„	nehuatl ich	„	nehua-tzin
„	amo nicht	„	amo-tzin
„	ni-tla-qua ich esse (etwas)	„	no-c-on-tla-qua
„	ni-te-tlaçotla ich liebe	„	ni-no-tlaçot-ilia
„	ni-qu-itoa ich sage (etwas)	„	ni-qu-in-it-al-huia
„	ni-no-tlaloa ich renne	„	ni-no-tlalo-tzin-oa.

berechtigt sein, in den Reverentialformen der Guatemala-Sprachen einen neuen Hinweis auf die kulturelle Anlehnung dieser Stämme an Mexico zu erblicken. Es ist sogar vielleicht nicht ganz ohne Bedeutung, dass diejenige Form des Aztekischen, welche den Maya-Stämmen Guatemala's am ehesten und am intensivsten zur Kenntniss gelangte, das Pipil, das Reverentialsuffix tzin nur noch verstümmelt als tz enthält (z. B. mu-ta-tz „Vater", mu-nan-tz „Mutter" in Salamá statt no-ta-tzin und no-nan-tzin), wodurch möglicherweise der Uebergang zum tata-atz des Cakchiquel gegeben ist.

IV. DIE REGIERUNG.

Das Vorhandensein von Reverentialformen lässt auf das Bedürfniss schliessen, sociale Rangunterschiede, ein Höher und Tiefer auf der Stufenleiter der Gesellschaft zu unterscheiden, wie ein solches der fortgeschrittenern Cultur eines ansässigen Volkes entspricht. Bot schon die engere Familie Anlass zum Gebrauche von Reverentialformen der Rede, als Ausdruck der Verehrung der Kinder für ihre Eltern, der Zärtlichkeit der Eltern für ihre Kinder, der Achtung der Schwestern für ihre Brüder als präsumptive Nachfolger in der väterlichen Autorität, so war doch erst die weitere Familie, das chinamit oder calpul, der Entwicklung solcher Ausdrücke recht günstig. Sie ersetzten innerhalb des chinamit den Mangel an speciellen Bezeichnungen für entferntere Verwandtschaftsgrade und sie gestatteten alle Rücksichten der Höflichkeit gegen die Angehörigen eines andern chinamit, mit dem man durch Heirat in verwandtschaftliche Beziehungen getreten war. Indessen blieb ihr Gebrauch nicht bloss auf diese Fälle beschränkt, sondern erstreckte sich auch auf die Mitglieder derjenigen Familien, welche von Alters her durch ihre Abstammung und ihre sociale Stellung auf eine besonders ehrfurchtsvolle Behandlung Anspruch hatten, da ihnen durch alten Brauch die Leitung des gesammten Volkes übertragen war.

Der allgemeine Ausdruck, mit welchem alle über dem gemeinen Volke Stehenden, also die „Vornehmen", bezeichnet wurden, ist ajau, ein Titel, welcher also nicht bloss einer speciellen Stellung zukam, sondern zur nähern Bezeichnung dieser noch weiterer Ausdrücke bedurfte. Das Wort ajau wird von Brasseur und Brinton [1]) auf die Autorität des Ximenez hin als „Träger des Halsbandes" erklärt, eine Deutung, welche ich keineswegs für hinlänglich belegt ansehen kann. Vielmehr möchte ich diese darin suchen, dass das Radikal au in verschiedenen Synthesen der Quiché-, Pokom- und Mam-Sprachen vorkommt, stets mit der Bedeutung „Feld, säen, das Feld bestellen" [2]), aj-au ist also zunächst „derjenige, der das urbare Land unter sich hat", demnach vermutlich derjenige, der dessen Vertheilung an die Mitglieder des chinamit besorgt. In dieser Fassung entspricht der ajau genau dem calpullec oder chinancallec des mexikanischen calpulli und ist gewissermassen die wörtliche Übersetzung von calpullec. Später, auf einer entwickeltern Stufe, ist dann wohl der Begriff „Herr des Landes" als grundlegende Bezeichnung für die obersten Häuptlinge dazu gekommen.

Die niederste Stufe der ajau bildeten die Aeltesten der einzelnen (weitern) Familien, indem an der Spitze jedes chinamit ein Oberhaupt stand, welches als Sprecher die Interessen des chinamit bei der Obrigkeit vertrat und andererseits für die Ausführung ihrer Befehle, sowie für die Aufrechterhaltung der Ordnung im chinamit und vor Allem

[1]) Brinton, Cakchiquel Annals p. 36. [2]) Stoll, Ixil-Gr. p. 155.

für die zweckmässige Vertheilung des vom chinamit gemeinsam geeigneten Landes an die einzelnen Mitglieder Sorge trug. Dieses Oberhaupt des chinamit trug im Cakchiquel den specielleren Titel ajtz'alam [1]), was die heutigen Indianer mit „principal" oder „calpul" übersetzen. Die Aeltesten der chinamit bildeten demnach nicht eine legislative, sondern die niederste Executivbehörde. Ihr Amt war nicht erblich, sondern wurde nur alten Männern von anerkannter Intelligenz und erprobter Tüchtigkeit nach freier Wahl von den Angehörigen des chinamit übertragen, obwohl man, wie bei den höhern Aemtern beim Tode eines ajtz'alam, seinen direkten oder nähern Verwandten bei gleicher Tüchtigkeit vor Fernstehenden den Vorzug gab.

In einigen Maya-Sprachen ist dann der Name ajau, welche zunächst nur den Aeltesten des chinamit, gleichsam den Vater der weitern Familie bezeichnete, auch auf den Vater der engern Familie übergegangen, und wird ferner als Achtungstitel gegen ältere Bürger des Dorfes angewandt, wie im Pokonchí (aj-au und j-au). Die Kirchensprache des Quiché braucht ajau auch für den himmlischen Vater.

Trotzdem die Wahl zum Aeltesten des chinamit eine Volkswahl war und wesentlich durch die Tüchtigkeit zum Amte bestimmt wurde, so war doch auch die Abstammung von einer als alt bekannten, schon seit unvordenklicher Zeit im Lande ansässigen Familie ein nothwendiges Requisit [2]). Nicht weniger war dies der Fall für die höhern und höchsten Staatswürden. Den höchsten Rang nahmen die Abkömmlinge gewisser Familien ein, welche ihren Stammbaum bis in die mythische Vorzeit hinauf auf einen der „ersten Menschen" (nabey vinak) zurückführen konnten. So berichtet der Indianer D. Francisco García Calel Tzumpan Xanila [3]), der im J. 1544, also kurz nach der Eroberung schrieb, wo die alten Ueberlieferungen noch genau bekannt waren, dass die wandernden Stämme von dreizehn „vornehmen Familien" (principales familias) angeführt gewesen seien. Von diesen besassen fünf besonders hohen Rang, so dass von einer derselben (Copichoch) die obersten fürstlichen Personen der Quichés abstammten, die zum Unterschied von den gewöhnlichen ajau als „caciques" bezeichnet wurden. Da jedoch cacique kein Quiché-Wort, sondern von den Antillen herübergenommen ist, so dürfte das entsprechende Quiché-Wort wohl ajau-ajpop gewesen sein, und die ajpop der Quiché-Völker entsprachen ihrer Stellung nach den mexikanischen tlatoques; sie sind es, die in den spanischen Berichten als „reyes" und „soberanos" erscheinen.

Dieser höchste Rang blieb offenbar auf die relativ wenigen engern Familien beschränkt, welche sich in directer Männerlinie von den Urvätern herleiten konnten. Je weiter sich die collaterale Verwandtschaft von der directen Linie entfernte, desto tiefer sank auch der Rang des Einzelnen.

Während die Häupter der chinamit, also die ajau ajtz'alam den niedersten Rang als Staatsbeamte einnahmen, so besassen die ajau ajpop den höchsten. Während aber die Häupter der chinamit direct durch das Volk gewählt wurden, geschah die Wahl zum wirklich regierenden Fürsten durch die ajau, das heisst, die Angehörigen der vor-

[1]) tz'alam ist alles, was die Form eines Brettes besitzt, oder aus Brettern gemacht ist, und ajtz'alam wird daher heutzutage für „Tischler" gebraucht. Die Beziehung des Wortes tz'alam zum Amte der Ältesten des chinamit ist daher dunkel, wenn nicht etwa der Schlüssel dazu darin liegt, dass wie Ximenez (p. 167) berichtet, die öffentlichen Gebäude als tz'alam-coxtum bezeichnet wurden, so dass also ajtz'alam der „Aufseher der öffentlichen Gebäude" wäre. Damit würde der Umstand übereinstimmen, dass im heutigen Pokonchí das identische tz'ilom noch Gefängniss bedeutet.

[2]) Juarros, II p. 10. Zurita p. 50. [3]) Juarros, II p. 10.

nehmen, aber dem Range nach unter der königlichen Familie stehenden Geschlechter.

Um für die höchste Staatsstelle Personen von reifer Erfahrung zu erhalten, existierte ein eigenthümliches Promotionssystem, wonach der Thronberechtigte, um an die Spitze des Staates zu gelangen, bereits untergeordnete Grade im Staatshaushalt bekleidet haben musste. Beispielsweise wird von den Quichés berichtet, dass ihre oberste Behörde aus drei Männern bestand, von denen nur einer den höchsten Rang bekleidete. Sein Rangabzeichen war ein dreifacher Thronhimmel aus kostbaren Federn. Ihm folgte im Rang ein anderer Häuptling, dessen Sitz einen doppelten Baldachin besass, der dritte Beamte hatte nur Anspruch auf einen einfachen Thronhimmel. Sie theilten sich in die obersten Staatsgeschäfte. Beim Tode des obersten Beamten rückte der zweite an dessen Stelle, und der dritte übernahm die Geschäfte des zweiten. An die vakant gewordene Stelle des dritten wurde aus den Brüdern oder Söhnen des Verstorbenen ein neuer Beamter gewählt. Es waren also die obersten Häuptlingswürden innerhalb gewisser subgentes erblich, und zwar nicht bloss vom Vater auf den Sohn, unter Einhaltung des oberwähnten Turnus, sondern auch vom ältern Bruder auf den jüngern. So erzählt Zurita [1]), dass er in Tecpam Guatemala, der alten Hauptstadt der Cakchiqueles, einen Häuptling gekannt habe, der seinem Bruder im Amte gefolgt sei, und zwar mit absichtlicher Uebergehung des Sohnes desselben, da dieser blind war.

Der Zweck dieser Bestimmungen war, zu verhüten, dass ein Kind oder ein unfähiger Mann an die Spitze der Regierung gestellt wurde, indem durch die Einführung des Beförderungsturnus ein Thronkandidat erst in reifern Lebensjahren zur Regierung gelangte und indem durch die Freiheit der Uebertragung des höchsten Amtes auf Brüder oder Söhne des verstorbenen Oberhäuptlings Opportunitäts-Rücksichten zu Gunsten des Staates viel ausgiebiger walten konnten, als bei einer strengen Majorats-Succession.

Dass das Princip successiver Beförderung von einfachern zu verantwortlichern Aemtern nicht bloss auf die höchsten Stellen beschränkt war, beweist der Umstand, dass dasselbe heute noch bei der Besetzung der indianischen Gemeindeämter üblich ist, wie denn auch Fuentes [2]) aus seiner Zeit erzählt: „So wird es auch heute noch unweigerlich für die Aemter „der Alcalden gehalten, zu welchen sie erst gelangen, wenn sie die untergeordneten Stellen „von alguaciles, Schreibern, und alguáciles mayores passiert haben."

Trotzdem die Würde des obersten Häuptlings und seiner Räthe durch kostbare Kleidung, prächtige Wohnung, Thronsessel, durch die Befreiung von aller niedern Arbeit, sowie durch besondere Reverentialformen in der Anrede (ajau-al, ajau-ixel, lal) gekennzeichnet, und trotzdem sie durch uralte Sitte an besondere Familien geknüpft war, die als weit über dem gemeinen Volke stehend betrachtet wurden, war die Rolle der obersten Häuptlinge doch keineswegs diejenige von völlig willensfreien Despoten, sondern vielmehr von verantwortlichen Staatsbeamten.

Ihr Thun und Lassen war daher der Kritik der übrigen Vornehmen (ajau) unterstellt und da die niedersten derselben, die Aeltesten der chinamit, bloss Delegierte des Volkes waren, so übte auch dieses durch die Aeltesten gewissermassen die Controle über seine obersten Beamten aus.

Wie wenig die ganze Organisation eine in unserm Sinne monarchische oder gar despotische war, geht aus den strafrechtlichen Bestimmungen deutlich hervor. Falls die Ober-

---

[1]) Zurita, p. 18. [2]) Fuentes, I p. 25.

häuptlinge ein tyrannisches und grausames Regiment führten, so beriethen die Angehörigen der vornehmen Familien, also die ajau, mit den Aeltesten der chinamit, also mit den Delegierten des Volkes, die zur Abhülfe zu treffenden Massregeln. Diese konnten in Absetzung des Oberhäuptlings und sogar in der Todesstrafe bestehen. Seine Familie ging dabei der mit der Oberhäuptlingswürde verbundenen Güternutzniessung verlustig und die Frauen und Kinder des Abgesetzten wurden zu Sclaven erklärt. Sein Nachfolger wurde durch gesetzmässige Wahl ein naher Verwandter, an den die Nutzniessung der königlichen Güter überging[1]. Indessen berichtet Ximenez[2], dass kein Fall der Ausführung dieses Gesetzes bekannt sei, so dass dieses wohl nur als Zaum für die Könige (de freno á los reyes) gedient habe.

Der oberste Häuptling, der von den Spaniern als „rey" bezeichnet wird, und seine Beisitzer bildeten demgemäss den obersten Rath der Tribus. Die Zahl der Beisitzer wird nach den Stämmen verschieden angegeben. Für die Quichés werden zwei derselben genannt, während dem Oberhäuptling der Tz'utujiles ein Rath von vier Männern zur Seite stand, welche als Executivbehörde, als Schatzmeister und Steuereinnehmer fungierten[3].

Dieser oberste Rath der Tribus bildete die eigentliche Landesregierung, er beschloss Krieg oder Frieden mit den Nachbarstämmen, ging mit diesen Conföderationen ein, wählte die Beamten der unterjochten Provinzen, entsandte Abgeordnete an die Regierung fremder Stämme, übte durch besondere Delegierte die oberste Gerichtsbarkeit und führte den Krieg.

Die Kosten der Verwaltung bestritt die Regierung aus den Tributen und Frohnen, welche die einzelnen Ortschaften zu leisten verpflichtet waren. Die Tribute bestanden vor Allem in den Bedürfnissen für den täglichen Unterhalt, wie Mais, Cacao, Bohnen, Geflügel und Honig, ferner in Material zur Verfertigung von Luxusgegenständen, also in Gold und Edelsteinen, in kostbaren Federn, ferner in Sclaven beiderlei Geschlechtes[4]. Endlich besassen die Häuptlinge besondere Jagdbefugnisse und die chinamit des Stammes waren verpflichtet, den Oberhäuptlingen Wohnungen zu bauen. Die Art und Weise, wie die Indianer von Atitlan (l. c.) diese Tribute erwähnen, lässt darauf schliessen, dass dieselben von der Regierung den einzelnen Ortschaften in toto auferlegt wurden, und dass die Vertheilung auf die einzelnen Sonderfamilien Sache der Aeltesten des chinamit war, wie in Mexico. Dadurch blieb Recht und Billigkeit und eine den localen Verhältnissen angepasste Vertheilung der Einzelbeiträge zu dem einer Ortschaft auferlegten Gesammttribut ohne Zweifel besser gewahrt, als bei directer Einmischung der Regierungsbeamten in die Verhältnisse des Einzelnen. Die Gemeinden unterhielten zum Zweck der Steueraufbringung an Feldfrüchten besondere Grundstücke, die sie wohl abtheilungsweise von den Bewohnern, resp. deren Sclaven, bearbeiten liessen und deren Rest wir in der heutigen Einrichtung der „Milpa comunal" erblicken dürfen. Die „Milpa comunal" (Gemeinde-Maisfeld) der indianischen Dörfer des heutigen Guatemala, zu deren Bearbeitung sämmtliche Dorfbewohner abtheilungsweise verpflichtet sind, dient dazu, die Gemeindekasse zu unterhalten. Die einzelnen Abtheilungen der Bewohner arbeiten je eine Woche in diesen öffentlichen Grundstücken und werden von Sonntag zu Sonntag abgelöst[5]. Diese moderne Einrichtung mag uns eine Vorstellung von den vorspanischen Verhältnissen geben, denen sie ohne Zweifel entsprungen ist.

Im obersten Rath der Tribus und in den Aeltesten der chinamit sind die höchsten

---

[1] Fuentes, I, p. 30. [2] Ximenez, p. 197. [3] Requête, p. 418. [4] Requête, p. 416, 417.
[5] Stoll, Guatemala p. 354.

und die niedrigsten Staatsbeamten gegeben. Zwischen beide Amtsstellen, die nicht direct miteinander verkehrten, schoben sich aber noch zahlreiche andere Beamte ein, die ebenfalls auf die allgemeine Bezeichnung ajau Anspruch hatten, also Abkömmlinge der alten Familien waren, und daher den tectecuhtzin und pipiltin Mexico's zu vergleichen sind. Sie standen auf verschiedenen Stufen des Ranges, je nach dem Umfange ihrer Machtbefugniss, was unter anderm daraus hervorgeht, dass die Indianer von Atitlan in ihrem Schreiben an Philipp II, sie mit Herzogen, Markgrafen, Grafen, Rittern, Adeligen vergleichen. Verschiedene Stellen der Berichte sprechen dafür, dass Angehörige dieser Adelsklasse nach Gutdünken und zwar von den obersten Machthabern und nicht vom Volke mit Verwaltungsstellen belehnt wurden. So sagt der „Titulo de los Señores de Totonicapam" [1]): „Die alten Häuptlinge wählten und investierten andere Vornehme, damit diese in den verschiedenen Gegenden, welche sie zu besetzen gingen, bereits eine feste Stellung hätten und die Stelle von Unterhäuptlingen versehen könnten. Sie wählten sie, während alle in einem Hause in vollständiger Versammlung beisammen waren. Sie wählten also neun mit von dem Titel ajtz'alam, neun mit dem Titel rajpop-ajtz'alam und neun mit dem utzam-chinamital" [2]).

Ausser den ebengenannten sind zahlreiche andere Benennungen und Titel der verschiedenen, zwischen den obersten und niedersten Häuptlingen stehenden Functionäre überliefert, und seit Brasseur fehlt es nicht an Versuchen, dieselben etymologisch zu erklären. Indessen sind diese Versuche nachweisbar in ihrer Mehrzahl so unbefriedigend, dass es nicht gelingt, die Function und Stellung jedes einzelnen Beamten sicher nachzuweisen. Es ist daher gerathener, sich einer genauen Schematisierung dieser Beamtenhierarchie zu enthalten und sich nur allgemein dahin auszusprechen, dass aus der Klasse der ajau alle diejenigen Beamten gewählt wurden, welche die verschiedenen Zweige der Provincialverwaltung in Krieg und Frieden auf geistlichem und weltlichem Gebiet notwendig machten. Dahin gehörten zunächst die Personen der nächsten Umgebung des jeweiligen obersten Rathes, welche nach der Auffassung der Spanier dessen „Hofstaat" bildeten, die wir aber wol richtiger als „erweiterten Staatsrath" bezeichnen können. Dahin gehörten ferner die Beamten für das Eintreiben der Tribute, diejenigen welche an Stelle und als Vertreter der Oberhäuptlinge in den Provinzen Recht sprachen, die Provinzialverwalter, die untern Truppenführer und, wie wir später sehen werden, die Priester. Da aber anzunehmen ist, dass nicht die ganze Descendenz der Angehörigen der vornehmen Familien im activen Dienst Verwendung fand, so gab es ohne Zweifel auch in Guatemala, wie in Mexico, Leute ohne Amt, welche bloss „nobles de raza", entsprechend den mexikanischen pipiltin, waren. Aus ihnen wurden wol durch die Oberhäuptlinge auch die Beamten für die neu unterjochten Provinzen gewählt, deren Amt ebenfalls auf ihre Brüder oder Söhne übergieng, vorausgesetzt, dass diese hiezu tauglich waren. Hinterliessen solche Gouverneure weder Söhne noch Brüder, so wählte man den geeignetsten ihrer Verwandten, stets aus der Klasse der ajau. Zu ihrem Unterhalt diente der Ertrag eines besonderen Grundstückes [3]).

Die Gesammtheit der höhern Beamten des Landes bildete gewissermassen einen Nationalrath, ohne dessen Gutheissung keine wichtige Massregel getroffen werden durfte. Als

[1]) Titulo, p. 54.

[2]) Ueber ajtz'alam (nicht ajgalam, wie H. de Charencey schreibt) siehe oben p. 4. rajpop-ajtz'alam deutet einen höhern Rang an, als das einfache ajtz'alam, und utzam-chinamital bedeutet einfach „das Haupt" oder „die Spitze des chinamit".

[3]) Zurita, p. 407.

z. B. Alvarado im J. 1521 die ersten Schlachten auf dem Hochland von Quezaltenango gegen das Heer der Quichés siegreich geschlagen hatte, versammelten die Oberhäuptlinge des Quiché-Reiches, Oxib-Queh und Beleheb-Tzy, diesen Nationalrath, bestehend aus den Angehörigen der königlichen Familie und den ersten Beamten des Staates, um über die weitern Massnahmen zu berathen [1]) Wenn der Beschluss gefasst war, mochte er nun den Krieg oder etwas Anderes betreffen, so theilten die ajau denselben den Aeltesten der chinamit mit. Diesen lag es ob, den Angehörigen ihres chinamit davon Mittheilung zu machen und diese führten dann die Beschlüsse des Nationalrathes aus.

Eine Hauptaufgabe der Staatsbeamten war die Rechtspflege, deren Gerechtigkeit und Zweckmässigkeit, aber auch Härte von den Schriftstellern ausdrücklich hervorgehoben wird.

Wichtige Fälle entschied der Oberhäuptling unter Zuziehung seines Rathes, eventuell durch Entsendung von Abgeordneten, die Mitglieder der königlichen Familie waren, in entferntere Landestheile [2]). In den einzelnen Ortschaften übten die Häupter der chinamit die niedere Gerichtsbarkeit.

Die gesetzlichen Strafen bestanden in der Todesstrafe, in der Confiscation des Sondereigentums, in Bussen, und in Degradierung in den Stand der Sklaven. Gefängnissstrafen waren nicht üblich.

Mit der Todesstrafe wurden belegt: Aufreizung zum Aufruhr wider die Obrigkeit, Verrath gegen die Regierung und das Land, Flüchtigwerden der Vasallen, Mord, Ehebruch mit einer verheirateten Frau aus einem der vornehmsten Geschlechter, widernatürliche Unzucht, vollendete Nothzucht, Jagd- und Fischfang auf fremdem Gebiet, Brandstiftung, Tempelraub grösseren Umfanges, schädliche Zauberei, schwerer Diebstahl und Jagdfrevel.

Die Todesstrafe bestand:

Im Herabstürzen von hohen Orten (despeñar): für Tempelraub und Ehebruch Gemeiner mit vornehmen Frauen.

In der gewöhnlichen Hinrichtung durch Oeffnen der Brust und Ausschneiden des Herzens: für Ehebruch Vornehmer mit vornehmen Frauen, Landesverrath, Flucht der Vasallen, Uebergang zum Feinde.

In Verbrennung: für Zauberei.

Im Erhängen: für rückfällige, unverbesserliche Diebe.

In Opferung: für Kriegsgefangene und ertappte Wildfrevler.

Die Angehörigen eines Brandstifters, der als schwerer, gemeinem Wohle gefährlicher Verbrecher hingerichtet wurde, wurden verbannt.

Die Bussen wurden zunächst zum Zweck des Schadenersatzes an den Geschädigten, dann aber auch darüber hinaus, als Strafe, verhängt für Diebstahl, für Hurerei mit fremden Sklavinnen, für widernatürliche Unzucht. Schadenersatz musste ferner geleistet werden bei fahrlässigem Verlust anvertrauten Gutes [3]).

Auch aus der Art der Handhabung der Strafbestimmungen geht neuerdings deutlich hervor, dass als die grundlegende Einheit des Staates nicht die Sonderfamilie, sondern das chinamit, die subgens, zu betrachten ist. Wenn sich z. B. Jemand durch Flucht seinen Obliegenheiten als Unterthan entzog, so musste sein chinamit eine bestimmte Strafe

[1]) Milla, p. 73. [2]) Requête, p. 417.
[3]) Ueber die strafrechtlichen Bestimmungen vgl. Fuentes, I p. 30 sqq., Roman, III fol. 159., Requête, p. 417 sqq., Juarros II p. 29 sqq., Torquemada, t. II lib. 12 cap. 8., p. 387 sqq.

zahlen. Bei leichtern Fällen von Tempelraub verfiel der Thäter und seine Kinder, also die engere Familie, der Sklaverei, im Wiederholungsfall wurde er getödtet und die Sklaverei erstreckte sich auf die Agehörigen des ganzen chinamit. Ferner erzählt FUENTES, dass ein Dieb, wenn er einer reichen Familie angehörte, durch sein chinamit losgekauft werden konnte, indem dieses Schadenersatz und Strafe zahlte. Im Wiederholungsfalle war allerdings auch der calpul nicht mehr im Stande, den Verbrecher von der Todesstrafe zu retten.

Zu den Berichten der ältern Zeit, die hinsichtlich dieser Haftpflicht und des Haftrechtes des chinamit der wünschbaren Vollständigkeit entbehren, liefert uns THOMAS GAGE [1]) werthvolle Ergänzungen. Zu seiner Zeit, also circa 100 Jahre nach der Eroberung, wurde ein angeklagter Indianer erst dann von den indianischen Richtern verurtheilt, nachdem dem chinamit des Beklagten und vor allem dem Aeltesten desselben von der Klage und ihrem Strafmass Mittheilung gemacht war. Erst wenn das chinamit sich mit der Strafe einverstanden erklärte, konnte diese vollzogen werden. Danach ist es sehr wahrscheinlich, dass auch beim Strafverfahren der vorspanischen Zeit die Zustimmung des chinamit zum Strafvollzug nothwendig war, und es ist anzunehmen, dass sich die Spuren dieser Anschauungen auch heute noch in denjenigen Ortschaften finden, wo die Indianer noch eine eigene niedere Gerichtsbarkeit besitzen, wie in Quezaltenango, Totonicapam, Tecpam etc.

Die Güter Hingerichteter wurden confisciert und dienten zur Unterhaltung der obersten Gerichtspersonen [2]).

Ein besonderer Richter leitete ferner, nach mexikanischem Muster, die Tauschgeschäfte auf dem Markte, indem er die Preise der Waaren festsetzte, über allfällige Streitfragen entschied und dafür sorgte, dass Niemand zu Schaden kam [3]).

Bei den PIPILES [4]) stand die Todesstrafe auf folgenden Verbrechen: Blasphemie, Ehebruch mit der Frau eines Andern, geschlechtlicher Umgang innerhalb der verbotenen Verwandtschaftsgrade, schwerer Raub, Nothzucht.

Unzüchtige Reden und Geberden gegen verheirathete Frauen hatten Verbannung und Confiscation der Güter zur Folge.

Zu Sklaven wurden erklärt die Verführer fremder Sklavinnen, falls sie sich nicht durch Kriegsthaten derart hervorgethan hatten, dass der Oberpriester sie freisprach. Lügner wurden gepeitscht, und, falls ihre Lügen Kriegsangelegenheiten betrafen, zu Sklaven gemacht.

V. DAS VOLK.

Fragen wir nun, nachdem ausführlich von den höhern Schichten der Gesellschaft, den ajau, die Rede war, nach denjenigen Elementen, welche das eigentliche Volk bildeten, so finden wir dessen nirgends besonders erwähnt, da nach der Auffassung der indianischen Geschichtschreiber offenbar nur den ajau eine erwähnenswerthe Bedeutung im Staate zukam. Die ajau aber waren die Abkömmlinge von „bekannten" Familien, deren Genealogie bis auf die Urzeit zurückzuführen war. Diesen „bekannten" Familien standen offenbar eine grosse Anzahl „unbekannter" Familien gegenüber, deren Ursprung unbekannt oder niedrig war. Sie bildeten das eigentliche „Volk", welchem in erster Linie die Bebauung des Landes, die Aufbringung der Steuern des chinamit, dann gewisse Frohndienste, wie das Erbauen

[1]) GAGE p. 313. [2]) REQUÊTE p. 417. [3]) ROMAN, t. III fol. 160. [4]) PALACIO, p. 80.

der steinernen Tempel und Fürstenhäuser, die Ausübung der verschiedenen Gewerbe, an denen theils die Männer, theils die Frauen theilnahmen; dann das Tragen von Lasten, namentlich auch die Beförderung der Lebensmittel im Kriege, sowie endlich der active Waffendienst zukam. Eine allgemeine Bezeichnung für „Volk" oder „Gemeiner" im Gegensatz zu den ajau, etwa wie das mexikanische macehualli ist nicht bekannt. Das gänzliche Stillschweigen, welches die indianischen Geschichtschreiber über alles das „Volk" betreffende Detail beobachten, lässt darauf schliessen, dass die Kluft, welche das Volk von den ajau trennte, nicht weniger gross war, als in Mexico, wo die macehualli stets von der Regierung ausgeschlossen blieben [1]).

Von der Existenz eines besondern Handelsstandes, wie in Mexico, lesen wir nichts. Die Häuptlinge der Verapaz trugen zwar Sorge dafür, dass grosse und reiche Märkte abgehalten wurden, wo die Producte der verschiedenen Landesgegenden von ihren Produzenten zusammengebracht und gegen andere umgetauscht wurden: Mais für Frijol und Frijol für Cacao, Baumwolltuch für Gold und kleine Kupfer- oder Goldäxte, für Schmuckfedern und Edelsteine, Fleisch für andere Nahrungsmittel [2]).

Volksernährung. — Der Landbau umfasste je nach der Landesgegend eine Anzahl verschiedener Nutzpflanzen. Die wichtigsten davon waren der Mais, von welchem eine Reihe von Varietäten cultiviert wurde, die alle besondere einheimische Namen trugen, ferner die schwarze Bohne (Phaseolus vulgaris varr.), von der ebenfalls mehrere Spielarten bekannt waren, wie die Untersuchung der Sprachen zeigt. Diese beiden Pflanzen bildeten die Grundlage der ganzen Volksernährung, und namentlich die auf die Maiskultur und auf die Maisgerichte bezüglichen Ausdrücke würden, zusammengestellt, ein recht stattliches Verzeichniss ergeben.

Es bietet zur Beleuchtung der Frage, wie viel Guatemala der aztekischen und wie viel der Maya-Kultur zu verdanken habe, ein gewisses Interesse, einige dieser Ausdrücke in den in Frage kommenden Sprachen zu untersuchen, weshalb nachstehendes Verzeichniss derselben hier Platz finden möge.

	Nahuatl.	Huasteca.	Maya.	Tzental-Gruppe.	Mame-Gruppe.	Pokom-Gruppe.	Quiché-Gruppe.
Maisfeld	milli	em	kol (col)	kal	com	ivuan	avuan, abix
Maisstaude	centzontlaolli?	—	nal	—	avual	ivuan	avuan
Maiskörner	tlaolli	is is	ixim	ixim	ixim	ixim	ixim
Maiskolben	sintli	guai	nal	nal	jal	jal	jal
Hülle des Maiskolbens.	totomochtli	jojob	joloch	jojoch	—	tulub	joc
Axe d. Maiskolbens	olotl	bojol	bakal (bacal)	bakal	balaj	bajlak	pi'k
Teig aus gemahlenem Mais	textli	coyem	(keyem) zacan	patas	ma'tzil ixim	buch	tzo
Tortilla	tlaxcalli	bacam	vuaj (uah)	vuaj	le, vua	vuic	vuay
Trocken geröstete Tortilla	totopochtic	catut; tochon	sakpet	saksit	xu	chac'o'c	otz'o'tz
Feingemahlener Mais.	posolli	—	keyem, zacan	maatz	buj	k'or	pusul
Getränk aus feinem Maismehl	posolatl, atolli.	—	sa	ul	uc'a, tzatzla	matz, picab	k'or
Gericht aus Mais-Grütze	tamalli	cuitom. iban.	(tamal)	(tamalé)	chix	rap, boch	bo'k
Unreifer Maiskolben	elotl, xilotl	ajam	och	ajan	o'ch, matzin jal	ojch, rex jal	o'ch
Maismahlstein	metlatl	tza	caa	cha	ca	ca	ca

[1]) Zurita, p. 15. [2]) Roman, t. III. fol. 160.

Wenn es überhaupt gestattet ist, aus einer derartigen Zusammenstellung Schlüsse zu ziehen, so ergibt sich aus Obigem etwa folgendes:

Sämmtliche Maya-Stämme sind in ihrer Bezeichnung des Mais und der daraus angefertigten Gerichte von Mexico durchaus unabhängig. Mit Ausnahme des Cakchiquel-Wortes pusul, welches offenbar modernen, mexikanischen Ursprungs (posolli) ist, findet sich kein einziges Lehnwort aus dem Aztekischen.

Die grundlegenden, sämmtlichen Maya-Sprachen, mit Ausschluss des Huastekischen, eigentümlichen Begriffe sind derjenige der Maiskörner, ixim (mit dem Huastekischen isis) und des Fruchtkolbens, nal (durch Lautverschiebung jal in den Guatemala-Sprachen). Ihnen folgt die leere, von den Körnern befreite Axe des Maiskolbens.

Es ist also vor Allem der fruchttragende Kolben, dessen Terminologie sich in bestimmten, fast überall identischen Ausdrücken vorfindet, was mit seiner Wichtigkeit als allgemeinstes Nahrungsmittel übereinstimmt.

Für die einzelnen, aus dem Mais hergestellten Gerichte begegnen wir fast überall besondern Ausdrücken, die aber in den verschiedenen Sprachengruppen verschieden sind. Am übereinstimmendsten treten uns hier die Ausdrücke für das wichtigste der Maisgerichte entgegen, für den Maiskuchen (tortilla), für die wir nur im Ixil (Mame-Gruppe) einem von den übrigen abweichenden Stamme (le) begegnen.

Nehmen wir hinzu, dass auch der Ausdruck für Maismahlstein, ca (mit den Lautverschiebungen tza und cha) in sämmtlichen Maya-Sprachen identisch ist und sich ebenfalls durchaus vom entsprechenden mexikanischen unterscheidet, so dürfen wir sicher die Ausdrücke für Maiskolben, Maiskörner, Maiskuchen und Maismahlstein als die ältesten ansehen, herrührend aus einer Zeit, wo die Maya-Stämme sich noch nicht in ihre einzelnen Gruppen aufgelöst hatten. Diesen ältesten Begriffen reihten sich dann im Laufe der Zeit successive die Bezeichnungen der übrigen in diesen Ländern üblichen Maisgerichte an, Bezeichnungen, welche meistens von Gruppe zu Gruppe wechseln, was wohl darauf schliessen lässt, dass diese Bezeichnungen jüngern Ursprungs sind, und dass sie ihren Namen kleinen localen Verschiedenheiten in der Art und Bereitungsweise der einzelnen Gerichte verdanken. Während zum Beispiel die Maya und die Tzental-Sprachen für die aus Maisgrütze hergestellten Gerichte nur das mexikanische Lehnwort tamal besitzen, welches ohne Zweifel erst durch die Conquista bei ihnen Eingang fand, haben wir in Mexico sowohl, als in einzelnen Gegenden Guatemala's, vor Allem im Pokonchí, eine ganze Reihe verschiedener Arten solcher Gerichte zu verzeichnen, deren Namen übrigens in obiger Liste nicht aufgeführt sind.

Wir müssen ferner aus der radikalen Verschiedenheit, welche wir zwischen der mexikanischen und der Maya-Terminologie mit Hinsicht auf die Maiskultur finden, schliessen, dass diese Völker dieselbe entweder unabhängig von einander aus verschiedenen Quellen bezogen; oder, wenn die Quelle dafür eine gemeinsame war, so musste sie zeitlich sehr weit zurückliegen und in eine Epoche hinaufreichen, wo die beiden Culturvölker auch räumlich noch lange Zeit getrennt waren, denn nicht einmal die Huasteca, der am frühesten von den übrigen Mayas abgetrennte und in Berührung mit den Nahuas stehende Zweig, lehnt sich an das Aztekische an.

Am eingehendsten ist die aztekische Maisnomenclatur ausgebildet, aber wenn sie auch eine Anzahl von Ausdrücken enthält, welche den Maya-Sprachen fehlen, so geben diese ihr wenig nach, und die Kultur und wichtigste Behandlungsweise dürfte wohl in

Mexico, Yucatan und Guatemala so ziemlich dieselbe gewesen sein. Nachdem ein Stück Land durch Fällen allfälliger Bäume mittelst der Axt (icaj), Niederbrennen des Gestrüpps und Ausjäten des Unkrauts urbar gemacht war, wurde dasselbe wohl in derselben Weise, wie auch heute noch, besäet, indem der Säemann, der die Saatkörner in einer Umhängtasche bei sich trug, auf dem Felde auf und ab schritt und mit einem langen und dicken Stock, ohne sich zu bücken, in regelmässigen Zwischenräumen Löcher in die Erde stiess, in welche er einige Maiskörner warf und dieselben mittelst seines Stockes wieder mit Erde deckte. Nachdem die jungen Maisstauden sich aus dem Boden erhoben hatten, wurde die Erde um ihre Wurzeln aufgehäuft, damit der Regen dieselben nicht blosslege, das Unkraut wiederholt ausgerodet und die Saat auf jede Weise, namentlich auch durch besondere Wächter vor den körnerfressenden Vögeln und verschiedenen Säugethieren geschützt. Sobald die jungen Maiskolben festere, aber noch weiche, süssliche Körner angesetzt hatten (elotl), konnte der Mais als Nahrung nutzbar gemacht werden, indem diese jungen Kolben theils roh, theils gekocht, zu Speisen und Getränken verarbeitet, verzehrt wurden. Die Haupternte begann aber erst nach dem Ausreifen der Kolben, die in besondern Vorrathshäusern aufbewahrt wurden.

War alsdann Bestellung des Feldes und das Einbringen der Ernte vorzugsweise, wenn auch nicht ausschliesslich, Sache der Männer, so begann mit der Einbringung der Ernte die wichtigste, mühseligste und zeitraubendste Arbeit der indianischen Frau. Ihr kam es zu, täglich die für die Familie nothwendige Menge von Mais zur Bereitung der Tortillas zuzubereiten. Zu diesem Zwecke wurden die vom Kolben mit der Hand oder durch Schlagen losgebrochenen Körner in Wasser gesotten, das mit Kalk oder Asche versetzt war. Dadurch wurde das Korn aufgeweicht und konnte nun gewaschen werden, wobei die Haut des Maiskorns sich ablöste und durch das Waschen entfernt wurde. Das Produkt dieser Procedur war der nistamal der Mexikaner oder kuum der Mayas, tzo der Cakchiqueles. Der Nistamal wurde nun auf dem Mahlstein gemahlen.

War alsdann der Mais zu einem feinen Teig zerrieben, so lieferte er das Material für verschiedene Gerichte. In diesem Zustand bildete er das textli der Mexikaner, das keyem der Mayas, das buch der Pokonchí. Wurde er während des Mahlens mit Salz versetzt, so lieferte er den Teig für die gewöhnliche Tortilla, welche mit der Hand geformt und auf der flachen thönernen Tortillaschüssel (comalli der Mexikaner) geröstet ward. Wurde er ohne Salz gemahlen, so bildete er das sakan (zacan) der Mayas, woraus durch Kochen mit Wasser ein dünnflüssiges Getränk, das atolli der Azteken, sa (za) der Mayas, k'or der Cakchiqueles gewonnen ward. Wurde der Mais nur grob unter Zusatz von Salz und Fett gemahlen, so lieferte er die Teigmasse, welche die Mayas kol nannten, und aus welcher durch Zusatz von Fleisch, Gewürzen die verschiedenen Arten des tamalli gefertigt wurden, die heute noch in Gebrauch sind.

Diese wenigen Andeutungen über die indianische Küche mögen genügen, um zu zeigen, wie entwickelt der Gebrauch des Mais bei all' den hier in Frage kommenden Völkern war. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn ihre anthropogenetischen Sagen enge mit dieser Kulturpflanze verknüpft sind. Im Popol Vuh mahlt die alte Zauberin Xmucane aus den von Thieren herbeigebrachten Kolben des weissen und gelben Mais den Speisebrei, aus dem das Fleisch und Blut der Menschen bestehen und womit ihre Glieder gefüllt werden[1]. Auch

[1] Popol Vuh, p. 196.

die Annalen der Cakchiqueles[1]) erwähnen eine Mischung von Maisteig und Thierblut als den Grundstoff, aus welchem das Fleisch der ersten Menschen geformt wird. Und da die Erschaffung durch göttliche Kraft bewirkt wird, ist es auch begreiflich, dass die Verehrung, die man dieser zollt, sich auch auf das Rohmaterial überträgt, welches alljährlich aus kleinen Maiskörnern auf wunderbare Weise zu gewaltigen, hundertfältigen Ertrag liefernden Kolben heranwächst, und dass die mit der Aussaat des Mais verbundenen Verrichtungen sich zu religiösen Ceremonien gestalteten.

Es ist zur Beleuchtung der gesammten Maisfrage von entschiedenem Interesse, dass die einzige, dem Mais botanisch einigermassen verwandte Pflanze, Euchlaena luxurians, in Guatemala wild wächst. Sie ist daselbst unter dem Namen teosinte bekannt, was „Gottesmais" bedeutet (von teotl Gott und sintli Maiskolben). Die Körner des teosinte werden gesammelt und, z. B. in Chiquimula, auf dem Markte zu circa 6 Centavos das Pfund verkauft.

Zu den beiden wichtigsten Kulturpflanzen, dem Mais und den Bohnen, gesellen sich noch eine Reihe anderer wie der Chile (Capsicum annuum), die Yuca (Manihot utilissima), der Camote (Batatas edulis), die Tomate (Lycopersicum esculentum var.), der Cacao (Theobroma cacao), der Pataxte (Theobroma bicolor), der Chayote (Sechium edule), der Achiote (Bixa orellana), die Cactusfrüchte (Opuntia ficus-indica), die Ananas (Ananassa sativa) und andere. Nicht weniger zahlreich als diese mehr kraut- und buschartigen Gewächse waren die einheimischen Obstbäume, der Aguacate (Persea gratissima), der Chicosapote (Sapota achras), die Papaya (Papaya sativa), verschiedene Anona-Arten, der Jocote (Spondias dulcis), und andere Bäume mehr. Als Gespinnstpflanzen der Tierra caliente finden wir die Baumwolle (Gossypium sp.), während in der Tierra fria der Maguey (Agave americana varr.) das Fasermaterial zu einer Menge von Flechtarbeiten lieferte.

Der Maguey steht auch unter den Genussmittel liefernden Pflanzen oben an, indem ihm der Wein dieser Völker entnommen wurde, der in Mexico den Namen octli, in Guatemala denjenigen von sakqu'iy trug. Ob dagegen die jetzt so allgemein von den Indianern getrunkene chicha, die durch Zuckergährung mit Zusatz von Jocote-Früchten bereitet wird, ebenfalls ein autochthones und nicht ein von aussen (Perú?) importiertes Genussmittel der guatemaltekischen Indianer gewesen sei, mag dahingestellt bleiben. Thomas Gage, der die Herstellung der chicha beschreibt[2]), sagt darüber folgendes: „Sie thun erstlich „ein wenig Wasser in den Krug, dann füllen sie ihn mit Saft von Zuckerrohr oder ein „wenig Honig, damit der Trank süss werde und um ihn stark zu machen, thun sie „Tabakwurzeln und Blätter und andere Wurzeln, welche dazulande wachsen und von „denen sie wissen, dass sie dergleichen Wirkung haben, dazu. Ich habe selbst an verschiedenen Orten gesehen, dass sie eine lebendige Kröte dazu hineingeworfen haben. Hierauf „wird das Gefäss zugemacht, und sie lassen dieses alles 15 Tage oder einen Monat lang „miteinander gähren, bis alles wohl durchgearbeitet, die Kröte ganz verwest ist und der „Trank die verlangte Stärke bekommen hat. Alsdann machen sie das Gefäss wieder auf, „und laden ihre Freunde zum Schmause, der gewöhnlich bei der Nacht angestellt wird, „damit sie vom Priester des Dorfes nicht darüber ertappet werden und hören nicht eher „auf zu trinken, bis sie sämmtlich toll und voll sind." — Heute ist die Chichafabrikation

---

[1]) Brinton, Annals, p. 68. [2]) Gage p. 307.

an Patente gebunden und wird nur im Grossen betrieben, weshalb von Zusatz lebender Kröten keine Rede mehr ist. Dennoch möchte ich die Angabe von Gage nicht bezweifeln, denn der Kröte werden heute noch heilsame Kräfte zugeschrieben. So werden im nordwestlichen Tiefland z. B. chronische Ekzeme von der Volksmedizin mitunter behandelt, indem man eine lebende Kröte mit dem Bauch über der Hautstelle hin- und herreibt, bis derselbe lebhaft roth wird.

Als weiteres Genussmittel ist der Tabak zu nennen, obwol über seinen vorspanischen Gebrauch nichts bekannt ist. Die heutigen Indianer ziehen, im Gegensatz zu den Mischlingen, die Cigarre der Cigarette weit vor, und dasselbe Wort, si'c, bezeichnet die Tabakpflanze und die Cigarre. Die Pfeife wird heutzutage als si'cbal beyoma, „das Rauchinstrument der Reichen" (d. h. der Fremden) bezeichnet und wird von den Indianern nicht benutzt. Es ist mir nicht bekannt, dass irgendwo in Guatemala aus praehistorischer Zeit Tabakpfeifenköpfe gefunden worden wären, weshalb ich die Cigarre für die præhistorische Form des Tabakgebrauchs in Guatemala halten muss.

Fuentes[1]) berichtet, dass die Indianer von Alotenango (Cakchiqueles) eine gewisse Art von Cigarren zubereiteten, die sie „puquietes" nannten. Sie bestanden aus heilkräftigen und aromatischen Kräutern verschiedener Art. Das Deckblatt wurde vom Guayabo-Baume genommen, und darüber noch ein fester und glänzender Firniss aus verschiedenen Farben und aromatischen Harzen aufgetragen. Der Gebrauch solcher Cigarren galt, ihrer Kostspieligkeit wegen, als ein Zeichen von Ueppigkeit und Wohlstand.

Als Gewürze diente das Salz, gewisse Erdarten, der Chile und Honig. Das Salz wurde jedenfalls, wie in der historischen Zeit[2]) durch Kochen des durch Verdunstung concentrierten Wassers der Strandlagunen an der Südseeküste gewonnen, und zwar von den hier ansässigen Pipiles. Dies wird dadurch dargethan, dass kein einziger nicht-spanischer Ortsname der Lagunenzone einer andern als der mexikanischen (Pipil)-Sprache angehört, wie denn auch die grossen, in die Südsee mündenden Flüsse in ihrem Unterlaufe sämmtlich mexikanische Namen tragen.

Eine weitere Quelle der Salzgewinnung bildeten ferner die Salzsprudel, welche sich in der Zone der alten Kalkformationen im innern Lande finden, wie z. B. die „Salinas" der Alta Verapaz auf dem rechten Ufer des Rio Chixoy, diejenigen von San Mateo Ixtatan („Salzstelle"), von Sacapulas und in der Sierra von Nebaj. Auch hier wird das Salz aus der Lauge gewonnen, indem diese in Thonkesseln dem Feuer ausgesetzt wird. Bezüglich der Quellen von Ixtatan, welche die wichtigsten dieser Gegend sind, erzählt Juarros[3]), dass die Indianer dieselben unter Verschluss halten, dessen Schlüssel beim Gericht deponiert sind. Jeden Donnerstag zu bestimmter Stunde wird das Thor geöffnet, und jedem Einwohner ein grosser Krug (cántaro) von dem Wasser gegeben. Die Gerichts- und Kirchenbeamten erhalten deren zwei. Mit dem Ueberschuss des Salzes über den eigenen Gebrauch treiben diese Indianer einen einträglichen Handel. Soweit Juarros.

Während das Salz im Popol Vuh merkwürdigerweise nicht genannt ist, spielt darin dagegen das heute noch übliche Bestreuen der Speisen mit gewissen Erdarten bereits eine Rolle, indem das Magierpaar Hunahpu und Xbalanque den Erderschütterer Cabrakan dadurch tödtet, dass es den zu seiner Speise bestimmten Vogel mit „weisser Erde" (zahcab) einreibt. Die essbare Erde trägt heute noch den Namen sakcab, was

[1]) Fuentes, II, p. 144. [2]) Palacio, Carta p. 22, Stoll, Guatemala, p. 173. [3]) Juarros p. 333.

wörtlich „weisse Süssigkeit", „weisses Gewürze" bedeutet. Es werden dazu gewisse weissliche, oder gelbliche Erdarten, die mir Verwitterungsproducte vulkanischer Asche zu sein schienen und einen eigentümlichen Geruch besitzen, benutzt, indem eine Prise davon auf die jeweilige Speise gestreut wird [1].

Der Honig, welcher unzweifelhaft schon vor der Eroberung ein Genussmittel war, entstammte aber ebenso unzweifelhaft nicht einer regulären Apicultur, welche erst durch die Europäer eingeführt wurde, sondern dem Einsammeln der Nester wildlebender Bienenarten, die theils frei in den Baumästen, theils im Innern hohler Baumstämme nisten und dem Genus Melipona angehören [2].

Das Würzen der Speisen, mit dem beissenden Saft des Chile ist in ausgedehntester Weise auch in den Gebrauch der Mischlingsbevölkerung übergegangen.

Die heute noch geübte Sitte, aus den zerquetschten und in Wasser froschlaichartig aufgequollenen Samen des chian [3] (aa'c der Cakchiqueles, chia der Azteken) unter Zusatz von Zucker ein erfrischendes Getränk zu bereiten, dürfte ebenfalls auf die prähistorische Zeit zurückzuführen sein.

Weit weniger ausgiebig, als die Pflanzenwelt, war das Thierreich als Nahrungsquelle in Mitleidenschaft gezogen. Unter den jagdbaren Thieren, deren Fleisch die indianische Küche versorgte, haben wir vor Allem die beiden Reharten des Landes (Cariacus virginianus und C. rufinus), ferner die beiden Wildschweine (Dicotyles tajacu und D. labiatus), den Tapir (Tapirus Dowi), die Taltusa (Geomys hispidus), die Cotusa (Dasyprocta punctata), den Tepescuinte (Coelogenys paca), den Hasen (Lepus palustris), das Gürtelthier (Tatusia novemcincta), das Eichhörnchen (mehrere Sciurus-Arten) zu nennen. Daneben zahlreiche Vogelspecies, unter denen die Baumhühner, Tauben und Wachteln, wie heute noch, die wichtigsten gewesen sein dürften. Fische lieferten die Seen, die Flussläufe des Tieflandes und das Meer mit den Strandlagunen. Unter den Reptilien sind vor Allem die Iguanas zu nennen, welche besonders zahlreich in der Nähe des Südseestrandes vorkommen und daselbst von den indianischen Jägern mit langen Stangen erlegt werden. Man näht ihnen alsdann die Maulränder zusammen und verknüpft jederseits die langen Finger der Vorder- und Hinterfüsse mit einander, so dass die noch lebenden, auf diese grausame Weise verstümmelten Thiere vollkommen wehrlos werden. Man trifft an der Küste häufig Indianer, welche ein ganzes Bündel solcher lebender Iguanas, mit den Schwänzen zusammengebunden nach dem Innern schaffen und uns ein Bild aus alter Zeit vor Augen rücken. Nicht weniger wichtig waren für den Strandbewohner die Schildkröten, vor Allem die grossen Seeschildkröten, welche beim Eierlegen abgefangen wurden. Die Eier bilden heute noch eine beliebte Speise, wie das Fleisch; die Schale diente zur Herstellung einer Art Trommel. Auch das Fleisch der Alligatoren und der Riesenschlange (Boa imperator) wird heute gegessen, ob dies aber auch in der Vorzeit geschah, ist zweifelhaft, da, wie aus den Bildwerken zu schliessen ist, beide Thiere als göttlicher Natur betrachtet wurden.

Eine eigenthümliche Art der Indianer, das wilde Geflügel vorzubereiten, schildert Gage [4]: Eine auf der Jagd erlegte Gans lässt man eine Woche im Walde liegen, bis das Fleisch faul und voll Würmer wird. Alsdann wird sie nach Hause geholt, in Stücke gehauen

[1] Stoll, Guatemala p. 133. [2] Stoll, Bienenzucht, p. 546. [3] Brühl, (p. 278) giebt für den chian den botan Namen Salvia chian, den ich aber nirgends erwähnt finde. [4] Gage, p. 305.

und mit einem Farrenkraut gekocht, wodurch das Fleisch den Gestank verliert und mürbe wird. Die halb abgekochten Stücke hängt man in den Rauch und isst davon nach Bedürfniss, indem man das Fleisch nochmals kocht und mit Chile anrichtet. Von einer derartigen Zubereitung habe ich nichts mehr gesehen.

Unter den niedern Thieren treffen wir ebenfalls viele, welche als gelegentliche Nahrung beigezogen wurden. So die Krabben der Barrancas im Innern und der Strandregion, die Krebse der Flüsse und der Strandlagunen, die grossen Molluskenarten, wie die Helix Ghiesbreghti der Verapaz und vor Allem die massenhaft in den kleinern Flüssen lebenden Melanien, die heute als Fastenspeise unter dem Namen „jutes" auf den Märkten verkauft werden. Aus dem Reich der Insekten sind mir nur die fettreichen Weibchen der Blattschneiderameise (Atta fervens) als Nahrungsmittel bekannt. Sie schwärmen bei Beginn der Regenzeit morgens massenhaft aus ihren Erdlöchern hervor, und da sie vom Hausgeflügel mit äusserster Gier gefressen werden, lag für die Indianer die Versuchung nahe, sie auch als menschliche Nahrung zu verwenden. Sie werden in flachen Schüsseln am Feuer geröstet und dann gegessen.

Aus den strafrechtlichen Bestimmungen geht hervor, dass mit dem umgrenzten Territorialbesitz der einzelnen Stämme (oder chinamit?) auch das Jagd- und Fischereirecht auf diesen beschränkt war, indem Jagen und Fischen auf fremden Gebiet bestraft wurde. Der See von Atitlan bildete der Sage nach vor der Eroberung ein Objekt des Kampfes zwischen den Cakchiqueles und Tzútujiles [1]. Von letzterm Stamme wird erwähnt, dass die Häuptlinge besondere Jagdrechte besassen [2], deren Natur aber nicht weiter erklärt ist. Einen, namentlich für die vogelreiche Alta Verapaz wichtigen Theil der Jagd bildete diejenige auf gewisse farbenprächtige Vögel, deren Federn zur Herstellung von bunten Verzierungen auf den Kleidern der Vornehmen dienten.

Die erste Stelle unter diesen Jagdobjecten gebührt dem Quetzal (Pharomacrus mocinna), dem heutigen Wappenvogel von Guatemala, dessen prächtige Schwanzfedern die reichen Kopfbüsche der Häuptlinge und Priester bildeten, welchen wir auf den Mayasculpturen und den mexikanischen Gemälden so häufig begegnen. Der Consum an Quetzalfedern muss ausserordentlich gross gewesen sein, so gross, dass es bei dem beschränkten Verbreitungsgebiet der Quetzales kaum möglich war, demselben ohne völlige Ausrottung des Thieres zu genügen, wenn die Vögel durch Schuss getödtet wurden. Viel wahrscheinlicher ist es, dass dieselben mit Schlingen eingefangen und, nachdem ihnen (d. h. den Männchen) die Schwanzfedern ausgerissen waren, wieder in Freiheit gesetzt wurden. In der That gibt Torquemada [3]) an, dass das Tödten der Quetzales bei Todesstrafe verboten war, und dass auch das Erbeuten derselben auf fremdem Jagdgrund als Wildfrevel geahndet wurde, da die Quetzalfedern beim Handel an Geldes Statt, wie Cacao und Baumwolltücher als Tauschmittel dienten. Ferner finden wir die Quetzalfedern als Wertheinheit bei der Festsetzung von Bussen verwendet, indem z. B. Verletzungen im Raufhandel, Ehebruch mit verheirateten Frauen, Hurerei mit Witwen und Sclavinnen, sowie Verführung einer Jungfrau durch einen verheirateten Mann mit einer Strafe von 60—100 Quetzalfedern belegt wurde.

Eine Anzahl von Thieren wurde in domesticiertem Zustande gehalten, so der Hund, über dessen Abstammung wir nichts Näheres wissen. Gegenwärtig sind unter den indianischen Hunden Guatemalas mehrere Varietäten vertreten, unter denen einzelne stark an

[1]) Juarros, II, p. 15. [2]) Requête, p. 417. [3]) Torquemada, t. II lib. 12 c. 12.

den wilden Hund des Landes (coyote, Canis latrans) erinnern. Ebenso wenig wissen wir über die alten Schweinerassen des Landes; es ist nicht auszumachen, ob dieselben mit den wilden Schweinearten Guatemalas in genealogischem Zusammenhang standen, oder eine fremde Acquisition bildeten. Ersteres wäre möglich, da, wie ich wiederholt gesehen habe, das guatemaltekische Wildschwein (coche de monte) sich zum Hausthier zähmen lässt und da die jetzt von den Indianern gezüchteten, kleinen, schwarzen Schweine in manchem Zug an das Wildschwein erinnern. Zahme Katzen dagegen waren unbekannt, das von den Indianern heute dafür gebrauchte Wort mistun oder mes entstammt dem aztekischen miztli und dessen Diminutiv miztontli, womit die Azteken den Puma (Felis concolor) bezeichneten.

Was uns die spanischen Schriftsteller über das Hausgeflügel berichten, bezieht sich stets auf einheimische, auch in wildem Zustand vorkommende Vogelarten, wie den Truthahn (Meleagris mexicana und [im Peten] M. ocellata), verschiedene Tauben und Enten, sowie auf die leicht zähmbaren Hokkohühner (Crax globicera), die sich indessen in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen sollen.

Trotzdem ohne Zweifel die Liste der oberwähnten pflanzlichen und thierischen Nahrungsmittel nicht ganz vollständig ist, so ist doch stets das festzuhalten, dass für die eigentliche Volksernährung die Pflanzenkost die thierische an Wichtigkeit überwog und dass deren Grundlage stets der Mais und der Frijol bildete, weshalb auch der Ackerbau die Grundlage des gesammten Staatshaushaltes ausmachte.

VI. DIE SCLAVEN.

Die Sclaverei war in Guatemala ein altes, schon im Popol Vuh vorkommendes Institut. Als Sclaven wurden erklärt: die Kriegsgefangenen, falls sie nicht vornehmer Abkunft waren (denn in diesem Falle wurden sie getödtet); ferner die Angehörigen, Frauen, Kinder, und Verwandte derer, welche die Todesstrafe erlitten oder zum Feinde übergegangen oder aus ihrem Gemeindeverband desertiert waren. Die Angehörigen von Landesverräthern konnten sich durch Loskauf [1]) befreien. Tempelraub geringern Umfanges, Notzuchtsversuch, Ehebruch der Weiber wurde ebenfalls mit Versetzung in den Sclavenstand bestraft. Sclaven bildeten einen Theil des Tributes, der von den Gemeinden an die Häuptlinge zu zahlen war [2]). Die Sclaven konnten für Federn, Cacao oder Tuch auf dem Markte verkauft werden [3]). Von Sclaven geborene Kinder scheinen ebenfalls der Sclaverei verfallen gewesen zu sein, denn wenn sich eine freie Frau mit einem Sclaven verheiratete, so wurden die Kinder ebenfalls Sclaven, folgten also dem Stande des Vaters [4]).

Über die Stellung und Behandlung dieser Sclaven wissen wir nichts Genaues. Der alte Ausdruck der Quiché-Sprachen für Sclave ist mun, was heute für „gefrässig, heisshungrig" gebraucht wird. Dies scheint dafür zu sprechen, dass die Stellung und Behandlung der Sclaven eine weniger gute war, als z. B. in Mexico, wo die Sclaven allerdings auch geopfert, aber im Allgemeinen gut behandelt wurden. Nach einem Briefe der Oidores Salmeron, Maldonado, Ceynos und Quiroga vom Jahr 1531 [5]) kam es sogar vor, dass mexikanische Häuptlinge einen Lieblingssclaven zum Nachfolger einsetzten.

---

[1]) Fuentes I, p. 30. [2]) Requête, p. 416. [3]) Fuentes I, p. 30. [4]) Roman, t. III f. 176.
[5]) Ternaux-Compans, Pièces, vol. 16 p. 177.

In Guatemala wurde derjenige, der einen seiner Sclaven tödtete, nicht bestraft, da man die Sclaven als persönliches Eigentum betrachtete. Der Mord eines fremden Sclaven dagegen wurde durch Schadenersatz gesühnt, den die Verwandten (also wohl das Chinamit) aufbrachten.

Eine eigentümliche Art von Betrug bestand ferner in der Verapaz darin, dass ein Freier einen andern als Sclaven verkaufte wenn es ihm gelang, diesen zu übertölpeln und Jemanden zu finden, der ihn ihm abkaufte. Da dieses Verfahren als eine Ungeheuerlichkeit betrachtet wurde, so bestand ein Gesetz, wonach es untersagt war, einen derartigen Handel zu hindern. Wurde er aber ruchbar, so wurde ein solcher Händler mit freien Leuten ohne Verzug durch Erschlagen getödtet und seine Frau und Kinder in Sclaverei verkauft. Vom Erlös erhielt der Häuptling einen gewissen Antheil; der Rest wurde zur Veranstaltung eines öffentlichen Festgelages verwendet[1]).

B. DIE RELIGION.

Nachdem wir im Bisherigen die Angehörigen der vornehmen Familien, in ihrer Eigenschaft als regierende Kaste, ferner die freien Leute des gemeinen Volks und die Sclaven kennen gelernt haben, bleiben uns noch diejenigen Persönlichkeiten zu besprechen übrig, deren Functionen mit den religiösen Vorstellungen, im weitesten Sinne des Wortes, verknüpft waren, nämlich die Priester, Wahrsager und Aerzte, die je nach ihrer Function verschieden benannt wurden.

I. COSMOGONIE.

Als grundlegenden Gedanken der Religion treffen wir in Guatemala die Vorstellung, dass alles Geschaffene und Geschehende der Wirksamkeit über- und unterirdischer Mächte sein Dasein verdanke, deren Gunst man daher durch Huldigungen verschiedener Art zu gewinnen suchte. Alle Handlungen des staatlichen sowohl, als des privaten Lebens waren von den Vorstellungen der Einmischung solcher Kräfte durchdrungen, und es zerfielen daher die Huldigungen in zwei Kategorien: in gemeinsame, öffentliche und in solche, welche Jeder mit seiner engern Familie darbrachte.

Die cosmogonischen Ueberlieferungen der Quichés, die uns allein genauer bekannt sind, beruhen auf der Ansicht, dass es, bevor die heutigen Gestirne ihren Lauf begannen und sich die Nacht vom Tage sonderte, eine Zeit gegeben habe, wo continuierliche Finsterniss herrschte. Diese Vorstellung ist als eine durchaus concrete zu fassen, sie dient dem indianischen Gedankengang heute noch als Ausgangspunct und alle Versuche, aus ihr eine symbolische Darstellung des Erwachens ursprünglich barbarischer Völker zu höherer Cultur machen zu wollen, entsprechen sicherlich nicht der Auffassungsweise des Indianers, wenigstens soweit sich dieselbe heute noch beurtheilen lässt. Für das indianische Gemüth sind der Wandel der Sonne, des Mondes und der Sternbilder und der davon abhängige tägliche Wechsel von Licht und Finsterniss Erscheinungen von so hervorragender Bedeutung für das gesammte Natur- und Menschenleben, dass sie den denkenden Geist schon in grauer Vorzeit zur Speculation auffördern mussten.

[1]) Torquemada, t. II l. 12 c. 10.

Das erste Resultat dieser Speculation bildet die Vorstellung von einer Zeit, welche der jetzigen voranging und welche sich von dieser dadurch unterschied, dass damals noch allgemeine Finsterniss herrschte, da die Sonne noch nicht über den Horizont emporgestiegen war. Deshalb lautet der Ausdruck „vor Alters" heute noch im Cakchiquel petibal k'ij „Ankunft der Sonne" oder petibal sak „Anbruch des Lichts". Und deshalb ist auch ein anderer Ausdruck für „vor Alters", nämlich ojer, wie die sprachliche Analyse zeigt, nichts anderes als ein verstümmeltes k'ijer, was wörtlich „es wird Sonne" bedeuten[1]) würde.

In diese Zeit der Finsterniss nun verlegt der Sagenkreis der Quichés zunächst die Erschaffung der Erde, der Wälder und Savannen und der hohen Berge, sowie die Theilung der Wasserläufe. Und zwar geschieht dieselbe durch einen Götterrath, der vom obersten Schöpfer bestellt wird, dessen Wesen nicht näher erläutert ist. Es folgt die Erschaffung der verschiedenen Thiere, welche in die Barrancas und Wälder verwiesen werden, da sie dem Götterbefehle, zu reden und die Namen der Götter zu preisen, nicht Folge leisten, sondern bloss Thierstimmen producieren. Ihr Fleisch wird zur Speise bestimmt. Als eine weitere Schöpfung dieser lichtlosen Vorzeit tritt der Mensch auf, er wird zuerst von den Göttern aus Erde geformt. Da aber diese Menschen aus Erde weich und kraftlos sind, werden sie wieder zerstört. Auf den Rath des halbgöttlichen, mythischen Zaubererpaares, des Xpiyacoc und der Xmucane werden bei einem zweiten Versuch Menschen aus Holz gemacht, welche zwar sprachbegabt, aber mager, ohne Verstand und ohne Blut sind. Sie zeugen jedoch Kinder und vermehren sich stark. In einem Aufruhr der Thiere, Hausgeräthe und Elemente werden aber auch diese Holzmenschen wieder zerstört; ihre Ueberbleibsel sind die Affen.

In zwei ziemlich lose mit dem Gang der Erzählung verknüpften Episoden wird die Erschaffung der Sterne aus vierhundert Jünglingen, die von dem mythischen Zipacna getödtet worden waren und zum Himmel aufstiegen, ferner die Entstehung von Sonne und Mond aus einem Bruderpaar mythischer Magier, Hunahpu und Xbalanque, geschildert. Diese waren erst zur Unterwelt, Xibalba, hinabgestiegen und hatten sie erobert, um den Tod ihrer Väter Hunhunahpu und Vukubhunahpu zu rächen, welche von den Fürsten der Unterwelt getödtet worden waren.

Auch diese Partie des Popol Vuh, welche eine der völkerpsychologisch interessantesten ist, muss durchaus concret gefasst werden, und alle Versuche, in dem Reiche der Unterwelt Xibalba etwas anderes zu sehen, als die wirklich unter der Erdoberfläche gelegene Region, haben zu keinem greifbaren und unanfechtbaren Resultate geführt. Mit xibalba und xibalbay wird heute in der Kirchensprache der Quiché-Völker direkt die christliche Hölle bezeichnet.

Die Sage von der Unterwerfung der Unterwelt durch die beiden Zauberer ist mit einem Thiermärchen durchwoben, in welchem Thiere handelnd auftreten und zwar in einer Weise, welche es erklärt, weshalb die Rehe und Hasen so auffallend kurze Schwänze haben, warum der Schwanz der Maus nackt ist, weshalb die Schlangenfalken Schlangen fressen, weshalb die Kröte ein breites Maul hat und verachtet ist.

Das sichtliche Bestreben, einen Causalnexus in die verschiedenen Erscheinungen der umgebenden Natur zu bringen, diese auf eine befriedigende Weise zu erklären, tritt uns

[1]) Stoll, Pokonchí p. 56.

in den ersten Partien des Popol Vuh überall entgegen. Unzweifelhaft hat das Bedürfniss des denkenden Menschen, sich die Welt, in der er lebt, genetisch zurechtzulegen, auch den Sagen des Popol Vuh als erklärenden Hypothesen die Entstehung gegeben. Nichts spricht dafür, dass in den ersten Theilen des Popol Vuh wirkliche historische Ereignisse, wie etwa eine Einwanderung aus „Osten" oder „übers Meer", mythisch und symbolisch entstellt, aus grauer Vorzeit zu uns herüberragen. Den Krystallisationspunkt, um welchen sich sowol die Sage als die wirkliche Geschichte der Quichés und ihrer engern Nachbarvölker gruppiert, bildet dasjenige Naturereigniss, welches dem indianischen Gemüth als grundlegend für das gesammte Leben vor Allem grossartig und staunenswerth erscheinen musste, nämlich der Aufgang der Sonne. Wie imposant dieses Schauspiel auch heute noch dem Indianer von Guatemala erscheint, ersah ich bei meiner Besteigung des Fuego-Vulkans aus der stummen Bewunderung, mit der die sieben mich begleitenden Cakchiqueles von unserm Nachtlager unter dem Gipfel des Berges aus unverwandt dem allmähligen Emporkommen des Gestirnes folgten. Auch heute noch ist die Sonne bei den Cakchiqueles der Mittelpunkt mehrerer Sagen, unter denen sich auch der Zug nach dem geheimnissvollen Osten wiederfindet [1]).

Der letzte Theil des Popol Vuh ist der Schilderung der Erschaffung der jetzigen Menschheit gewidmet, die ebenfalls noch in jene lichtlose Zeit fällt, wo weder die Sonne, noch Mond und Sterne leuchteten. Die obersten Götter beschliessen die Erschaffung des Menschen, da der Anbruch des Tages, das erste Aufgehen der Sonne nahe ist. Thiere bringen aus den mythischen Gegenden Paxil und Cayala, welche nach den an dieser Stelle des Textes genannten Pflanzennamen, in der Tierra caliente liegen, Kolben von weissem und gelbem Mais. Aus diesem mahlt die alte Zauberin Xmucane einen Speisebrei, womit die Glieder der ersten Menschen gefüllt werden. Der ersten Menschen waren vier: Balam quitze, Balam agab, Mahucutah und Iquibalam. Sie waren nicht vom Weibe geboren, sondern reine Schöpfungen der Götter, anfänglich ganz vollkommen; allwissend und allsehend, später aber brachte sie der Neid der Götter auf das allgemein menschliche Niveau herab. Während sie schliefen, wurden ihnen Weiber beibegegeben, und von dreien dieser Paare — denn Iquibalam blieb kinderlos — stammen die Quichés ab. Balamquitze und seine Frau Cahapaluna zeugen die neun chinamit der Cavikib. Balamagab und seine Frau Chomiha zeugen die neun grossen Familien der Nihayibab. Von Mahucutah und seinem Weibe Tzununiha stammen die vier chinamit der Ahau quiché. Damals redeten die zum Quiché-Stamme gehörigen chinamit bloss Eine Sprache, sie besassen noch keine Götterbilder, sondern beteten nur die „Seele des Himmels" und „der Erde" an, sowie die halbgöttlichen Wesen Xpiyacoc und Xmucane. Lange warteten sie betend auf den Aufgang der Sonne, die Zeit wurde ihnen aber lang, sie zogen weg nach Tulan Zuiva, wo sie Götterbilder holten. Jeder der vier Häuptlinge adoptierte sein eigenes. In Tulan Zuiva wurden die Sprachen verändert, so dass sie sich nicht mehr verstanden, als sie von Tulan zurückkamen. Sie trennten sich daher.

Es wird ferner die Erschaffung des Feuers durch den Gott Tohil, die Einführung von Opfern an Tabak und Menschenherzen, und endlich der Aufgang der Sonne beschrieben, den die versammelten Quiché-Völker auf dem Gebirge Hacavitz unter Opfern und Fest-

[1]) Stoll, Guatemala p. 212 und 275.

lichkeiten erwarteten. Die Sonne war wie ein Mensch, nachher aber blieb nur sein Spiegelbild zurück. Die vier Häuptlinge, welche als die ersten Menschen und als die Stammväter der Quichés angesehen wurden, verschwinden, lassen aber ihre Stimmen oft von fernher als wilde Thierstimmen vernehmen und fangen an, Menschen zu rauben, um sie den Göttern zu opfern. Das Volk beschliesst, sie zu tödten, wird aber von den Häuptlingen unterjocht, welche sich auf dem Berge Hacavitz verschanzt haben. Später verschwinden die vier Häuptlinge wieder und zwar für immer, nachdem sie ihren Kindern ein Gedenkzeichen „die verhüllte Majestät und Grösse" hinterlassen, das stets verhüllt blieb, aber in grossen Ehren gehalten wurde. Die Söhne der Häuptlinge unternehmen eine Reise über das Meer nach dem Osten und lassen ihre Familien auf dem Berge Hacavitz zurück. Im Osten gelangen sie an den Hof des Fürsten Nacxit, der ihnen eine Menge von Dingen, unter andern auch die Schrift, mit nach der Heimat gibt.

Der weitere Inhalt des Popol Vuh schildert die fernern Wanderungen der Quichés und bietet für ihre religiösen Vorstellungen kein Interesse mehr.

Trotz mancher schwerverständlicher und keineswegs klarer Einzelnheiten geht auch in diesem Theile des Buches das offenbare Bestreben des Schreibers deutlich hervor, auf eine logische und plausible Weise die Entstehung und die Herkunft nicht nur der chinamit-Organisation, sondern auch mancher Sitten zu erklären.

II. GÖTTERLEHRE.

Fragen wir nun nach der Zusammensetzung des vorspanischen Pantheon der guatemaltekischen Indianer, so müssen wir gestehen, dass es ausserordentlich schwierig hält, sich hierüber eine klare Vorstellung zu bilden. Wahrscheinlich besassen die Gottesgelehrten der Indianer eine solche ebenfalls nicht und subjective Anschauungen einzelner Priester spielten möglicherweise in dieser Hinsicht eine ebenso grosse Rolle, wie ein traditionell befestigtes Lehrgebäude. Gehen ja doch auch die Theologen unserer Zeit in ihren Schilderungen der überirdischen Welt keineswegs einig. Aus dem Popol Vuh, der uns noch am ehesten einige Anhaltspunkte gewährt, gewinnen wir etwa folgendes:

Als höchstes göttliches Wesen erscheint das seelische Princip der umgebenden Natur, wie es sich in den Ausdrücken u-c'ux ch'o (Seele der Seen), u-c'ux palo (Seele des Meeres), u-c'ux cah (Seele des Himmels), u-c'ux uleuh (Seele der Erde) darstellt. Die „Seele des Himmels" wird auch Hurakan genannt, ein Name, der wörtlich „mit einem Fuss" bedeutet und daher in seinem Wesen als Gottheit unverständlich bleibt. Hurakan erscheint als die Trinität des Blitzes, bestehend aus Cakulha-Hurakan, Chipi-Hurakan und Raxa-Hurakan [1].

Als Parallelwesen von Hurakan tritt die Doppelgestalt von Tepeu und Gucumatz auf, deren Abgrenzung in zwei Persönlichkeiten sehr unklar ist; sie erscheinen sprachlich meist als Pluralform (c-u'c ri Tepeu, Gucumatz „mit dem Tepeu und dem Gucumatz"), aber auch als Singular (r-u'c ri Tepeu Gucumatz „mit dem Tepeu Gucumatz"). Tepeu bedeutet „der Erhabene, Majestätische" und bildet die Derivate tepeual die „Majestät", „Grösse", und tepeuar „gross oder erhaben werden, sich erheben". Ob das tepeu nicht eine Entlehnung aus dem Mexikanischen und als

[1]) Popol Vuh, p. 8.

solche mit tepetl „Berg", tepeuhtitlalia „aufhäufen", tepeuhtimani „ein Menschenhaufe" wurzelidentisch sei, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Um so bestimmter weist dagegen Gucumatz auf eine Entlehnung aus Mexico hin, indem es die wörtliche Uebertragung von Quetzalcohuatl bildet. Beide bedeuten „Schlange mit den Quetzalfedern" (Aztekisch: quetzalli „grüne Feder" und cohuatl „Schlange"; Quiché: gug [besser k'u'k] „die Quetzalfedern" und cumatz „Schlange"). Den Quetzalcohuatl aber verehrten nicht bloss die Mexikaner, sondern auch die Pipiles der Südsee-küste [1], weshalb es für die Quiché's leicht war, mit dieser Gottheit bekannt zu werden und dieselbe ihren eigenen Vorstellungen anzupassen.

Das Verhältniss von Hurakan zu Gucumatz ist nicht klar, es ist aber möglich, dass mit letzterm Namen speciell das seelische Princip der Erde und des irdischen Wassers (u-c'ux uleuh, u-c'ux palo, u-c'ux ch'o) bezeichnet wurde, im Gegensatz zu Hurakan, der „Seele des Himmels". Für diese Annahme spricht erstlich die Aufzählung der Attribute im Beginn des Popol Vuh [2]), wo hinter Tepeu und Gucumatz, gleichsam als erläuternde Bestimmungen, die Namen „Seele der Seen, Seele des Meeres", genannt werden, sowie die Stellen, wo, wie p. 20 des Popol Vuh, die Trinität Hurakan mit Tepeu und Gucumatz in Unterhaltung aufgeführt wird.

Gleichsam im Dienste dieser obersten Naturgottheiten stehend finden wir nun eine Reihe halbgöttlicher Wesen, die uns in Gestalt alter, mit Zauberkräften ausgestatteter Leute entgegentreten. Dahin gehört der Zauberer Xpiyacoc und seine Frau Xmucane, welch' letztere bei verschiedenen Gelegenheiten eine so wichtige Rolle spielt, dass ihr vor allem das Attribut r-atit k'ih, r-atit sak „Urältermutter der Sonne und des Lichtes" zukommt. Sie ist es auch, welche auf Geheiss der Götter den Maisbrei bereitet, aus welchem das Fleisch der ersten Menschen gebildet wird. An einer andern Stelle treten zwei andere ebenfalls mit Zauberkräften versehene alte Leute, ein Mann Namens Zaki-Nim-Ak und eine Frau Namens Zaki-Nima-Tzyiz auf.

Die alten Zauberer Xpiyacoc und Xmucane theilen mit den Collectiv-Gottheiten Hurakan und Gucumatz eine Reihe von Epitheta ornantia und Attributen, die alle sich auf ihre Eigenschaft als Schöpfer und Erzeuger, so wie als Ernährer des Menschengeschlechtes beziehen. Als „Schöpfer" oder „Verfertiger" heissen sie tzakol und bitol, auch ahtzak und ahbit, als „Erzeuger von Kindern" alom und c'aholom, auch iyom und mamom, als „Ernährer" matzanel und chukenel.

Ausser, und häufig im Verein mit diesen Personen treten im Popol Vuh zwei junge Zauberer auf, das Brüderpaar Hunahpu und Xbalanque, welches eine Reihe von Wunderthaten, vor Allem die Unterwerfung der Unterwelt, vollbringt, um dann zum Himmel aufzusteigen und dort als Sonne und Mond zu verbleiben. Welcher von beiden zur Sonne geworden sei, ist nicht gesagt, indess machen es einige Umstände wahrscheinlich, dass dies Xbalanque war. Denn obwol im Popol Vuh Hunahpu stets vor Xbalanque genannt wird, so war doch letzterer später nach dem Zeugniss verschiedener Schriftsteller die wichtigste Gottheit der Guatemala-Stämme, vor Allem in der Verapaz und in Uspantan. Dann scheint mir der Umstand von Bedeutung, dass im Pokonchí jenajpo (nach alter Orthographie henahpo geschrieben) welches eine auffallende Aehnlichkeit mit Hunahpu besitzt und wörtlich „ein Mondmann" bedeuten würde, heute noch für „ein

[1]) Palacio, p. 72. [2]) Popol Vuh, p. 1.

Monat" gebraucht wird und daher die Annahme nahelegt, das Hunahpu zum Mond geworden sei.

Es ist also vor Allem ein hohes Alter und der Besitz von Zauberkräften, welche uns an den halbgöttlichen Wesen entgegentreten. Dass das Alter wegen der damit verbundenen reifen Lebenserfahrung den Indianern besonders verehrungswürdig war, haben wir schon aus der socialen Organisation gesehen, wo als Häupter der chinamit jeweilen alte, erfahrene Männer auftreten. Von der Rolle der Zauberkräfte wird unten noch die Rede sein.

Bemerkenswerth ist, dass die Gestirne, Sonne, Mond und Sterne sämmtlich von jungen Leuten (c'aholab) abgeleitet werden.

Als Aufenthaltsort der magischen Halbgötter dachte man sich den Himmel, wie eine Stelle des Popol Vuh zeigt, welche lautet: tzatz chi ahnaoh chicah xpe vi „viele Weise kamen vom Himmel her" [1]).

Während die im Himmel wohnenden göttlichen Wesen ihren Handlungen nach als gute Götter erscheinen, bildet dagegen das finstere Reich der Unterwelt Xibalba den Sitz der bösen Kräfte, des Todes und der Krankheiten. In Xibalba, welches ganz analog der socialen Gliederung der menschlichen Reiche der Oberwelt organisiert gedacht wird, treten uns als oberste Häuptlinge und Richter (gatoltzih) die beiden Todesfürsten Hun-Came und Vukub-Came entgegen [2]). Sie sind umgeben von tiefer im Range stehenden Häuptlingen. Zwei von diesen haben das Amt, des Menschen Blut krank zu machen, zwei andere machen die Wassersucht und die dadurch bedingte Lividität des Gesichts. Zwei besorgen die Abmagerung der Kranken bis zum Skelette. Zwei andere veranlassen die plötzlichen Todesfälle, bei denen man die Menschen todt auf dem Rücken liegend findet, zwei andere endlich verwalteten das Amt, die Reisenden (die man sich als schwere Lasten tragend zu denken hat), unterwegs durch Blutstürze zu tödten.

Die Häuptlinge der Unterwelt zwangen die in ihre Gewalt Gelangten, mehrere Prüfungen zu bestehen, indem sie nach einander in das „Haus der Finsterniss" (gekuma-ha), in das „Windhaus" (xuxulim), in das „Haus der Jaguare" (balami-ha), in das „Haus der Fledermäuse" (zotzi-ha) und in dasjenige der „Obsidianmesser" (chayim-ha) eingeschlossen wurden. Während der Vater und der Oheim von Hunahpu und Xbalanque, Hunhunahpu und sein Bruder Vukub Hunahpu, diesen Prüfungen erlegen waren, gingen die beiden Jünglinge Hunahpu und Xbalanque durch List siegreich daraus hervor und unterwarfen die Unterwelt.

Ausser den genannten treten noch andere mythische Persönlichkeiten im Popol Vuh auf, ohne dass es jedoch gelänge, dieselben fest in den Rahmen der indianischen Götterwelt einzufügen. Dahin gehören zum Beispiel Hunhunahpu und Vukubhunahpu, Vukub Cakix und seine Frau Chimalmat, Xquiq, die Tochter eines Fürsten der Unterwelt, welche auf wunderbare Weise Mutter der Zauberer Hunahpu und Xbalanque wird [3]). Bestimmter treten die Gestalten des Zipacna, des Erschaffers der Berge, und des Cabrakan, des Erschütterers der Berge auf, dessen Name heute noch in dem Ortsnamen Cabrikan (im Departement Quezaltenango) und in der Bezeichnung für „Erdbeben" (cabrakan) in den Quiché-Sprachen fortlebt. In Hunbatz und Hunchouen, den Söhnen der alten Zauberin Xmucane, welche den ganzen Tag mit Gesang- und Flötenspiel zubrachten und geschickte Maler und Bildhauer waren, scheinen eine Art Götter der

---

[1]) Popol Vuh p. 166. [2]) Popol Vuh p. 73 sqq. [3]) Popol Vuh p. 91 sqq.

schönen Künste zu stecken, als welche sie auch Brühl[1]) aufgefasst hat. Auf die Existenz solcher weisen auch, die Epitheta ornantia deutlich hin, welche den Göttern beigelegt werden, wie „Verfertiger der schönen Calebassen" (ah-raxa-tzel), „Verfertiger des schönen Geschirrs" (ah-raxa-lak) „Meister des Meissels" (ahchut), „Holzkünstler" (ahtz'alam), „Künstler" (ahtoltecat) und andere. Die Hauptrolle aller dieser mythischen Personen ist jedoch die, als Relief für die Thaten der Hauptpersonen Xmucane, Hunahpu und Xbalanque zu dienen und die Uebergänge der einzelnen Sagen zu vermitteln.

Während uns die genannten mythischen Figuren der Quiché-Sage in mehr oder weniger deutlicher anthropomorpher Gestalt entgegentreten, bildet gleichzeitig ein ausgesprochener Zootheismus und, um einen kurzen Ausdruck zu gebrauchen, Botanotheismus einen hervorstechenden und charakteristischen Zug der indianischen Götterlehre. Vor allem ist es die Thierwelt, welche in den mannigfachsten Rollen im Popol Vuh auftritt. Wir finden Eulen als Boten der Häuptlinge von Xibalba, während Hurakan sich des Vogels Voc[2]) (richtiger vo'k oder bu'k) als Boten bedient. Die Maus verhilft den Brüdern Hunahpu und Xbalanque zu dem Ballspiel ihrer Vorfahren[3]). Die Laus, die Kröte, die Schlange, der Schlangenbussard thun Botendienste an die Brüder, Blattschneiderameisen helfen ihnen die Prüfung des Chayim-ha in der Unterwelt überwinden, wo wir die Ziegenmelker, also Nachtvögel, wie die Eulen, als Wächter der Gärten der Todesfürsten treffen. Die vier ersten Häuptlinge der Quichés verwandeln sich in Jaguare, und das „Haus der Jaguare" und das „Haus der Fledermäuse" bilden zwei der Prüfungen von Xibalba.

Geht schon aus diesen Beispielen die wichtige Rolle der Thierwelt für die religiöse Vorstellungswelt der Quichés deutlich hervor, so ist dies fast noch mehr der Fall bei der Untersuchung der Beinamen der Göttlichen Wesen und der Eigennamen des Popol Vuh. Gucumatz (grüngefiederte Schlange), Zaki-Nim-Ak (grosser weisser Eber), Zaki-Nima Tzyiz (grosser weisser Rüsselbär), Vukub-Cakix (sieben Aras), Xbalanque (von balam, Jaguar und queh, Reh?), Hunbatz (ein Brüllaffe), Balam-Quitze (Jaguar des Waldes), Balam Agab (Jaguar der Nacht), Iqui-Balam (Jaguar des Mondes?) sind alle dem Thierreich entnommen, ebenso wie Tzununi-ha (Haus der Colibris) und Cakix-iha (Haus der Aras), die Namen der Frauen von Mahucutah und Iquibalam. Ja selbst der gewöhnliche Ausdruck der Quiché-Sprachen für „Schlange", cumatz, lässt auf die Bedeutung dieser Thiergattung für den Volksglauben schliessen, indem er eine Reverentialform des einfachen can der Maya und chan der Tzentalsprachen darstellt und daher für can-atz steht.

Aber auch Vertretern der Pflanzenwelt begegnen wir als beseelt gedachten Wesen. Die erste Rolle spielen hier der Mais und der Tzité-Baum, weil sie das Material zum Wahrsagen liefern. Deswegen apostrophiert sie auch der alte Zauberer Xpiyacoc wie die übrigen Götter: „du Mais", „du Tzité"[4]). Und die junge Xquiq wendet sich ebenfalls mit persönlicher Anrede an den Cacaobaum[5]), von ihm und den Gottheiten der Fruchtbarkeit (Xtoh und Xganil) Hülfe erflehend. Die Frucht des Calebassenbaumes (Crescentia cujete) erscheint ebenfalls redend, da sie das Haupt des in der Unterwelt getödteten Hunhunahpu ist

[1]) Brühl, Culturvölker, p. 446.
[2]) Der Vo'k, den die Ladinos „cihua-monte" (vom mexikan. cihuamontli) nennen, ist ein Erdkukuk. (Dromococcyx phasianellus?) Auch heute noch spielt er eine Rolle im Volksglauben der Indianer, indem die Entstehung eiternder Geschwüre ihm zugeschrieben wird: rabaj bu'k del cho chavua „Die Excremente des bu'k fliessen aus deinem Bein" sagt man z. B. für „du hast ein Bubonengeschwür."
[3]) Popol Vuh, p. 124 sqq. [4]) Popol Vuh p. 22. [5]) Popul Vuh p. 104.

und daher noch zur Zeit, da der Popol Vuh abgefasst wurde, als „Haupt des Hunhunahpu" benannt wurde[1]).

So gelingt es also, nicht ohne Mühe, aus dem uns im Popol Vuh erhaltenen Sagenvorrath der Quichés allmälig diejenigen Elemente herauszuschälen, welche uns in den religiösen Anschauungen der Quichés eine Naturreligion erkennen lassen, die als eine Verschmelzung der von Powell als Hecastotheismus, Zootheismus und Physitheismus bezeichneten Sonderformen erscheint[2]). Die grossen Regionen des All, Himmel und Erde, die Kräfte der Natur, sowie Pflanzen und Thiere und die Gestirne des Himmels erweisen sich als der Sitz seelischer Kräfte, die das menschliche Maass überschreiten. Gleichzeitig ist aber auch der Himmel sowohl als die Unterwelt der Sitz anthropomorphisch gedachter Gottheiten und wir treffen selbst Spuren von Gottheiten „der schönen Künste" und der „Fruchtbarkeit", welche bereits zu der höheren Stufe des Psychotheismus hinüberführen.

Die Wiederkehr gewisser Zahlen und die Verwendung gewisser Farbenbezeichnungen deuten ferner darauf hin, dass ihnen ebenfalls eine besondere, hieratische Bedeutung zukam.

Dahin gehören vor allem die Zahlen 1 (hun), und 7 (vukub), die wir mehrfach in Eigennamen treffen; wie folgende kleine Tabelle aus dem Popol Vuh und den Cakchiquel-Annalen zeigt:

1	7
Hun-ahpu	Vukub-Hun-ahpu
Hun-came	Vukub-came
Hu-r-akan	—
—	Vukub-Cakix
Hun-batz	Vuku-batz
Hun-chouen	—
Hun-toh	—
—	Vuk-ama'k
—	Vukub pek
—	Vukub civan

Aber auch 2, 4 und 13 kehren mit Vorliebe wieder.

So finden wir in Cabrakan „mit zwei Füssen" das Analogon zu Hurakan „mit einem Fusse". Charakteristisch ist ferner das paarweise Auftreten der göttlichen Wesen, auch wenn dieselben nicht, wie Xpiyacoc und Xmucane, zweigeschlechtig gedacht sind. Tepeu und Gucumatz, Hunahpu und Xbalanque, Hunbatz und Hunchouen, Zipacna und Cabrakan, Huncame und Vukubcame, sowie die Dämonen der Krankheiten werden paarweise genannt.

Der Zahl 4 begegnen wir ebenfalls mehrfach. Vier mythische Raubthiere vernichten die zuerst gemachten Menschen wieder. Vier Eulen werden als Boten von den Fürsten der Unterwelt ausgesandt. Vier Wege führen nach Xibalba. Vier ist die Zahl der zuletzt erschaffenen Menschen, von denen die drei Stämme der Quichés sich ableiten.

Versteckter ist die hieratische Bedeutung der Zahl 13 (oxlahub). Wir finden sie in Verbindungen, wie oxlahub tecpan und oxlahu ch'ob, „die 13 Stammabtheilungen". Weit wichtiger dagegen ist ihre Bedeutung für die chronologische Zeitrechnung, von welcher später die Rede sein wird.

---

[1]) Popol Vuh p. 88. [2]) Powell, address p. 14.

Von den fünf einfachen Farbenbezeichnungen der Quiché-Völker (weiss, grün und blau, roth, gelb und schwarz) sind besonders die drei ersten, weiss (sak), grün und blau (rax) und roth (cak) von so hervorragender Bedeutung, dass einige speciellere Bemerkungen hierüber gestattet sein mögen.

Mit sak wird nicht nur „weiss" als Farbe, sondern auch alles „Helle, Durchsichtige" bezeichnet, ferner der „Glanz", so dass das Derivat sakil geradezu als Allgemeinausdruck für „Farbe" dient. Da nun die Quichés und die nächstverwandten Stämme, wie oben ausgeführt wurde, in dem ersten Aufgehen der Sonne, im ersten Hellwerden auf Erden, das Grundereigniss der ganzen Weltgeschichte erblickten, so ist es leichtverständlich, dass die helle, weisse Farbe für sie eine besondere Bedeutung erlangen musste. Wir treffen daher das Wort sak als Bestandteil göttlicher Eigennamen, wie Zaki-nima-tzyiz, Zaki-nim-Ak, Zaki-tz'unun, „weisser, grosser Rüsselbär, weisser grosser Eber, weisser Colibri", die von Thieren entnommen sind, deren Farbe keineswegs weiss ist. Unter den vier Wegen von Xibalba ist auch der Zaki-be (weisser Weg) genannt. Dagegen fehlt das Weiss merkwürdigerweise unter den vier Farben der Priestergewänder der Pipiles[1]).

Rax ist für die Indianer sowol das Blau als das Grün in allen ihren Nüancen, obwohl sie diese selbstverständlich ebensogut zu unterscheiden vermögen, wie wir, wie sich aus den später zu besprechenden Farbenzusammenstellungen ihrer Geräthschaften ergiebt. Als Farbe des Himmels, des Meeres und der Seeen, sowie der nahrungspendenden Pflanzenwelt begegnet uns daher auch rax in Synthesen, welche nicht bloss eine Farbe, sondern das „Glänzende, Prächtige, Neue" andeuten sollen, wie in Ah-Raxa-Lak, („Verfertiger des prächtigen Geschirrs"), Ah-Raxa-Tzel, („Verfertiger schöner Calebassen"). Wir finden rax auch als Farbe eines Weges nach Xibalba (raxa-be), sowie unter den Farben der Priestergewänder der Pipiles.

Da mit rax „grün" aber auch das „Unreife", „noch nicht Gezeitigte" bezeichnet wird (z. B. rax hal „unreifer Maiskolben"), so erlangt das Wort auch die übertragene Bedeutung von „vorzeitig", „noch frisch", (z. B. rax ch'ac frisches Fleisch) und endlich von „unerwartet, plötzlich" (z. B. rax camic plötzlicher Tod). In dieser Bedeutung treffen wir es wohl in Raxa-Cakulha, dem „schnellen Blitz".

Mit cak wird „roth" aller Nüancen bezeichnet. Wir treffen diese Farbe unter den Wegen nach Xibalba (caka-be) und bei den Priestergewändern der Pipiles. Ausserdem aber kommt cak heute noch in Synthesen vor, welche mit der Farbe „roth" nichts zu thun haben, wie cak jay (wörtlich: „rothe Häuser") die praehistorischen Tumuli. Die heutigen Indianer halten sie für die, in einer Sintflut zu Grunde gegangenen und mit Erde gefüllten Häuser der ersten Menschen. In cak i'k womit das Cakchiquel den „Wind" und als häufigsten Wind den „Nordwind" bezeichnet, steckt das Radikal cak gleichfalls, ebenso in dem gleichbedeutenden cak sutut „der Sturmwind" im Pokonchí. Doch kann hieraus nicht ohne weiteres ein Symbolismus der Art abgeleitet werden, dass etwa die vier Himmelsgegenden mit besondern Farben bezeichnet worden wären[2]). Es ist in dieser Hinsicht zu betonen, dass vermöge seiner kosmogonischen Ansichten für den Maya-Indianer Guatemalas nur zwei Himmelsgegenden wichtig waren, nämlich der Ort des Sonnenaufgangs und des Sonnenuntergangs, Osten und Westen. Für erstern hätten wir „weiss", für letztern „schwarz" als symbolische Farben zu erwarten, aber auch hiefür fehlen alle

[1]) Palacio p. 64. [2]) Brinton, Names of the Gods p. 36.

sichern Anhaltspuncte, während wir dagegen bei den Mayas von Yucatan als symbolische Farben der Himmelsgegenden das Gelb (kan) für den Süden, Roth (chac) für den Osten, Weiss (zac) für den Norden, und Schwarz (ek) für den Westen finden [1]).

Von der Verwendung einzelner Farben zur Bemalung für die Feste wird später die Rede sein.

III. PRIESTERSCHAFT UND GÖTTERDIENST.

Die zahlreichen überirdischen Wesen, von denen sich der guatemaltekische Indianer die ihn umgebende Welt bevölkert dachte, suchte er durch Nachbildungen in anthropomorpher und zoomorpher Gestalt sich nahe zu bringen, indem er sich aus Holz, Thon und Stein von ihnen Bildnisse verfertigte und diese durch Gebet und Opfer verehrte. Da auf diese Weise Götterbilder des Wassers, des Windes, für den Mais und andere Früchte, für die Zeugung und für Krankheiten in den Häusern, auf den Feldern, in Höhlen, im Walde und in den Tempeln aufgestellt wurden, so ist es erklärlich, dass man heute noch bei der Bearbeitung des Bodens zahlreiche Gebilde aus Thon und hartem Fels findet, welche männliche und weibliche Figuren, Schlangen, Jaguare, Affen, Vögel und andere Thiere bald in getreuer Nachbildung, bald in Groteskgestalt darstellen. Der allgemeine Ausdruck der Quiché-Sprachen für solche Götterbilder ist c'abauil, ein Wort, welches sich bis jetzt einer sichern Analyse entzieht.

Ueber die Entstehung der Sitte, die Götter in greifbarer Gestalt darzustellen, existieren zwei Sagen: Nach dem Popol Vuh holen die ersten Menschen, die Stammväter der Quichés, welche zuvor keine Götterbilder besessen hatten, dieselben in den „sieben Höhlen und Schluchten" von Tulan Zuiva. Fuentes dagegen erzählt [2]), dass nach indianischer schriftlicher Ueberlieferung folgendes der Ursprung der Götterbilder sei: Der Sohn eines Häuptlings erkrankt und stirbt zum grossen Schmerze seines Vaters, dessen Unterthanen alles versuchen, um ihn aufzurichten. Sie wenden sich endlich um Hülfe an eine Gottheit (der bigotte Fuentes nennt sie natürlich „demonio"), welche sie ein hölzernes Bildniss des Verstorbenen darstellen heisst. In diesem incorporiert sich der Gott selbst, um ihm Leben zu verleihen. Als man dem alten Häuptling gemeldet, dass sein Sohn wieder am Leben sei und als er die Statue sich bewegen sah, verfiel er dieser Illusion so vollkommen, dass er noch lange lebte und zur Zufriedenheit seines Volkes regierte, dem er die Statue, seinen vermeintlichen Sohn, als Erbin der Herrschaft hinterliess. Da das Volk sah, dass die Statue redete und mit ihm verkehrte, als ob sie lebte, hielt es dieselbe als himmlischen Ursprungs und erwies ihr göttliche Verehrung. Von dieser Zeit an datiert auch die Sitte, Figuren der Götter darzustellen und zu verehren, da die Indianer glaubten, dass diese zu ihnen sprächen.

Im Popol Vuh werden vier Götterbilder genannt, von denen jedes einem der mythischen Väter der Quichés entspricht. Da aber einer von diesen (Iqui-Balam) ohne Nachkommenschaft stirbt, verschwindet auch sein Götterbild (Nicahtacah) wieder aus der Geschichte und nur die drei übrigen, Tohil, Avilix und Hacavitz, kommen auf die Nachwelt.

Da ferner gesagt wird, dass Tohil der Gott der drei Phratrien (parcialidades) der

---

[1]) Landa, Relacion p. 208. [2]) Fuentes I, p. 36.

Quichés (der eigentlichen Quichés, derer von Tamub und von Ilocab) war, scheinen diese Gottheiten zunächst Stammgottheiten gewesen zu sein. Daneben aber besassen wohl auch die subgentes oder chinamit ihre besondern Götter, eine Einrichtung, die sich auch in der christlichen Zeit forterhalten hat. Jedes einzelne Quartier (barrio) einer indianischen Ortschaft nämlich, welches aus dem alten chinamit oder calpul hervorgegangen ist, besitzt heutzutage seinen besondern Heiligen und die Angehörigen des Quartiers betrachten sich als „Brüder" dieses Heiligen [1]).

Zum Dienst der Gottheiten bestand ein besonderes Priesterthum, welchem die Anordnung der Feste oblag.

Ueber die Priesterwahlen fehlen uns für die Maya-Stämme des Landes fast alle sicheren Anhaltspuncte. Die Benennungen Ahau-Ah-Tohil, Ahau-Ah-Avilix, Ahau-Ah-Gucumatz deuten jedoch darauf hin, dass die eigentlichen Priester auch hier aus den Gentes der Vornehmen gewählt wurden, wie eo ipso an denjenigen Orten, wo die oberste Priesterwürde gleichzeitig das Attribut des obersten Häuptlings war. Dass ferner bloss die Söhne der Vornehmen mit der Wartung der Götterbilder betraut wurden, spricht ebenfalls für die Beschränkung der Priesterwürde auf vornehme Gentes.

Roman sagt [2]), dass in der Verapaz der oberste Priester, der an Rang unmittelbar auf den König folgte, durch Volkswahl aus den Angehörigen eines bestimmten chinamit gewählt wurde.

Genauer sind wir über den Wahlmodus der Pipil-Priester unterrichtet [3]). Wenn hier der oberste Priester starb, so begrub man ihn sitzend auf einem bemalten Stuhl, in seinem eigenen Hause und das Volk hub eine 15-tägige Trauer an, mit Wehklagen und Fasten. Nach dieser Zeit wählten der Oberhäuptling mit Hülfe des Wahrsagers durch das Loos einen neuen Oberpriester aus den vier Unterpriestern. Die Wahl wurde mit Festen gefeiert, wobei der Gewählte aus Zunge und Genitalien sich Blut entzog und den Göttern opferte. Der neue Oberpriester wählte ferner aus den Söhnen seines verstorbenen Vorgängers, oder, wenn diese fehlten, aus den Söhnen der Unterpriester den Nachfolger in seinem frühern Amte als Unterpriester und besetzte auch nöthigenfalls die übrigen Aemter für den Dienst der teupas oder Tempel.

Bei den Stämmen der Verapaz trat jeweilen die Laienverwaltung der Provinz mit den Aeltesten der chinamit zusammen und berathschlagte unter Zuziehung der Priesterschaft über die nothwendigen Feste und Opfer [4]), die demnach nicht an bestimmte Epochen gebunden gewesen zu sein scheinen, wie anderwärts. Die Zeit und die Art des abzuhaltenden Festes wurde jedoch nicht von den Häuptlingen und den eigentlichen Priestern, sondern von besondern Persönlichkeiten, den Wahrsagern, bestimmt, indem mit Maiskörnern und Tzité-Bohnen das Loos geworfen wurde. Der Tzité-Baum, der nach früher Gesagtem ebenfalls zu den heiligen Pflanzen Guatemalas gehört, ist eine Erythrina-Art, welche im Spanischen als „Palo pito" bezeichnet wird und der Flora der Altos angehört. Er ist z. B. häufig an der Strasse von Patzicia nach Tecpam. Die Bohnen werden auch heute noch zum Werfen des Looses verwendet, indem die Wahrsager sie mit Maiskörnern mengen und damit würfeln.

War die Zeit des Festes bestimmt, so begannen die Vorbereitungen dazu mit allerlei Kasteiungen. Geschlechtlicher Umgang war, selbst für Verheiratete, verboten. Die Männer

[1]) Stoll, Guatemala p. 250. [2]) Roman, III l. 1 fol. 160. [3]) Palacio, Carta p. 64. [4]) Roman, III l. 1 fol. 145.

verbrachten die Zeit betend in den Tempeln und kehrten nur zum Essen auf kurze Zeit zu ihren Frauen zurück, von denen sie ohne Gruss und Rede bedient wurden. Es fanden vorschriftsgemäss Blutenziehungen aus verschiedenen Körperstellen, aus Armen, Schenkeln, aus Nase, Zunge und Ohren mittelst Obsidianlancetten (chay) statt. Nachts wurden Weihrauchopfer gebracht und Waschungen der Priester vorgenommen. Man schlief nicht zu Hause, sondern in besondern Hallen oder Häusern beim Tempel. Nachts holten die Männer ihre Frauen und grössern Kinder ab und gingen mit ihnen in den Wald hinaus oder an die Kreuzwege, wo sie ebenfalls mit Obsidianlancetten sich und ihren Angehörigen Blut entzogen, Vögel, Weihrauch und Blumen opferten und zu den Göttern flehten, dass sie ihnen Gesundheit, Kindersegen und gute Ernten verleihen möchten. Nachdem sie auf diese Weise an verschiedenen Orten gebetet, schickten die Männer ihre Weiber und Kinder nach Hause und kehrten selbst in den Tempel zurück.

Die Sitte des Opferns an den Kreuzwegen erinnert an die vier Wege nach Xibalba im Popol Vuh.

Wie tief die genannten Selbstpeinigungen selbst noch zur christlichen Zeit der indianischen Vorstellung und dem Bedürfniss eines Opfers inhærierten, geht aus dem Bericht von Gage[1]) hervor, der uns erzählt, dass die Indianer, sowohl Weiber als Männer, sich in der h. Marterwoche aufs allerschärfste geisselten, so dass einige davon ohnmächtig wurden und andere sogar an den Folgen der Geisselung starben.

Dass bei diesen Vorbereitungen die Priester dem gemeinen Volke voranzugehen hatten, ist wohl selbstverständlich. In einigen Gegenden (in welchen, wird nicht gesagt) war der oberste Häuptling zugleich Oberpriester und kasteite sich in der Vorbereitungszeit an Stelle des ganzen Volkes, indem er allein und zurückgezogen in einer kleinen Laubhütte, dem „grünen Haus", nahe dem Aufbewahrungsort der Götter, wohnte, wo er fastete, da seine Nahrung nur aus trocken geröstetem Mais und einigen Früchten bestehen durfte und am Feuer gekochte Speisen ihm untersagt waren. Er brachte Opfer von allerlei, ihm in seiner Einsamkeit erreichbaren Dingen und entzog sich täglich Blut aus den Ohren und den übrigen Körpertheilen.

Wir sehen endlich auch die Bemalung des Körpers als Theil der gottesdienstlichen Ceremonien auftreten. Sobald die Vorbereitungszeit begonnen hatte, färbten sich die Priester und Verheirateten schwarz, die ledigen Männer dagegen um sich von den Verheirateten zu unterscheiden mit rother Erde. Man pflegte nämlich, wie später erwähnt werden soll, Ledige und Verheiratete aus pädagogischen Rücksichten möglichst getrennt zu halten. Ob aber irgend ein Symbolismus diesen beiden Färbungen zu Grunde lag, ist nicht zu entscheiden.

Die Götterbilder selbst wurden zum Feste mit Gold und Edelsteinen geschmückt, in bordierte Gewänder gehüllt und auf Sänften unter Musikbegleitung in Procession herumgetragen. Ihre gewöhnlichen Aufbewahrungsorte waren an einigen Orten die Tempel, an andern aber Höhlen und versteckte Orte, da man glaubte, dass der häufige Anblick der Götterbilder die Achtung vor denselben vermindere. Sie wurden in ihrem Versteck von den ledigen Söhnen und Verwandten der Häuptlinge bedient, welche allein ihren Verbleib kannten. Bei den Festen wurden die Götterbilder von diesen jungen Leuten hervorgeholt und in Procession in die Dörfer getragen. Unterwegs hielt man häufig still, wobei die

[1]) Gage, p. 329.

Wärter der Götterbilder ihnen die Gaben opferten, welche das Volk zu diesem Zwecke spendete. Nach einem Rundgang durch das Dorf wurden die Götter auf dem Ballspielplatz niedergesetzt, und die Häuptlinge spielten vor ihnen Ball. Es erscheint also das Ballspiel [1]), welches schon im Popol Vuh eine hervorragende Rolle spielt, als integrierender Bestandteil der religiösen Ceremonien und keineswegs als blosse Unterhaltung, wie es denn anscheinend ein ausschliessliches Vorrecht der Häuptlinge bildete. Dem entsprechend gehört auch der Kautschukbaum (Castilloa elastica) zu den heiligen Pflanzen des Landes, deren Produkt mit dem Copal zum Rauchopfer verwendet wird.

Einen nicht weniger wichtigen Theil der religiösen Handlungen bildeten pantomimische Chortänze, deren Reste wir in den heutigen „Bailes" oder Chortänzen der Indianer bei den christlichen Kirchenfesten noch erhalten finden. Ihr Ursprung reicht bis in die praehistorische Zeit zurück, und die im Popul Vuh genannten dieser Tänze, der Hunahpu-Qoy- (wörtl. Affenschütze), der Puhuy- (Ziegenmelker), Cux- (Marder), Iboy- (Gürtelthier), Xtzul- (Tausendfuss) und Chitic-Tanz, werden auf die beiden Halbgötter Hunahpu und Xbalanque zurückgeführt [2]), sind also göttlichen Ursprungs, was die Bedeutung dieser Tänze beim Gottesdienst erklärt. Dieselben waren theils bloss pantomimischer Natur, theils aber bildeten sie dramatische Darstellungen, von denen uns eine durch BRASSEUR [3]) in der Quiché-Sprache erhalten ist.

Die Zahl der jährlichen Feste wird zu fünf, in einigen Gegenden zu sechs angegeben [4]). Da aber gleichzeitig behauptet wird, dass die Vorbereitungszeit 68 Tage und zuweilen selbst 100 Tage betragen habe [5]), so wären mehr Tage im Jahr mit Vorbereitungen verbracht worden, als vorhanden sind, was auf eine Unrichtigkeit der einen oder andern Angabe schliessen lässt. Für die Pipiles gibt PALACIO [6]) bloss zwei grosse Feste im Jahre an, von denen eines beim Eintritt der Regenzeit, das andere bei Anbruch der Trockenzeit abgehalten wurde.

Die grossen Feste wurden mit Menschenopfern begangen, zu denen Sclaven oder Kriegsgefangene dienten. Bei den Pipiles wurden illegitime Knaben von sechs bis zwölf Jahren aus dem Stamme selbst geopfert. In der Verapaz unternahm man zwei Wochen vor dem Fest einen grossen Kriegszug auf feindliches Gebiet, um Gefangene zu machen die als Material für die Opfer dienten [7]). In den letzten Tagen vor der Opferung versah man die dazu bestimmten Sclaven mit einem Halsring aus Gold, Silber oder Kupfer, durch welchen, wohl als Handhabe, ein Holzstück gesteckt war. Vier Wächter begleiteten die Opfer, welche nun frei in jedes Haus, selbst in die vornehmsten gehen und dort essen konnten. Sie wurden von Jedermann gut behandelt, durften aber das Dorf nicht verlassen und sich des Halsrings und der Wache nicht entledigen. Während der sieben letzten Tage vor dem Feste wurden die Opfersclaven in einem Hause nahe dem Tempel eingesperrt und bis zur Trunkenheit mit Speise und Trank versehen. Während der letzten drei Tage reinigte man die Wege, bestreute sie mit Fichtennadeln und schmückte die Häuser mit Blumen, gerade wie dies heute noch bei den Kirchenfesten in Guatemala üblich ist. Am Vorabend des Opfertages bereitete sich Alles festlich vor, die Altäre der Götter wurden geschmückt, und nachdem man sich durch Waschen von der oberwähnten Malerei befreit hatte, kleidete man sich in neue und schöne Gewänder.

Während der Nacht vor dem Feste brachten die als Wächter der Götter bestellten

[1]) Vgl. über das mexikanische Ballspiel TORQUEMADA t. II l. 14 c. 12. [2]) Popol Vuh, p. 113 und 177. [3]) BRASSEUR, Rabinal Achí. [4]) ROMAN, t. III l. 1 fol. 145. [5]) ROMAN, t. III l. 1 fol. 145. [6]) PALACIO, Carta p. 66. [7]) ROMAN, t. III l. 2 fol. 160.

Söhne der vornehmen Familien die Götterbilder herbei und spendeten ihnen schon unterwegs von Zeit zu Zeit Vögel und andere Thiere, Blumen, Früchte und Weihrauch. Wenn dann durch Boten die Ankunft der Götter den Häuptlingen und Priestern gemeldet war, gingen ihnen die letztern mit ihren Gehülfen entgegen und geleiteten sie stillschweigend in's Dorf, wo sie dann im Tempel auf ihre Altäre gesetzt wurden. Sobald dies geschehen, wurden die Instrumente gespielt und die Festtänze aufgeführt bis zu Tagesanbruch, wo dann Jeder nach Hause ging, sich reinigte und Vögel und Weihrauch herbeischaffte, um sie durch die Priester opfern zu lassen. Wenn die Stunde des grossen Opfers herannahte, so bekleidete sich der oberste Priester mit seinem Ornate, bestehend aus einem Mantel, einer goldenen oder silbernen, mit edlen Steinen geschmückten Krone und andern Dingen. Das Götterbild wurde hierauf in eine reich mit Gold und Edelsteinen geschmückten Sänfte gesetzt und unter Musik und Tanz in Procession im Tempelhof herumgetragen, um dann auf einem Altar neben dem Opferstein aufgestellt zu werden. Nachdem hier während einiger Zeit eine lange Recitation der alten Sagen erfolgt war, wie dies heute noch z. B. in Tecpam Guatemala bei den Kirchenfesten geschieht, holten die Häuptlinge die Opfersclaven, indem Jeder den seinigen an den Haaren ergriff und vor das Götterbild schleppte. Dann beteten sie vor allem Volke für sich und das Volk zu dem Gotte um Gesundheit, Kinder und Wohlergehen, und übergaben der Reihe nach ihre Sclaven den Opferpriestern, welche ihnen das Herz ausschnitten und dem Gotte darboten. Der erste Opferpriester nahm mit drei Fingern ein Wenig von dem Blute des Opfers, besprengte damit das Idol und warf davon der Sonne entgegen. Auf diese Weise ging er von Idol zu Idol und besprengte sie alle mit Blut. Die Köpfe der Geopferten wurden an einem, besonders zu diesem Zwecke dienenden Altar auf Stangen gesteckt, wo sie einige Zeit verblieben. Dann wurden sie beerdigt.

Für das Aufstecken der Köpfe der Geopferten auf Stangen hatten die Indianer mehrere Gründe. Erstlich sollten sich die Götter angesichts der ihnen geweihten Opfer leichter der an sie gerichteten Bitten erinnern, und geneigter sein sie zu erfüllen. Das Volk aber sollte dessen gedenken, dass diese Opfer um seiner Sünden willen dargebracht waren, und der Ober-Häuptling sollte dadurch bewogen werden, den Kultus zu heben, um die auswärtigen Feinde zu erschrecken, wenn sie sähen, welches Schicksal ihrer als Kriegsgefangene warte. [1])

Der übrige Körper wurde gekocht und als geweihte Speise gegessen. Die Hände und Füsse blieben, als die delikatesten Stücke, den obersten Priestern und Häuptlingen reserviert, den Rest theilte das gottesdienstliche Personal unter sich. Das Volk selbst hatte an dieser Mahlzeit keinen Antheil. Der Kannibalismus hatte also hier einen exclusiv religiösen Charakter und bildete ein Vorrecht der bevorzugten Klassen. Ueber die psychologische Grundlage desselben lassen uns die Schriften über Guatemala im Unklaren. Da indessen die Indianer heute noch der Ansicht sind, dass in alten Zeiten die Sonne vor Antritt ihres täglichen Laufes einige Menschen als Nahrung zu verzehren pflegte [2]), und da diese Ansicht durch die beiden Skulpturen der Sonnengeier von Santa Lucia Cotzumalhuapa [3]) in eigenthümlicher Weise illustriert wird, so dürfen wir vielleicht im Kannibalismus der guatemaltekischen Priester eine symbolische Darstellung dieses Göttermahles vermuthen.

Die Tage der grossen Opfer waren zu grossen Gelagen bestimmt, bei welchen wiederum

---

[1]) Roman, III lib. I f. 147. [2]) Stoll, Guatemala, p. 212.
[3]) Habel, Sculptures Taf. VI N°. 17. Taf. VII N°. 18.

Tänze vor den Göttern aufgeführt wurden. FUENTES[1]) erzählt, dass sich bei diesen Gelegenheiten die Familien in ihren Häusern durch brutale Unmässigkeit in Speise und Trank für die lange Fastenzeit entschädigt haben. Die allgemeine Trunkenheit dokumentierte sich bei den Einen durch Weinen, bei Andern durch Gesang und Lärm, bei Dritten endlich durch Wuthanfälle bei denen sie Andere verwundeten und tödteten, ein Schauspiel, das auch heute noch bei den grossen Kirchenfesten ausgiebig zu sehen ist. Die Schranken der Zucht hörten auf, die Betrunkenen ergaben sich ohne Unterschied der sexuellen Ausschweifung mit ihren Töchtern, Schwestern, Müttern und Kebsweibern und verschonten selbst Kinder von sechs und sieben Jahren nicht. Diese Aufführung steht in seltsamen Widerspruch mit den strengen, p. 18 und 19 erwähnten Sittengesetzen.

Indessen lag derselben nach GERÓNIMO ROMAN (l. c.) nicht sowohl ein lasterhafter Hang zur Ausschweifung, als vielmehr die Ansicht zu Grunde, dass dieses Gebahren den Göttern wohlgefällig sei. Deswegen ergaben sich auch die obersten Häuptlinge am meisten der Trunkenheit, und während sie dergestalt trunken und handlungsunfähig waren, waren ihnen Stellvertreter gesetzt, welche nüchtern zu bleiben und die laufenden Geschäfte zu erledigen hatten.

Die Feste dauerten, je nach Gutdünken der Wahrsager, drei, fünf und sieben Tage lang. Während dieser Zeit wurden jeden Nachmittag die Götterbilder in grosser Prozession mit Musik durch die Strassen getragen. An hervorragenden Punkten und auf den öffentlichen Plätzen hielt man an, Altäre wurden errichtet und Ball gespielt. Am letzten Tage schloss das Fest und Jeder ging nach seinem Hause, mit Ausnahme der mit der Wartung der Götterbilder betrauten Personen, welche diese an ihre Aufbewahrungsorte zurückbrachten.

Zu FUENTES[2]) Zeiten, und wohl schon vor der Eroberung, waren die öffentlichen Feste das Mittel, die freundschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarorten zum Ausdruck zu bringen, indem das eine Dorf ein anderes zum Besuch einlud und mit Speise, Süssigkeiten und Getränk bewirtete und beschenkte. Die Eingeladenen waren gehalten, bei einer andern Gelegenheit ebenso reichlich Gegenrecht zu halten. Eine Nachlässigkeit bei der Bewirtung der Gäste konnte Anlass zu dauernder Verstimmung zwischen den Gemeinden werden.

Heutzutage besteht diese Sitte noch zwischen den verschiedenen Familien, welche sich bei Familienfesten gegenseitig einladen und bewirten, oder wenigstens Geschenke an Esswaaren machen, die bei anderer Gelegenheit erwidert werden müssen. Die Cakchiqueles nennen solche Ess-Geschenke lok'obal, was etwa „Freundschaftszeichen" bedeutet.

Die indianischen Götterfeste allgemeiner Natur haben sich bis in unsere Zeit erhalten und sind selbst unter der Maske der christlichen Feste noch leicht erkennbar. FUENTES eräzhlt[3]) aus seiner Zeit, dass das Verlangen der Indianer, den Tanz Oxtun („der drei grossen Trommeln") tanzen zu können, so gross sei, dass die Indianer des Dorfes Alotenango der Obrigkeit einst 1000 Pesos für die Erlaubniss dazu offerierten. Sie wurde ihnen aber nicht nur nicht gewährt, sondern man legte ihnen noch eine harte Strafe auf, da dieser Tanz den Spaniern als höchst anstössig galt. Die Mitspieler nämlich, welche sich während einiger Tage vor dem Feste durch Fasten, allerlei Ceremonien, Schweigsamkeit und Zurückgezogenheit, sowie durch Abstinenz von ihren Weibern darauf vorbereiten mussten, entschädigten sich am Feste selbst dadurch, dass ihnen alsdann jede beliebige Frau zu Willen sein musste.

[1]) FUENTES, I. p. 40. [2]) FUENTES, I. p. 236. [3]) FUENTES, I. p. 41.

Zu GAGE's Zeiten waren die Tänze gestattet, da man ihnen eine christliche Unterlage gegeben hatte und GAGE beschreibt einige davon ausführlich [1]). Seine Schilderung der Jagdtänze gilt auch für heute noch. Welchen Ernst die Indianer mit diesen Festtänzen auch in ihrer hybriden, christlichen Gestalt noch verbanden, geht sowohl aus den wochenlangen, zeitraubenden und kostspieligen Vorbereitungen, als besonders aus dem Umstand hervor, dass diejenigen Tänzer, welche schlechte Charaktere, wie den Herodes, die Herodias und die Söldner darzustellen hatten, nach dem Feste ihre fingierte Missethat beichteten und dafür Absolution verlangten.

Wie im öffentlichen, so spielten die religiösen Verrichtungen aber auch im privaten Leben eine grosse Rolle. Alle wichtigen Geschäfte wurden mit gottesdienstlichen Handlungen eingeleitet und von ihnen begleitet, denn da sozusagen alle belebten und unbelebten Gegenstände als der Sitz übernatürlicher göttlicher Wesen betrachtet wurden, so hatte der Indianer auf Schritt und Tritt Gelegenheit sich mit ihnen zu beschäftigen. Wenn ein Haus erbaut wurde, so weihte man die Hälfte dem „Gott der Häuser", Chahalhuc, [2]) hier wurde sein Altar aufgestellt und ihm Weihrauch und besonders Vögel geopfert. Das geopferte Blut wurde an die Wand gespritzt und rings um die Flecken Quetzalfedern geklebt. Dasselbe geschah an der Thür, damit nichts Böses hineinkäme. Wo zum Häuserbau das Holz gefällt wurde, betete man zum „Hüter der Häuser" auf dass der Bau zum Segen gereichen möge. Es bestanden besondere Betplätze, meist unter buschigen, laubreichen Bäumen oder Baumgruppen, wo die Indianer in aller Lebensnoth hingingen und unter Blutenziehungen zu den Göttern flehten. Da für sie eines der grössten Uebel die Kinderloisgkeit war, so opferten sie in gleicher Weise an den Quellen als dem Sitz lebenspendender göttlicher Wesen. Orte wo am Fuss eines dichtbelaubten Baumes sich eine Quelle ergoss, galten als besonders heilig, da sich hier zwei Gottheiten, die des Baumes und der Quelle, vereinigten. Sie opferten ferner in Höhlen und an dunkeln, verborgenen Orten, auf den Gipfeln der Berge, an den Kreuzungen der Wege, und, je nach der Art ihres Anliegens an die Götter, wählten sie den jeweilen geeignetsten unter diesen Orten. An den Wegen fanden sich von Strecke zu Strecke Rastplätze, wo in kleinen Bethäusern Altäre und Götterbilder aufgestellt waren und wo die Reisenden ihre Gebete und Opfer verrichteten. Zu diesem Zwecke nahmen sie einige Ruthen, schlugen sich damit auf die Beine, bespuckten die Ruthen und legten sie alsdann auf den Altar, indem sie dieselben mit einem Stein beschwerten. Nach diesen Ceremonien, die den Zweck hatten, die Müdigkeit zu vertreiben und den Körper wieder zu stärken, fühlten sie sich wieder kräftiger. An solchen Stellen opferte man Baumwolle, Cacao, Salz, Pfeffer oder was man sonst mithatte und diese Dinge blieben liegen, bis sie faulten, denn Niemand wagte, die an den Gebetplätzen geopferten Spenden wegzunehmen. Solche Plätze hiessen Mumuz. [3])

Die beiden Worte Chahalhuc und Mumuz, die beide der Quiché-Sprache entstammen, sind deshalb von Interesse, weil sie einerseits einen relativen Anhaltspunkt für die Zuverlässigkeit der Nachrichten des GERÓMINO ROMAN gewähren, der nicht nach eigener Erfahrung, sondern offenbar nach handschriftlichen Berichten der Dominikaner, vor allem des Las Casas erzählt. Anderseits beweisen diese Worte, dass der damalige Begriff der Verapaz nicht bloss die heute so genannten Departemente von Guatemala, sondern auch

[1]) GAGE, p. 332. [2]) im Quiché: „Hüter der Wohn- oder Schlafstätte"
[3]) ROMAN, III lib. I fol. 148.

einen grossen Theil des austossenden Quiché-Gebietes umfasste, wie denn Roman auch gerade zu sagt (III l. I f. 129): „Die Vera Paz welche damals Utatlan hiess".

Wenn die Indianer auf die Jagd nach buntgefiederten Vögeln gingen, von denen vor Allem die Quetzales ihrer Federn wegen wichtig waren, so beräucherten sie die Leimruthen, damit sie mehr Kraft erhielten. Bei Beginn der Aussaat opferte man Geflügel, mit dessen Blut der Umkreis des Saatfeldes besprengt wurde. Einige Tage vor der Aussaat enthielten sie sich ihrer Frauen, indem sie es für verderblich für das Gedeihen der Feldfrüchte hielten, zur Saatzeit den Beischlaf zu üben[1]. In ihren Obstgärten hatten sie Götterbilder aufgestellt, denen geopfert wurde, damit sie das Obst schützen sollten. Wenn sie die Maisfelder jäteten, verbrannten sie Weihrauch an den vier Ecken und in der Mitte des Feldes, die Götter bittend, sie möchten ihnen das Getreide bis zur Ernte schützen. Bei der Ernte gaben sie die Erstlingskolben den Priestern oder sie mahlten sie und brachten das Mehl roh oder gebacken dem Götterbild, das auf dem Maisfeld aufgestellt war, dar oder endlich sie speisten damit Arme und Kranke. Nach der Ernte wurden die Beiträge zu den Opfern jeweilen in Mais bezahlt.

Von besondern, dem Monde gewidmeten gottesdienstlichen Handlungen lesen wir für Guatemala nichts. Dass aber dennoch auch diesem Gestirn eine eingreifende Bedeutung für die Geschicke der Welt zugeschrieben wurde, beweist die Erzählung des Popol Vuh von der Verwandlung des göttlichen Zaubererpaares Hunahpu und Xbalanque in Sonne und Mond und der heute noch bestehende Glaube der Indianer, dass eine Verfinsterung des Mondes, in einem Kampfe mit der Sonne bestehe, der den Untergang der Welt zur Folge hätte, wenn es dem Abendstern nicht gelingt, die beiden kämpfenden Gestirne zu trennen[2]. Zu Fuentes[3] Zeiten pflegten daher die Pokomam-Indianer von Mixco bei Mondfinsternissen dem, nach ihrer Ansicht mit dem Untergang bedrohten Nachtgestirn durch gewaltigen Lärm mit Trommeln, Metallwerkzeugen und lautem Geschrei zu Hülfe zu kommen.

In der religiösen Vorstellungswelt der Maya-Stämme Guatemala's finden sich manche mexikanische Anklänge, wie aus den, im Popol Vuh vorkommenden aztekischen Namen, wie z. B. ah-toltecat, tamazul, chimamalmat, nanauac, und dem Versuche seines Verfassers hervorgeht, den Quiché-Gott Tohil mit dem mexikanischen Quetzalcohuatl zu identificieren, dessen Name sich auch im Gucumatz der Quichés und Kukulcan der Mayas in Uebersetzung wieder findet. Indessen sind doch diese Mexicanismen beinahe unzweifelhaft spätere Zuthat, welche einer ursprünglichern und ältern Religionsform einverleibt und angepasst wurde. Während sich für den Aufbau der staatlichen Organisation die Parallele zwischen Mexico und Guatemala trotz mancher Unvollständigkeiten der Berichte für letzteres Land, leidlich durchführen lässt, so ist dies für die Religionswelt nicht mehr möglich und trotz mancher nahen Berührungspunkte, die eben im Wesen der Naturreligion überhaupt und in der Aehnlichkeit der umgebenden physischen Natur Mexicos und Guatemalas begründet sind, sehen wir uns doch zu der Annahme gedrängt, dass das Auseinandergehen der religiösen Systeme der verschiedenen Kulturvölker des eigentlichen Mexico, mit Einschluss der Mayas und der Guatemala-Stämme, zeitlich sehr weit zurück verlegt werden muss, selbst wenn der Ursprung ein gemeinsamer gewesen sein sollte. Gegenüber der entwickelten Götterlehre der Azteken und Mayas finden wir diejenige der Quichés einfacher, ärmer, primitiver, gewissermassen der embryonalen

[1]) Ueber die Sitte der Pipiles vgl. p. 46. [2]) Stoll, Guatemala, p. 275. [3]) Fuentes, II p. 41.

Stufe einer hekastotheistischen Religion noch näher stehend. Dem entsprechend ist auch der gottesdienstliche und priesterliche Apparat der guatemaltekischen Völker bescheidener und einfacher.

Dieses Festhalten an den alten, naturursprünglichern religiösen Anschauungen bei Völkern, welche in ihren staatlichen Verhältnissen deutlich die Spuren fremder Cultur erkennen lassen, stimmt am Ende nur mit dem Erfahrungssatz der Weltgeschichte überein, dass es leichter und weniger zeitraubend ist, die Regierungsform eines Volkes umzugestalten, als seine grundlegenden religiösen Ansichten zu ändern. Die Regierungsform ist das Resultat äusserer und daher der Gewalt zugänglicher psychischer Bethätigung, während die religiöse Ansicht im innern Reich der Gedanken fusst und der äussern Gewalt nur scheinbar weicht. Dass auch das Christenthum bloss die Oberfläche, nicht aber die innere Grundlage der indianischen Religion geändert hat, wird Jedem klar werden, der sich die Mühe nimmt, durch Augenschein dessen Wirkung auf die Stämme Guatemalas zu studieren.

Wenn auch in den Grundanschauungen nahe verwandt, so scheint doch das Detail der religiösen Uebungen der Maya-Stämme des Landes in mancher Hinsicht verschieden von demjenigen der fremdsprachigen Völker in der Südwestecke des Landes gewesen zu sein. Wir finden hier nach Palacio's [1]) Beschreibung, die Hieropolis Micla, drei Leguas vom Uxaca-(heute Güija-)See, wo die Pipil- und Chontal-Indianer der Umgegend sich zur Opferung zusammen fanden. Micla [2]) aber ist aus Mictlan verstümmelt, womit die aztekische Sprache „die Stätte des Todes", in der christlichen Zeit die Hölle, bezeichnet. Es entspricht also das Micla der Pipiles dem Xibalba der Maya-Stämme, mit dem Unterschiede, dass ersteres (das heutige Mita) eine reelle, das letztere eine bloss mythische Existenz besitzt.

Wie für die Maya-Stämme, so war auch für die Pipiles der Aufgang der Sonne das wichtigste Phaenomen, welches daher besonders verehrt wurde. Ausserdem wurden aber die Idole eines zweigeschlechtigen Götterpaares verehrt, des männlichen Quetzalcohuatl und des weiblichen Itzcueye, deren Wesen nicht näher bezeichnet wird, obwohl gesagt ist, dass die Männer dem Quetzalcohuatl, die Weiber der Itzcueye opferten. Es ist daher gerathen, trotz der Uebereinstimmung der Namen, den Quetzalcohuatl der Pipiles nicht schlechtweg mit dem Quetzalcohuatl der Mexikaner zu identificieren, denn der Gott der Pipiles kann ebenso gut, wie der Gucumatz und Kukulcan der Maya-Stämme, lediglich die Aufpfropfung eines modernen und fremden Namens auf eine alte, einheimische Gottheit gewesen sein.

Als oberste Priesterschaft finden wir bei den Pipiles einen Oberpriester, teoti [3]), ferner einen Wahrsager oder Kalendererklärer (teoamatlini, von teotl Gott und amatl Buch) [4]) dem es oblag, die Festzeiten durch das Loos zu bestimmen, und vier Unterpriester (teopixqui). Ausser diesen erwähnt Palacio noch einen Hüter des Tempelschatzes, der auch bei den Menschenopfern das Herz auszuschneiden hatte und noch andere Dienste verrichtete. Ferner gab es Tempelbedienstete, deren Aufgabe es war, mit Musikinstrumenten das Volk zu den Opfern herbeizurufen.

---

[1]) Palacio, Carta p. 62 sqq.

[2]) Die des Aztekischen weniger kundigen spanischen Schriftsteller ersetzen häufig den ihnen fremdartigen Lautcomplex tl durch das ähnlich klingende cl und schreiben z. B. tecucli statt tecutli.

[3]) In Squier's Ausgabe, wohl unrichtig, tecti geschrieben.

[4]) Bei Squier tehu a matlini geschrieben.

Der Oberpriester, welcher eine vom Oberhäuptling verschiedene Person war, trug eine besondere Kleidung, bestehend aus einem langen blauen, hemdartigen Rock (ropa) und einem buntfarbigen Diadem oder einer Mitra, an deren Spitze ein Büschel Quetzalfedern angebracht war. Ausserdem trug er gewöhnlich einen Stab in der Hand. Die vier Priester waren ebenfalls mit langen Hemden bekleidet, die von verschiedener Farbe, schwarz, grün, roth und gelb, waren und bis auf die Füsse herabreichten.

Die Pipiles hatten zwei regelmässige öffentliche Jahresfeste, die mit Menschenopfern gefeiert wurden. Das eine davon fiel auf den Beginn der Regenzeit, also wohl in die erste Hälfte des Mai, das zweite auf den Beginn der Trockenzeit, also wohl in die zweite Hälfte des October. Das Detail dieser grossen Opfer weicht in mancher Hinsicht von den Gebräuchen der nördlichen Stämme etwas ab, schon darin, dass als Opfer nicht Sclaven und Kriegsgefangene, sondern bloss uneheliche Knaben von sechs bis zwölf Jahren aus dem Stamme selbst verwendet wurden.

Nachdem einen Tag und eine Nacht vor dem Feste das Volk durch den Klang der Musikinstrumente zusammengerufen worden, gingen die vier Unterpriester mit Feuerpfannen, auf denen Kautschuk und Kopal geräuchert wurde, vom Tempel (cu) herab gegen Sonnenaufgang hin, und verrichteten knieend und Weihrauch spendend ein Gebet. Dann vertheilten sie sich nach den vier Himmelsgegenden, beteten, und eilten in die vier Häuser, welche in den vier Richtungen zu diesem Zwecke vorhanden waren und ruhten eine Weile. Von hier begaben sie sich zum Hause des Oberpriesters, welches nahe beim Tempel stand, zurück, ergriffen den zum Opfer bestimmten Knaben und gingen mit ihm tanzend und singend vier mal im Tempelhof herum. Alsdann begab sich der Oberpriester mit dem Wahrsager und dem Schatzmeister von seinem Hause nach dem Tempel, begleitet von dem Oberhäuptling und den Vornehmen, welche an der Thür zurückblieben. Die vier teopixqui ergriffen den Knaben, jeder an einem Arm oder Bein, liessen ihm durch den Schatzmeister das Herz ausschneiden und übergaben es dem Oberpriester, welcher es in eine kunstvoll gearbeitete Tasche einschloss. Mit dem Blute des Opfers füllten die vier Priester vier Calebassen, gingen einer nach dem andern in den Tempelhof hinab und sprengten das Blut mit der rechten Hand nach den vier Himmelsgegenden aus. Wenn etwas von dem Blute übrig blieb, so brachten sie es dem Oberpriester zurück, der es mitsammt dem Beutel der das Herz enthielt, durch die Brustwunde in den Körper des Geopferten zurückbrachte. Die Leiche wurde alsdann beerdigt.

Wir finden also hier die Bedeutung der vier Himmelsgegenden, für welche bei den Maya-Stämmen Guatemalas der Nachweis fehlt, deutlich hervor gehoben. Ferner ist bei den Pipiles das Menschenopfer nicht mit Anthropophagie verbunden.

Ausser diesen grossen fixen Festen der beiden Jahreszeiten finden wir aber bei den Pipiles noch eine Reihe von Gelegenheitsfesten wie für den Krieg, für die Jagd- und Fischzüge.

Der Oberpriester und die vier teopixqui beriethen sich mit dem Wahrsager, um zu erfahren, ob es am Platze sei, einen Kriegszug zu unternehmen, oder ob ein Feind von aussen drohe. Wenn das Loos bejahend entschied, beriefen sie den Oberhäuptling und die Kriegsführer, und gaben ihnen die nöthigen Weisungen über die Art und Richtung des Kriegszuges. Wurde dieser glücklich beendigt, so erstattete der Häuptling durch Eilboten dem Oberpriester Bericht, und dieser berieth sich mit dem Wahrsager über die Art des abzuhaltenden Opferfestes. Fiel das Loos auf Quetzalcohuatl, so dauerte das Fest fünfzehn

Tage, fiel es auf Itzcueye, so dauerte es fünf Tage. An jedem Tage aber wurde ein Mensch geopfert.

Bei diesen Kriegsdankopfern kamen alle Krieger in geordneter Reihe tanzend und singend herbei und die Kriegsführer führten in ihrer Mitte die mit Federn, Arm- und Beinspangen aus Edelsteinen und Cacaoschnüren um den Hals geschmückten, zum Opfer bestimmten Gefangenen. Das Priestercollegium ging ihnen mit dem gesammten Volke entgegen, unter Tanz und Musik, und nachdem die Häuptlinge den Priestern die Opfer übergeben hatten, kehrten sie alle in den Tempelhof zurück, wo Tag und Nacht Tänze veranstaltet wurden. Mitten in den Hof legten sie eine Steinbank, auf welcher das Opfer rücklings an Händen und Füssen von den vier Priestern festgehalten wurde. Der Schatzmeister, reich mit Federn und Schellen geschmückt, öffnete ihm mit einem Steinmesser die Brust, schnitt das Herz heraus und warf es nach den vier Himmelsgegenden in die Luft. Das fünfte Mal warf er es senkrecht, so weit er konnte, in die Höhe, indem er es der Gottheit als Dankopfer für den Sieg anbot.

Für die Saatopfer trugen die Pipiles alle die Sämereien, die sie säen wollten, in kleinen Calebassen vor den Altar der Gottheit, und legten sie der Reihe nach in ein Loch im Boden, welches sie mit Erde anfüllten. Auf diese stellten sie eine grosse Feuerpfanne, auf welcher Kopal und Kautschuk verbrannt wurde. Die vier teopixqui opferten Blut aus Nase und Ohren, und nachdem sie durch die Wunden Rohrstücke gesteckt, verbrannten sie diese vor den Götterbildern. Zuweilen entzogen sie sich Blut aus der Zunge und dem Penis, wobei sie zu den Göttern um das Gedeihen ihrer Saaten flehten. Der Oberpriester entzog sich Blut aus Zunge, Ohren und Penis, salbte damit die Füsse und Hände der Götterbilder und betete zu denselben. Durch die vier teopixqui liess er dem Volke die Antwort der Götter mittheilen und immer schloss die Rede mit der Ermahnung, sich mit ihren Weibern zu vermischen und dann die Aussaat zu unternehmen.

Während wir also bei den nördlichen Stämmen die Enthaltung vom geschlechtlichen Umgang als notwendige Vorbedingung für das Gedeihen der Feldfrüchte antreffen, begegnet uns bei den Pipiles die gegentheilige Vorschrift, ein neuer Beweis dafür, wie nahe beisammen sich verschiedene Anschauungen forterhalten können.

Bei den Opfern für Jagd und Fischfang wurde bei den Pipiles ein lebendes Reh im Hof eines Tempels ausserhalb des Dorfes durch Ersticken getödtet, dann das Blut in einer Schüssel aufgefangen und die Eingeweide, mit Ausnahme des Herzens, klein geschnitten. Herz, Kopf und Füsse legte man bei Seite und kochte sie für sich allein, während auch das Blut mit den Eingeweiden allein gekocht wurde. Während des Kochens wurden Tänze abgehalten. Der Oberpriester ergriff dann den Kopf des Rehes bei den Ohren, die teopixqui die vier Füsse, und der Schatzmeister trug in einer Feuerpfanne das Herz, welches mit Kautschuk und Kopal, unter Räucherung des Götterbildes der Jagd und des Fischfangs, verbrannt wurde. Nach Beendigung des Festtanzes brachten sie auch den Kopf und die Füsse dem Gotte dar, indem sie dieselben ansengten. Hernach trug man sie ins Haus des Oberpriesters, der sie ass, während man das Blut und die übrigen Theile des Rehes vor dem Götterbild verzehrte. Ebenso wurde es auch mit den übrigen Thieren gehalten. Von den Fischen wurden die Eingeweide vor den Göttern verbrannt.

IV. DIE WAHRSAGER UND AERZTE.

In Verbindung mit den gottesdienstlichen Verrichtungen erscheint eine Kategorie von Persönlichkeiten, welche nicht schlechtweg zu den „Priestern” zu rechnen sind, nämlich die Wahrsager oder Looswerfer, welche bei den Maya-Stämmen als ajk'ij, bei den Pipiles als teoamatlini bezeichnet wurden. Ihr Amt war, durch das Werfen des Looses mittelst Mais und Tzité-Bohnen die für die Opfer günstigen Tage zu bestimmen, und bei andern staatlich wichtigen Angelegenheiten als Rathgeber zu dienen. Sowohl bei Roman[1]), als bei Palacio[2]) werden sie als besondere, von den eigentlichen Priestern verschiedene Personen genannt, obwohl die spätere Zeit in dieser Hinsicht die Sache verwirrte, indem der Ausdruck ajk'ij unterschiedslos auf alle, mit dem heidnischen Gottesdienst beschäftigten Beamten angewendet wurde. Ajk'ij bedeutet nur denjenigen, der die Festtage bestimmt (el que señala los dias), wird dann aber allgemein als „Priester” gebraucht.[3]) Noch heute werden die christlichen Priester nicht ajk'ij, sondern ajtij (Lehrer) genannt, während ajk'ij den Wahrsager (zahorí) bezeichnet.[4])

Ob das Amt der Wahrsager ein erbliches, ob es an die Kaste der Vornehmen gebunden war, ist nach den vorliegenden Berichten nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Indessen spricht doch die hohe Achtung und der unbedingte Gehorsam, welchen die Indianer ihren Wahrsagern erwiesen, dafür, dass dieselben eine hervorragende Stellung einnahmen, auch wenn die Beförderung zum Wahrsager vielleicht weniger durch vornehme Abkunft, als durch Neigung und hervorragende Kenntnisse der übernatürlichen Dinge, sowie durch den Besitz von Zauberkräften bedingt wurde.

Denn mit der Festsetzung der, für die Feste geeigneten Tage und der Art der darzubringenden Opfer waren die Funktionen der ajk'ij noch nicht erschöpft.

Vor allem waren sie auch aerzte. Es geht aber aus den Berichten nicht klar hervor, ob die Aerzte eine besondern Stand bildeten. Vielmehr finden wir mit der Heilung von Kranken gewöhnlich Priester, Wahrsager und eigentliche Heilpersonen gleichzeitig beschäftigt, ohne dass die Rollen der letztern sich genau gegen einander abgrenzen liessen. Es scheint ferner die Benennung, welche dem Wahrsager jeweilen zukam, sich nach der speciellen Art seiner Thätigkeit im einzelnen Fall gerichtet zu haben. Als Festbestimmer hiess er z. B. im Cakchiquel ajk'ij, als Arzt ajcun oder ak'omanel, als Kalendermaler ajtz'ib, als Zauberer ajitz.

Wenn ein Kranker vornehmer Abkunft war, so hatte er stets seinen Arzt bei sich.[5]) Halfen die gewöhnlichen Arzeneien nicht, so liess man durch den Wahrsager das Loos werfen, um zu wissen, welche Opfer zur Heilung erforderlich wären. Solche Opfer bestanden in leichten Krankheitsfällen in Vögeln gewisser Farben oder in andern Thieren. In schweren Fällen aber griff man zu Menschenopfern, die nach dem Geheiss des Wahrsagers bald in Männern, bald Frauen oder Jungfrauen, selbst aus den vornehmsten, bestanden. Zuweilen liess der Kranke seine eigenen Kinder opfern, meist diejenigen der Concubinen, gelegentlich aber auch die legitimen. Zum Menschenopfer aber griff man nur, wenn die übrigen Mittel versagten. Wenn aber ein Mann aus dem Volke erkrankte, so trug seine

[1]) Roman, III lib. III fol. 182. [2]) Palacio, Carta p. 64. [3]) Fuentes, I p. 38, II p. 47.
[4]) Stoll, Guatemala, p. 229. [5]) Roman, III lib. I fol. 148.

Frau ein Stück Tuch oder einen andern Werthgegenstand zum Arzt und ersuchte ihn, den Kranken zu besuchen. War die Krankheit leicht, so applicierte der Arzt dem Kranken einige Kräuter und andere Heilmittel, war sie aber schwer und gefährlich, so sagte er zum Kranken: „Du hast eine Sünde begangen” und setzte ihm solange zu, bis er alle Sünden beichtete, die er, vielleicht viele Jahre früher, begangen hatte. Dies galt als die hauptsächlichste Arznei. Unter „Sünden” aber wurden gemeinhin Hurerei mit freien Frauen und Ehebruch, sowie der eheliche Beischlaf während der religiösen Fasten (vgl. S. 38) verstanden. Der Arzt warf dann, gestützt auf die Beichte, das Loos über die zur Heilung zu bringenden Opfer, und was er befahl, wurde ausgeführt. Viele Schwerkranke gelobten nach ihrer Heilung einen Sclaven zu opfern und zuweilen eines ihrer eigenen Kinder. Dieselben Gelöbnisse thaten sie auch, wenn sie in Gefangenschaft oder in anderweitige Bedrängniss geriethen. Die Nichterfüllung solcher Gelübde galt für eine schwere Sünde.

Da, wie früher erwähnt, die Kinderlosigkeit als eines der grössten Uebel galt, so hatten die Aerzte auf deren Beseitigung ein Hauptaugenmerk zu richten. Kinderlose Eheleute pflegten daher allerlei Opfer zu veranstalten, sie entzogen sich Blut aus den verschiedenen Körpertheilen, opferten Vögel und thaten Gelübde. Sie zogen auch die Aerzte zu Rath, welche ihnen sagten, dass um ihrer Sünden willen die Götter ihnen Kinder versagten und sie zur Busse verurtheilten. Die gewöhnliche Verordnung war die Trennung vom Bett für vierzig oder fünfzig Tage, unter Einhaltung gewisser diätetischer Vorschriften, wie Vermeidung des Salzgenusses und Beschränkung der Nahrung auf trockene Tortillas oder blossen Mais, oder sie mussten eine Zeit lang in der Wildniss in Höhlen leben.

Fuentes[1]) erwähnt den Gebrauch des N e c t i n a t o l e, einer Mischung von Honig mit dünnem Maisbrei (n e c u t l i Honig und a t o l l i, Maisbrei), als eines Aphrodisiacums.

Die Spuren der Kur für Kinderlosigkeit finden sich heute noch. Unter den Cakchiqueles von Sacatepequez wird jetzt zuweilen ein Gemenge von Honig, Cayenne-Pfeffer und Gewürznelken als Arznei für kinderlose Frauen gebraucht, in der Tierra caliente von Retalhuleu gelten hart geröstete Rehohren, die pulverisiert und der Nahrung beigemischt werden in dieser Hinsicht für wirksam. Ich kannte an letzterem Orte einen Ladino, der im Besitz eines besondern Mittels gegen Sterilität zu sein vorgab und dessen Hülfe deshalb von weither, selbst aus der Hauptstadt, in Anspruch genommen wurde. Worin dieses Mittel bestand, erfuhr ich nicht, dagegen weiss ich, dass als Vorkur eine vierwöchentliche Trennung der Ehegatten vorgenommen wurde, wie bei den alten indianischen Aerzten.

Von den Pipiles erfahren wir ferner[2]), dass Verheiratete es vermieden, ihren Schwiegereltern zu begegnen, und nöthigenfalls einen Umweg machten, um dies zu vermeiden. Diesem Brauch lag die Ansicht zu Grunde, dass sie keine Kinder bekämen, wenn sie mit ihren Schwiegereltern zusammenstiessen.

Von den Maya-Stämmen des Landes ist eine derartige Sitte nicht bekannt.

Wenn bei den Pipiles eine Frau eine schwere Geburt hatte, so musste sie der als Hebamme fungierenden Frau ihre Sünden beichten, half dies nicht, so musste der Gatte ebenfalls beichten und wenn auch dies nicht half und die Frau gestand, dass sie mit einem Andern Umgang gepflogen, so holten sie aus dessen Hause seine Kleidungsstücke und gürteten damit die Kreisende. War auch dies nicht ausreichend, so entzog sich der Gatte Blut aus den Ohren und der Zunge[3]).

---

[1]) Fuentes I, p. 306 (in der neuen Madrider Ausgabe unrichtig n e o t i n a t o l e geschrieben).
[2]) Palacio, Carta p. 78. [3]) Palacio, Carta p. 76.

Die Zahl der vegetabilischen Heilmittel, über welche die alten Aerzte verfügten, muss eine sehr grosse gewesen sein, wenn es gestattet ist aus den gegenwärtig noch unter den Indianern üblichen einen Rückschluss auf die Vergangenheit zu thun. Am reichsten sind die Alta Verapaz mit ihren immergrünen Wäldern und das heisse und feuchte Tiefland von Suchitepequez auf der pacifischen Seite des Landes an heilkräftigen Pflanzen. Von diesen mögen einige wenige hier genannt sein.

Die Samen des Achiote (Bixa orellana) werden von den Indianern zur Herstellung erfrischender Getränke und als Arznei gegen entzündliche Affectionen gebraucht.

Die pfefferartig riechenden und schmeckenden Samen des Guacoca-Strauches benützt man als Infus gegen Magenschmerzen und als Getränk bei Ruhr.

Die Fruchtkerne des Piñon-Strauches werden je nach der Constitution des Kranken zu 9, 11 oder 13 Stück gemahlen und mit Wasser zu einer Emulsion verarbeitet, die als augenblicklich wirkendes Brechmittel hauptsächlich bei chronischen Verdauungsstörungen angewandt wird.

Der Guaco (Mikania Guaco) dient als alkoholisches Infus gegen Magenschmerzen und hauptsächlich als Gegenmittel bei Schlangenbiss.

Calaguala, eine Farrenwurzel, dient innerlich als schweisstreibendes Mittel, äusserlich zur Waschung bei Quetschungen.

Die Contra-yerva wird zusammen mit der Lava-plato-Wurzel als Stimulans hauptsächlich zur Hebung der Zeugungskraft verwendet.

Mit dem Saft des Pié de pollo heilen die Indianer ihre Wunden.

Dem Quiebra-muelas-(Zahnbrech-)Baume schreiben die Indianer giftige Eigenschaften zu und fürchten ihn daher sehr. Trotzdem bereiten sie daraus durch Abkochen Mundwässer, welche cariöse Zähne zum raschen Verfalle bringen sollen.

Das Infus des „Hasenohrs" (oreja de conejo) dient als Wundwasser, seine Blätter befördern die Vernarbung.

Die Rinde des Copalchí-Baumes dient als Fiebermittel.

Mit dem Higbolay stillen die Indianer von Cahabon die Haemorrhagien.

Wir finden also für die hauptsächlichsten Krankheitsformen bereits die Heilmittel in der indianischen Pharmakopoe vorgesehen. FUENTES[1]) widmet den heilkräftigen Pflanzen Guatemalas ein besonderes Kapitel.

V. SUGGESTION UND HYPNOTISMUS.

Die Thätigkeit der alten indianischen Heilpersonen beschränkte sich aber nicht auf das Heilen mittelst Opfern, Beichte und vegetabilischen Arzneien, sondern sie erstreckte sich nachweisbar auch auf jenes bis vor Kurzem dunkle Gebiet psychischer Einwirkung, dessen Bedeutung in der Völkerpsychologie immer noch nicht hinlänglich gewürdigt ist, die Suggestion und den Hypnotismus. Da ich indessen binnen Kurzem in einer besondern Arbeit über „die Rolle der Suggestion und des Hypnotismus in der Völkerpsychologie" den Einfluss dieser psychischen Faktoren auf einer breitern Basis, als es hier thunlich ist, bei einer Reihe von Völkern aller Erdtheile und der verschiedensten Culturstufen nachzuweisen gedenke, seien hier nur die grundlegenden, empirischen Fakta kurz berührt.

[1]) FUENTES, I p. 334.

Bekanntlich datiert die erste bedeutendere Phase in der Geschichte des abendländischen Hypnotismus von Franz Anton Mesmer[1]), der im Besitz eines vom Erdmagnetismus herrührenden Fluidums zu sein vorgab, durch welches er im Stande sei, auf die Lebensfunktionen anderer Menschen heilend einzuwirken. Es gelang ihm, die Kranken in hypnotischen Schlaf, sowie in kataleptische oder convulsivische Zustände zu bringen, wozu ihm „magnetische Stäbe" und die directe Berührung mit der Hand dienten. Der stark subjective Zug, welcher den von Mesmer und Puységur producierten Phaenomenen innewohnt, entging aber lange Zeit der Beobachtung, und erst im J. 1841 trat die Frage in eine neue Phase, indem der englische Arzt James Braid[2]) nachwies, dass es sich bei den hypnotischen Erscheinungen nicht um ein magnetisches Fluidum handle, welches vom Magnetiseur auf die hypnotisierte Person übergehe, sondern dass der hypnotische Zustand und alle mit ihm zusammenhängenden Erscheinungen ihre alleinige Quelle im Nervensystem des Magnetisierten haben, dass also diese Quelle eine subjective sei. Braid legte das Hauptgewicht auf die Concentration der Aufmerksamkeit seitens der zu Hypnotisierenden auf eine bestimmte Idee. Diese Concentration kann auf verschiedene Weise erreicht werden, entweder durch die blosse Willensanstrengung des Hypnotisierten, oder durch langes Anstarren eines leuchtenden Objectes, — oder endlich, und dies ist der wichtigste Punct, dadurch, dass ein Zweiter, der als Magnetiseur fungiert, die Idee des Schlafes in dem zu Hypnotisierenden wachruft, sei es durch das gesprochene Wort oder durch zweckentsprechende Gesten, ohne irgendwelche directe Berührung. Es wird also dem Patienten die Idee des Schlafes künstlich eingegeben oder untergeschoben, suggeriert und daher heisst diese Methode von ihrem Erfinder der Braidismus oder die Eingebungs- oder Suggestions-Methode.

Mit der Entdeckung des Einflusses von untergeschobenen Ideen oder Suggestionen wäre der wichtigste Schlüssel zu einem bessern Verständniss der hypnotischen Erscheinungen gegeben gewesen. Indessen blieben Braid's sachbezügliche Schriften lange Zeit fast unbeachtet und erst die Neuzeit ist ihnen gerecht geworden.[2]) Daher erfuhr die Braid'sche Suggestions-Methode eine wesentliche Erweiterung erst durch den praktischen Arzt Dr. Liébeault in Nancy, dessen langjährige Erfahrungen von Prof. Bernheim in Nancy geprüft und neuerdings constatiert wurden. Bernheim's Buch[3]) über diesen Gegenstand muss als das Beste bezeichnet werden, was die mittlerweile unglaublich angeschwollene Litteratur über die Suggestion und den Hypnotismus aufzuweisen hat.[4])

Wenn wir, ohne auf die theoretischen Erklärungsversuche einzugehen, die hypnotischen und suggestiven Erscheinungen kurz durchmustern, so gewahren wir etwa Folgendes:

Es gelingt bei einer relativ grossen Anzahl psychisch normaler Menschen, durch einfache, nöthigenfalls wiederholte Aufforderung zum Schlafen, ohne Zuhülfenahme äusserer

[1]) Vgl. Literatur unter „Mesmer", „Puységur" und „Braid".
[2]) Liébeault, Sommeil. [3]) Bernheim, Suggestion.
[4]) Bemerkung. Die hohe innere Wahrscheinlichkeit, welche der Bernheim'schen Darstellung der hypnotischen Erscheinungen, im Gegensatz zu der Pariser Hypnotisten-Schule unter Charcot, innewohnt, veranlasste mich, zusammen mit meinem Freunde Prof. A. Forel, Director der Irrenanstalt in Zürich, im März 1887 die Klinik von Nancy zu besuchen, um dort die fraglichen Phaenomene im Zusammenhang zu studieren. Jeder von uns hatte schon zuvor Einiges gesehen. Manches war uns zweifelhaft geblieben, und um so mehr waren wir Prof. Bernheim für die liebenswürdige Bereitwilligkeit dankbar, mit welcher er an seinem klinischen Material uns die hypnotischen und suggestiven Erscheinungen demonstrierte, von deren volkommener Thätsächlichkeit wir uns nicht nur in Nancy, sondern seither auch hier in Zürich überzeugten.

Hülfsmittel, sie in Schlaf zu versenken. Dieser durch blosse Suggestion der Schlafidee bewirkte Schlaf zeichnet sich vor dem natürlichen Schlaf aus durch den fortdauernden Rapport, den der Hypnotisierte mit der Aussenwelt, vor allem mit seinem Hypnotiseur unterhält. Der Hypnotisierte hört die Befehle und Angaben des Letzteren, und die Versicherung desselben, dass z. B. ein Arm oder ein Bein des Hypnotisierten steif sei und nicht mehr gebeugt werden könne, bewirkt auch wirkliche Starre desselben: eine suggestive Katalepsie. Ebenso löst die Versicherung, dass die in rotierende Bewegung gesetzten Arme nicht mehr angehalten werden können, automatische Weiterbewegung derselben aus.

Einen höheren Grad der suggestiven Hypnose stellt der Somnambulismus durch Eingebung dar. Zu den Erscheinungen der suggestiven Katalepsie und des Automatismus gesellen sich hiebei noch wichtigere. Der Hypnotisierte ist hier eine vollkommene Maschine. Automatisch und willenlos führt er die vom Hypnotiseur befohlenen oder prophezeiten Handlungen aus, er erhebt sich auf dessen Geheiss, er wandelt, er bleibt sofort festgebannt stehen, wenn ihm der Hypnotiseur zuruft, dass er nicht weiter gehen könne. In diesem Stadium ist es ferner möglich, durch einfache Suggestion sämmtliche specifische Sinnesenergien, den Geschmack, das Sehen, das Hören, die Tastempfindung beliebig abzuändern oder aufzuheben, man macht den Hypnotisierten stumm, taub, blind, ganz beliebig. Alle Sinnestäuschungen können bei dem Somnambulen hervorgerufen werden und dieses Stadium ist daher das dankbarste für die professionellen Magnetiseure à la Hansen, Donati etc. Man kann durch das blosse Wort den Hypnotisierten belebte oder unbelebte Gegenstände, Menschen und Thiere, einzeln oder in Menge sehen lassen, die nicht vorhanden sind; man kann Personen und Gegenstände, die wirklich in der Nähe des Hypnotisierten sich befinden, für ihn vollständig verschwinden machen. Man kann durch einfache Suggestion in raschem Wechsel alle erdenklichen Seelenstimmungen in der hypnotisierten Person hervorrufen, die Freude, unbändige Heiterkeit und wieder die tiefste Trauer, den heftigsten Zorn oder den maasslosesten Schreck.

Alle Handlungen, welche der Hypnotiseur seinem Medium befiehlt, werden je nach dessen Individualität bald rasch, bald zögernd ausgeführt. Man kann ferner durch blosse Suggestion die Persönlichkeit des Somnambulen subjectiv beliebig verändern, einen Mann in eine Frau, eine Frau in einen Mann, einen Menschen in ein Thier verwandeln, und sofort schmiegt sich die Handlungs- und Ausdrucksweise des Hypnotisierten der neuen Rolle an, die er gemäss seiner individuellen Auffassung derselben durchführt.

Weckt man den Hypnotisierten durch eine zweckentsprechende Suggestion auf, so ist er höchst erstaunt, geschlafen zu haben und erinnert sich absolut nicht mehr all' der Vorgänge während des hypnotischen Schlafes, wenn ihm die Erinnerung derselben nicht etwa suggestiv befohlen ward.

Es gelingt aber auch, ebenfalls durch einfache Suggestion während seines Schlafes, bei einem Hypnotisierten Sinnestäuschungen zu bewirken, die erst in's Leben treten, nachdem er sich wieder im vollkommen wachen Zustand befindet. Dies sind die posthypnotischen Illusionen und Hallucinationen. So kann man z. B. einen Hypnotisierten die Gegenstände und Menschen seiner Umgebung nach seinem Erwachen in anderer Farbe und Gestalt erblicken lassen, man kann ihn nicht vorhandene Gegenstände und Menschen sehen, vorhandene für ihn verschwinden machen. Diese posthypnotischen Sinnestäuschungen haben da, wo ihre Hervorrufung überhaupt gelingt, in den Augen des hypnotisiert gewesenen Menschen eine absolute Realität; er ist nicht im

Stande, die bloss suggerierten, also völlig imaginären Gegenstände und ihre Eigenschaften von wirklichen zu unterscheiden und hält daher die suggerierten Objecte durchaus für wirkliche.

So können auch Handlungen, die während des hypnotischen Schlafs suggeriert worden sind, erst nach dem Erwachen in's Leben gerufen werden, und man kann dem Hypnotisierten die vollkommene Ueberzeugung beibringen, Handlungen irgendwelcher Art begangen zu haben, die er nie begangen hat und trotzdem nach dem Erwachen mit allem Detail erzählt.

Eine Reihe von merkwürdigen Vorkommnissen beweist ferner, dass die Wirkung der hypnotischen Suggestion sich auch auf körperliche Functionen erstreckt, die für gewöhnlich dem Willen ganz entzogen sind. So kann die blosse Versicherung, dass der, einem Hypnotisierten gereichte Schluck Wasser ein Brechmittel oder ein Laxans sei, nach Belieben schon während des Schlafs oder posthypnotisch Erbrechen oder starken Durchfall bewirken.

Auf all, diesen merkwürdigen Eigenschaften des hypnotischen Schlafs beruht nun auch die Heilwirkung der modernen Suggestions-Methode, die uns hier nicht zu beschäftigen hat.

Die Wirkung der Suggestion erstreckt sich aber keineswegs bloss auf den hypnotischen Schlaf. Nicht minder wichtig ist vielmehr die wohl konstatierte Thatsache, dass viele Individuen auch im vollkommen wachen Zustand der Suggestion in ausserordentlichem Maasse zugänglich sind „Suggestion pendant la veille". Diese kann sogar über die Erfahrung und den alltäglichen gesunden Menschenverstand derart den Sieg davontragen, dass sich an diesen Individuen so ziemlich dieselben Erscheinungen hervorrufen lassen, die wir vom hypnotischen Schlafe her kennen: Suggestive Starre, Lähmungen, Contracturen, automatische Bewegungen, Aenderungen der Sinnesempfindungen, Sinnestäuschungen der verschiedensten Art. Auch diese merkwürdige Eigenschaft der menschlichen Psyche wird thatsächlich, wenn auch oft unbewusst, zu Heilzwecken verwendet; sie ist nicht nur in der Schulmedizin thätig, sondern ein grosser Theil der Wirkung der Volksheilmittel, bei denen man ja vor Allem den „Glauben" haben muss, der sympathetischen Kuren und vor allem der Homöopathie ist auf diese rein psychischen Einflüsse zurückzuführen.

Man hat lange geglaubt und glaubt zum Theil jetzt noch, dass die besprochenen Zustände ausnahmsweise seien, die sich nur bei aussergewöhnlich veranlagten, psychisch abnormen Menschen, vorzugsweise bei hysterischen Frauen finden. Es muss daher als ein unbestreitbares Verdienst der Schule von Nancy erklärt werden, den Nachweis an Hand eines reichen statistischen Materiales geliefert zu haben, dass die suggestiven Erscheinungen des wachen und hypnotischen Zustandes sich keineswegs auf wenige, geistig abnorme, nervöse Individuen beschränken. Vielmehr kann es als ausgemacht gelten, das bei weitem der überwiegende Theil der gewöhnlichen Menschen beider Geschlechter suggestiven Einflüssen zugänglich ist, welche allerdings alle Uebergänge von der kaum merklichen Willenslähmung des wachen Menschen bis zu den tollsten Phantasien des vollendeten Somnambulismus zeigen. Immerhin ist als Erfahrungsthatsache festzuhalten, dass die einfachen Leute des Volkes, welche ohne vorgefasste Meinung, ohne Furcht und Misstrauen, sowie ohne conträre Willensanstrengung sich den Einflüssen der Suggestion anheimgeben, am leichtesten hypnotisiert und suggestioniert werden.

Es muss also die Zugänglichkeit für suggestive Einflüsse geradezu als eine normale und weitverbeitete Eigenschaft der menschlichen Seele betrachtet werden. Darauf beruht aber ein weiterer, für die Völkerpsychologie enorm wichtiger Umstand, nämlich die Möglichkeit, grössern Menschenmengen gleichzeitig dieselbe Suggestion beizubringen, die Sug-

gestionierung der Massen oder die „Suggestion collective". Mit der Thatsache der Möglichkeit, auch im vollkommen wachen Zustande suggestive Sinnestäuschungen zu erwecken, bildet die „Suggestion collective", die enorme Ansteckungsfähigkeit der Suggestionswirkungen, den völkerpsychologisch wichtigsten Faktor der suggestiven Vorgänge. Diese beiden Faktoren sind es, welchen wir unter allen Zonen und zu allen Zeiten der menschlichen Geschichte wiederbegegnen, und welche die Grundlage für das cumulative Anschwellen gewisser Suggestionen bilden, die, ursprünglich von Einzelnen in die Masse geworfen, sich zu förmlichem Epidemien steigern können. Die suggestiven Epidemien spielen sich der Natur der Sache nach vornemlich auf denjenigen Gebieten der Anschauungen ab, welche dem Menschen vor Allem theuer und wichtig sind, nämlich den religiösen und politischen. Auf solche gesteigerte Suggestionswirkungen sind die gewaltigen Ausbrüche des religiösen und politischen Fanatismus zurückzuführen, welche uns in der Weltgeschichte entgegentreten.

Kehren wir nach diesem Excurse, dessen Länge die Wichtigkeit des Gegenstandes und seine relative Neuheit in aussermedizinischen Kreisen entschuldigen möge, zu den Indianern von Guatemala zurück. Wir treffen hier eine Reihe von Erscheinungen, welche sich mit den gewöhnlichen Schlagwörtern „Betrügerei, Taschenspielerei" und dergleichen nicht abweisen lassen, sondern eine andere Erklärung verlangen.

Im Popol Vuh wird z. B. die Episode der Eroberung der Unterwelt Xibalba durch das Magierpaar Hunahpu und Xbalanque folgendermaassen geschildert[1]): Die beiden Brüder treten, als Bettler verkleidet, in Xibalba auf und tanzen, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, den Puhuy-, Cux- und Iboy-Tanz, wobei sie zahlreiche Wunder vollbringen, deren Ruf auch an den Hof von Xibalba gelangt und die Neugier der Häuptlinge erregt. Sie laden daher die beiden Bettler ein, sich vor ihnen zu producieren. Diese beginnen zunächst damit, dass sie einen lebenden Hund in Stücke reissen und die einzelnen Stücke wegschleudern. Dann rufen sie den Hund plötzlich wieder ins Leben zurück und schweifwedelnd vor Freude kommt das Thier wieder herbeigelaufen. Darauf stecken die Zauberer ringsum den Palast in Brand, ohne dass den Insassen ein Leides geschieht. Urplötzlich erlöschen die Flammen und das Haus steht unversehrt wieder da.

Die Fürsten von Xibalba, hoch erfreut über diese Wunder, fordern nun die Zauberer auf, einen Menschen zu tödten und wieder lebendig zu machen. Diese ergreifen einen Mann, tödten ihn, indem sie ihm das Herz ausschneiden und das blutende Organ den Fürsten vorweisen. Ursplötzlich erscheint der Mann wieder lebend und unversehrt vor ihnen.

Die Fürsten verlangen nun auch zu sehen, wie einer der Brüder den andern tödte und wieder lebendig mache. Unverweilt tödtet Xbalanque seinen Bruder Hunahpu, indem er ihn ganz in Stücke zerschneidet, die Arme, Beine und den Kopf vom Rumpfe trennt und nach allen Seiten hin zerstreut. Er reisst ihm das Herz aus und wirft es weg in's Gras. Nachdem dies Alles geschehen, ruft Xbalanque seinem getödteten Bruder plötzlich zu: „Vorwärts, stehe auf" und sofort steht Hunahpu lebend und unversehrt wieder da.

Der Popol Vuh erzählt, dass die Fürsten, trunken vor Freude ob dieser Wunderthaten gewesen seien und stürmisch verlangten, dass auch an ihnen das Wunder des Tödtens und Wiederaufweckens vollzogen werde. Darauf hatten die Brüder gewartet, sie tödteten

[1]) Popol Vuh p. 176. sqq.

ein paar der Fürsten, weckten sie aber nicht wieder auf. Die übrigen flohen entsetzt und so wurde die Unterwelt den beiden Zauberern unterthan.

Die von Xbalanque und Hunahpu vollbrachten Wunder stimmen nun genau mit den Sinnestäuschungen überein, welche sich in Form von Illusionen oder Hallucinationen an geeigneten Individuen theils im wachen, theils im hypnotischen Zustand hervorrufen lassen.

Es kann daher für Jeden, der mit den Suggestionswirkungen vertraut ist, keinem Zweifel unterliegen, dass die Erweckung von Sinnestäuchungen den indianischen Zauberern der praehistorischen Zeit bereits bekannt gewesen und von ihnen systematisch geübt worden ist, denn die von Hunahpu und Xbalanque producierten Wunder lassen sich heute noch leicht wiederholen.

Die Kenntniss derartiger Wirkungen hat sich nicht nur in die historische Zeit forterhalten, sondern sie besteht jetzt noch als Specialität einzelner Individuen, welche dieselbe theils zu Heilzwecken, theils zum Zwecke der Ausbeutung der sehr leichtgläubigen und leicht suggestiblen Indianer benutzen. Man nennt sie heute mit dem spanischen Wort „brujo." In den Quiché-Sprachen wird für diese Zauberer das Wort „ajitz" „Herr des bösen Zaubers" gebraucht, das Pokonchí aber nennt sie „ajvuar", was „Herr des Schlafes" bedeutet und beweist, dass ihnen auch die Hervorrufung der suggestiven Hypnose bekannt ist, oder wenigstens bekannt war. Solcher Zauberer gibt es heutzutage in jedem grössern Dorfe einen oder mehrere, welche in grossem Respekt stehen, da sie nach der Ansicht der Indianer im Stande sind, alles mögliche Unheil, selbst Krankheit und Tod, anzurichten. Für die suggestive Natur ihrer Wirksamkeit spricht unter anderm auch die Behauptung der Indianer, dass man es dem Zauberer am Blick ansehe, wenn er Jemanden zu bezaubern wünsche, es findet sich also auch hier der so weit verbreitete „böse Blick". Daneben aber benutzen die Zauberer die verbale Suggestion, die sie mit zweckentsprechenden Gesten begleiten, um z. B. einem Indianer eine Schlange in den Leib zu zaubern, die er dann auch richtig spürt.

Oben wurde erwähnt, dass es theils im hypnotischen, theils im wachen Zustand leicht gelingt, für den der Suggestion Unterworfenen sich selbst oder andere beliebig die Gestalt wechseln, sie verschwinden oder sich in Thiere verwandeln zu lassen. Und wiederum sehen wir als die hervorragendste und allgemeinste Eigenschaft der indianischen Zauberer die Fähigkeit, sich beliebig in Thiere zu verwandeln, im Volksglauben der alten, wie der neuen Zeit auftreten.

Verwandlungen in Thiere spielen schon im Popol Vuh eine grosse Rolle. So verwandeln die Zauberer Hunahpu und Xbalanque den Hunbatz und Hunchouen in Affen. Sich selbst verwandeln sie in Fischmenschen (vinak-car). Die mythischen Ahnen der Quichés verwandeln sich bei ihrem ersten Verschwinden in reissende Thiere, deren Stimmen fernher gehört werden. Von dem Häuptling Gucumatz[1]) wird erzählt, dass er je am siebenten Tage in den Himmel und dann am nächstfolgenden siebenten Tage in die Unterwelt gestiegen sei. Jeden siebenten Tag nahm er die Gestalt einer Schlange, eines Geiers, oder eines Jaguars an, er konnte sich selbst in Blut (oder Kautschuk?) verwandeln. Bei Ximenez[2]) lesen wir, dass die Häuptlinge der Quichés unter dem Könige Vaxaquicaam Quicab einen Zauberer der Cakchiqueles gefangen nahmen und opferten. Sie führten dabei einen Tanz auf, bei welchem sie sich in Geier, Jaguare und Puma's verwandelten. Auch Gage[3])

---

[1]) Popol Vuh p. 314. [2]) Ximenez, p. 173. [3]) Gage, p. 363.

berichtet ausführlich über die Zauberer und ihre Fähigkeit, sich in Jaguare und Puma's zu verwandeln, die zu seiner Zeit allgemein und auch von ihm selbst, geglaubt wurde. Ebenso Fuentes.[1])

Wenn wir alle zugänglichen Berichte und die heutige Ansicht der Indianer zusammenhalten, so ergiebt sich, dass es vor Allem reissende und gefährliche Thiere, Jaguare, Puma's und Schlangen sind, deren Gestalt die Zauberer annehmen. Es wird uns dadurch die abergläubische Furcht der Indianer vor diesen Thieren begreiflich.

Fuentes erzählt (l. c.), dass die Indianer, wenn sie eine Schlange antrafen, sie sie zu tödten suchten. Wenn ihnen dies gelang, so empfanden sie die grösste Freude, weil sie glaubten, dass ihnen alles gelingen und sie über ihre Feinde triumphieren würden. Wenn ihnen die Schlange aber entwischte, so verfielen sie in Trauer und Schwermuth, da sie fürchteten, es würde ihnen nun ein schweres Unglück zustossen.

Eine intensive Abneigung hatten sie gegen Eulen und Käuze, da sie glaubten, dass in dem Hause, bei welchen die Eule ihren Ruf ertönen liesse, Jemand sterben müsse. Desswegen verfolgten und tödteten sie diese Thiere wo sie konnten. Diese, von Fuentes überlieferte Ansicht steht in direktem Zusammenhang mit der aus dem Popol Vuh bekannten Anschauung, dass die Eulen die Sendboten der Todesfürsten der Unterwelt seien.

Mit dem Namen balam (Jaguar) wurden sogar die Zauberer selbst bezeichnet.[2]) Wenn ein Indianer auf der Reise einem Jaguar begegnete, so begann er seine Sünden zu beichten und zu sagen: „So viele Sünden habe ich begangen, tödte mich nicht!" Reisten mehrere zusammen und stiess ihnen ein Jaguar auf, so setzten sie sich am Wege nieder und warteten thatenlos das Weitere ab im Glauben, dass die Sünden eines unter ihnen in dem Raubthier incorporiert seien und dass es diesen tödten würde.

Nach dem, was wir gegenwärtig über die Wirkungsweise der Suggestion auf den Einzelnen und auf die Masse wissen, werden wir die Möglichkeit, ja sogar die an Gewissheit grenzende Wahrscheinlichkeit nicht von der Hand weisen können, dass dem althergebrachten Glauben der Indianer von der Fähigkeit der Zauberer, sich in Thiere zu verwandeln nicht bloss eine gedankenlos von Generation zu Generation fortgepflanzte Ueberlieferung, sondern die stets neue, lebendige Erfahrung auf dem Wege der suggestiven Beeinflussung zu Grunde lag. Diese Beeinflussung welche direkt von den Zauberern ausging, wurde indirekt durch die allgemeine Ueberlieferung erleichtert, welche das Gemüth des Einzelnen derart günstig vorbereitete, dass er geneigt sein musste, in jedem ihm begegnenden Jaguar, Cuguar oder Königsgeier einen verwandelten Zauberer zu erblicken, da er wirkliche und bloss durch suggestive Sinnestäuschung producierte Thiere gar nicht von einander zu unterscheiden vermochte.

Fuentes[3]) erwähnt, dass die Wahrsager der alten Indianer sich des Tabaks bedient hätten, um sich durch dessen Rauch in Ekstase zu versetzen und in diesem Zustand die künftigen Dinge für sich und Andere vorauszusehen. Desshalb figurierte auch der Tabak unter den heiligen Pflanzen der Indianer, denen sie besondere Verehrung bewiesen. Unzweifelhaft spielte hiebei die Autosuggestion die Hauptrolle. Nach der Darstellung des Monardes[4]), die sich allerdings zunächst auf Mexico zu beziehen scheint, da er für den „Tabak" das aztekische Wort picielt (unrichtig für picietl) angiebt, war das hiebei beobachtete Ver-

[1]) Fuentes II, p. 46. [2]) Roman, III lib. 2 fol. 159. [3]) Fuentes, II p. 47.
[4]) Monardes, historia medicinal p. 37.

fahren das folgende: Der wahrsagende Priester nahm in Gegenwart der Rath Suchenden einige Tabakblätter, warf sie in's Feuer und sog ihren Rauch mit Mund und Nase durch ein Rohr ein. Dabei fiel er dann wie todt zu Boden und blieb je nach der Quantität des eingesogenen Rauches kürzere oder längere Zeit in diesem Zustand. Nachdem das Kraut seine Wirkung gethan, kam der Betäubte wieder zu sich und ertheilte nun die Antworten gemäss den Phantasmen und Illusionen, die ihm während jenes Zustandes erschienen waren.

Eine derartige, traditionell gewordene suggestive Beeinflussung kann natürlich die Grundlagen der ganzen Naturanschauung nicht unberührt lassen. Wenn einerseits die zootheistische Religion des Naturvolkes eine suggestive Beeinflussung in dieser Richtung wesentlich begünstigen musste, so wirkte diese andererseits wiederum auf jene zootheistischen Grundlagen zurück, indem sie stets aufs Neue den anscheinend thatsächlichen Beweis ihrer Richtigkeit erbrachte und den Menschen stets im regsten Wechselverkehr mit der ihn umgebenden Thierwelt erhielt. Die Konsequenzen dieser Anschauungen dokumentieren sich bei den Guatemala-Stämmen in verschiedener Richtung, einmal im Mythus, dann im sogenannten Nagualismus und in der theilweise davon abhängigen Namengebung und endlich im Kalenderwesen.

Die Fähigkeit, beliebig die Gestalt zu wechseln, sich in Thiere zu verwandeln und in dieser Gestalt Nutzen oder Schaden zu stiften, oder ganz zu verschwinden, erscheint als ein Attribut besonders hervorragender, dem gewöhnlichen Menschengeschlecht überlegener und mit übernatürlichen Kräften ausgestatteter Menschen. Dadurch erklärt es sich leicht, weshalb im Mythus der Quichés nicht, wie anderwärts Kriegshelden, sondern Zauberer, wie Xpiyacoc und Xmucane und vor Allem Hunahpu und Xbalanque die erste Rolle spielen, und dass die Fürsten der Vorzeit, von denen die Sage berichtet, mit solchen übernatürlichen Kräften ausgestattet erscheinen, wie Gucumatz-Cotuha, der fünfte König der Quichés und Quicab Cavizimah, der siebente König. In der That zeichnen sich die anthropomorphen Gestalten des Quiché-Pantheon vor Allem als gewaltige Zauberer aus.

VI. DER NAGUALISMUS [1]).

Der Ausdruck Nagualismus stammt vom Quiché-Wort nauał, das wiederum ein Derivat vom Stamme nao „wissen, verstehen" darstellt. Naual ist daher „der Wissende" und wird häufig als Synonym der Ausdrücke für „Zauberer" gebraucht. Naual ist dann aber ferner derjenige belebte oder unbelebte Gegenstand, gewöhnlich ein Thier, welcher in einem Parallelverhältniss zu einem bestimmten Menschen steht, so dass Wohl und Wehe des Letzteren von den beziehungsweisen Schicksalen seines naual (nach spanischer Schreibart nagual) abhängt. Man kann den naual daher auch als eine Art Spiritus familiaris bezeichnen.

Ueber das von den Chontal-Indianern des an Guatemala angrenzenden Theiles von Honduras, die den Pipiles kulturell sehr nahe standen, beobachtete Verfahren zur Erlangung einer Schutzgottheit lesen wir bei Herrera [2]) folgendes:

Um seinen Nagual zu gewinnen, ging der junge Indianer in den Wald, an eine einsame Stelle am Flusse oder auf einen Berg, und bat unter Thränen die Götter, ihm das zu gewähren, was seine Vorfahren besessen hätten. Nachdem er einen Hund oder einen

[1]) Stoll, Guatemala p. 238. [2]) Herrera, Dec. IV l. VIII f. 155.

Vogel geopfert, legte er sich zum Schlafen zurecht. Nun erschien ihm im Traume oder nach dem Erwachen eine der uns bereits bekannten Gestalten, ein Jaguar, Puma, Coyote, Kaiman, Schlange oder Vogel. Nachdem der Indianer der Traumgestalt, Blut aus Zunge, Ohren und andern Körpertheilen geopfert und sie um reichen Ertrag an Salz und Cacao gebeten hatte, sprach sie zu ihm: „An dem und dem Tage wirst du auf die Jagd gehen und das erste Thier, welches dir begegnet, werde ich selber sein der ich für alle Zeit dein Gefährte und Nagual sein werde". Wer keinen Nagual besass, konnte nie reich werden.

Die Indianer glaubten, dass der Tod ihres Nagual auch ihren eigenen zur Folge haben würde. So erzählt die Sage [1]), dass in den ersten Kämpfen der Spanier auf dem Hochland von Quetzaltenango die Naguales der indianischen Häuptlinge in Gestalt von Schlangen sich am Kampfe betheiligt haben. Besonders aber war der Nagual des obersten Häuptlings kenntlich, da er die Gestalt eines grossen, mit prächtigen grünen Federn geschmückten Vogels besass. Der spanische Heerführer Pedro de Alvarado stach den Vogel mit der Lanze todt und bemerkte, dass er noch niemals einen so grossen Quetzal gesehen hätte. Im selben Augenblick sank der oberste Kriegsführer der Quichés, Tecum, der schon Alvarado's Pferd getödtet hatte, todt nieder. Diese Legende illustriert das Wechselverhältniss, das sich die Indianer zwischen sich und ihren Naguales bestehend dachten.

Nach der Ansicht des Fuentes [2]) war der Nagual geradezu die Schutzgottheit des Indianers, indem er sich zur Vertheidigung in das belebte oder unbelebte Wesen, das seinen Nagual bildete, verwandeln konnte, so z. B. in eine Schlange, um beissen zu können, in einen Stein oder Baum, um sich unsichtbar zu machen.

Mit den nagualistischen Vorstellungen enge verknüpft ist endlich das Kalenderwesen und die Namengebung, welche daher ebenfalls den als „Wahrsager" bezeichneten Persönlichkeiten übertragen waren.

VII. SCHRIFTTHUM UND KALENDERWESEN.

Ueber die „Schrift" der guatemaltekischen Indianer ist uns nichts Genaues bekannt geworden. Da aber Zurita von seinem Besuch in Utlatlan, der Hauptstadt des Quiché-Reiches, berichtet, er habe sich aus den Malereien der Eingebornen überzeugt, dass ihre alte Geschichte achthundert Jahre hinaufreiche, so scheint die Annahme gerechtfertigt, dass in Guatemala ebenfalls eine Bilderschrift existiert habe. Diese Annahme wird unterstützt durch die Pipil-Namen der Wahrsager „teoamatlini", was etwa „Kundige der gottesdienstlichen Bücher" bedeutet. Wenn Zurita, wie er erzählt, die alten Malereien der Quichés mit Hülfe eines sprachkundigen Dominikaners verstehen konnte, so waren die Schriftzeichen wohl einfach ideographische, nach Analogie der mexikanischen.

Ob dem uns als Popol Vuh bekannten und mit europäischen Lettern in Quiché geschriebenen indianischen Schriftwerk ein älteres, in Zeichen abgefasstes Werk zu Grunde lag, wie sein Verfasser andeutet, ist heute nicht mehr zu entscheiden. Sehr wahrscheinlich aber bezog sich das oben erwähnte Schriftthum vor Allem auf die Feste, und die Zeitrechnung überhaupt, also auf den Kalender.

[1]) Fuentes, I p. 50. Milla, Historia p. 71.

[2]) Fuentes, II p. 45.

A. *Astronomischer Kalender.*

Die Basis des Zahlensystems der Maya-Stämme Guatemala's bilden die 10 Finger und 10 Zehen des Menschen, also ist sie eine vigesimale, wie diejenige der Maya von Yucatan. Indessen unterscheiden sich die Guatemala-Sprachen von letzterer dadurch, dass sie nicht, wie die Maya, von 1—11 mit Wurzelworten zählt, sondern nur von 1—10. Die Zahlen 11—19 werden durch Addition aus der Einerreihe gebildet. Für 20, 40, 80, 400 und ihre Multipla treten dann neue Wurzelworte in die Reihe ein. Es ist also zu chronologischen Zwecken das Material zu einem System fast beliebiger Höhe gegeben, und in der That führt der Cakchiquel-Grammatiker Flores die Zahlreihe bis zu 104,000 durch. Das Zahlsystem des Pipil war, wie seine heutigen Reste zeigen, mit dem aztekischen identisch.

Ximenez[1]) sagt, dass die Indianer die Anzahl der Tage im Jahr richtig auf 365 festgesetzt hatten, dass ihnen aber die Stundendifferenz entging, welche die periodische Einschiebung von Schalttagen nothwendig machte. Da die Schriftsteller indessen dennoch den Beginn des guatemaltekischen Jahres auf bestimmte Tage verlegen, obwohl sie diese verschieden angeben, so ist es wahrscheinlich, dass, wie in Mexico und Yucatan, die Anbringung von Schalttagen auch in Guatemala üblich war.

Das Jahr zerfiel in 18 Monate von 20 Tagen, welche zusammen 360 Tage ausmachten. Diesen schlossen sich noch fünf, nicht in die Rechnung der Monate aufgenommene Tage an, welche im Cakchiquel tzapi k'ij[2]) genannt wurden. Brinton leitet diese Bezeichnung von tzap „Unglück, Verbrechen" ab, während ich die Uebersetzung von „Schlusstagen" für richtiger halte, von tz'ap „schliessen, einschliessen, zudecken".

Die Monate. Die Bezeichnungen der Monate waren folgende:

Monat	Quiché nach Brasseur[3])	Cakchiquel nach Brasseur[3])	Cakchiquel nach Brinton[4])
1.	nabe tzij	i bota	tacaxepual
2.	u cab tzij	qatic	nabey tumuzuz
3.	rox tzij	izcal	rucan tumuzuz
4.	che	pariche	çibix
5.	tecoxepual	tacaxepual	uchum
6.	tzibe pop	nabey tumuzuz	nabey mam
7.	zak	rucab tumuzuz	rucab mam
8.	chab	çibixic	lik'in k'a
9.	huno bix gih	uchum	nabey to'k
10.	nabe mam	nabey mam	rucab to'k
11.	u cab mam	rucab mam	nabey pach
12.	nabe ligin ka	ligin ka	rucab pach
13.	u cab ligin ka	nabey togic	tziquin k'ih
14.	nabe pach	rucab togic	cakan
15.	u cab pach	nabey pach	ibota
16.	tziquin gih	rucab pach	katic
17.	tzizi lagan	tziquin gih	itzcal k'ih
18.	cakam	cakam	pariche

[1]) Ximenez, p. 214. [2]) Brinton, Annals p. 28.
[3]) Brasseur, Histoire III p. 466- [4]) Brinton, Annals p. 29.

Wie man sieht, bilden die vier letzten Monate des Cakchiquel-Kalenders in den Quellen, aus denen Brinton schöpfte, die vier ersten Monate in Brasseur's Zusammenstellung. Auch entsprechen einander die gleichlautenden Benennungen in den drei Zusammenstellungen keineswegs.

Sämmtliche Namen sind übersetzt worden, aber jedenfalls nur zum Theil richtig und in den wenigsten Fällen können wir aus der wörtlichen Uebersetzung eine Beziehung zu den Jahreszeiten gewinnen.[1]) Einige Monate (1 und 2, 10 und 11, 12 und 13, 14 und 15 im Quiché und 6 und 7, 10 und 11, 13 und 14, 15 und 16 in Brasseur's Cakchiquel-Tabelle) erscheinen paarweise zusammengeordnet, ohne dass sich hiefür ein Grund auffinden liesse.

Die Worte itzcal und tacaxepual sind, wie schon Brinton hervorhebt, offenbar mexikanischen Ursprungs.

Der Beginn des guatemaltekischen Jahres wird von den Autoren verschieden angesetzt.

Nach Basseta begann das Quiché-Jahr	am 24 December
„ Hernandez „ „ „	„ 19 November
„ Ximenez „ „ „	„ 21 Februar
Das Cakchiquel-Jahr begann nach einer Franziskaner-Chronik	„ 31 Januar

Nach einer von Brasseur citierten Angabe fiel jedoch im J. 1707 der erste Pariche auf den 21. Januar, was für den 1. Ibota, also für den ersten Jahrestag, den 21. November des Vorjahres ergäbe.

Bei diesen Differenzen zwischen den Autoren wäre es von Werth, wenigstens einen relativen Anhaltspunkt in der Natur selbst zu finden, nämlich für die Bestimmung des Cakchiquel-Monats nabey tumuzuz. Dieser Ausdruck bedeutet wörtlich „die ersten Termiten" und bezieht sich offenbar auf das massenweise Ausschwärmen der Geschlechtsthiere der Haustermiten, welches alljährlich in den Frühlingsmonaten stattfindet.

Ich habe mir nun, um ungefähr die Zeit des nabey tumuzuz zu bestimmen, im Jahre 1881 in Antigua und 1882 in der Hauptstadt die Schwärmzeiten der Termiten, die ich damals auch zu entomologischen Zwecken sammelte, notiert und in Antigua als ersten Tag des Ausschwärmens den 22. März, in Guatemala den 24. Mai notiert. In Antigua schwärmten die Thiere bloss am 22. und 23. März, dann sah ich in jenem Jahre keine mehr bis in den Juni, wo eine zweite, grosse Art zu schwärmen beginnt. In der Hauptstadt dagegen schwärmten die Thiere vom 24. Mai bis 1. Juni jeden Abend massenweise, so dass ich dies für die Hauptschwärmzeit der gemeinsten Haustermitenart (Calotermes castaneus Burm.) halte.

Mit Zugrundelegung der beiden ersten Flugtage (22. März = I, und 24. Mai = II) erhalten wir folgende Coïncidenzen für das Cakchiquel-Jahr.

[1]) Es ist z. B. nicht einzusehen, weshalb im Quiché-Kalender die 3 ersten Monate als „erstes, zweites, drittes Wort", der vierte als „Baum", der sechste als „Mattenmaler", der siebente als „weiss", der achte als „Bogen" oder „Pfeil", der zehnte und elfte als „erster" und „zweiter Enkel", der vierzehnte und fünfzehnte als „erste und zweite Brut", der sechszehnte als „Vogel-Tage" bezeichnet werden.

Dass Uebersetzungen wie ibota „Mattenrollen", ligin k'a „sanfte Hand" höchst fragwürdig sind, ist kaum zu bezweifeln.

		I	II
1. ibota	=	12. December	= 13. Februar
1. qatic	=	1. Januar	= 5. März
1. itzcal	=	21. Januar	= 25. März
1. pariche	=	10. Februar	= 14. April
1. tacaxepual	=	2. März	= 4. Mai
1. nabey tumuzuz	=	22. März	= 24. Mai
1. rucab tumuzuz	=	11. April	= 13. Juni
1. çibixic	=	1. Mai	= 3. Juli
1. uchum	=	21. Mai	= 23. Juli
1. nabey mam	=	10. Juni	= 12. August
1. rucab mam	=	30. Juni	= 1. September
1. ligin ka	=	20. Juli	= 21. September
1. nabey togic	=	9. August	= 11. October
1. rucab togic	=	29. August	= 31. October
1. nabey pach	=	18. September	= 20. November
1. rucab pach	=	8. October	= 10. December
1. tziquin gih	=	28. October	= 30. December
1. cakam	=	16. November	= 19. Januar

Bei Einhaltung des erstern Datums fallen die namenlosen Tage auf den 7. 8. 9. 10. und 11. December, bei Zugrundelegung des 24. Mai jedoch auf den 8. 9. 10. 11. und 12. Februar.

Trotzdem ich geneigt bin, das Erscheinen der Termiten im Mai für das auffälligere und gewöhnlichere Phaenomen zu halten, als den Märzausflug, der leicht übersehen wird, so geht doch aus obiger Zusammenstellung hervor, dass die Flugzeiten der Termiten erheblichen jährlichen und lokalen Schwankungen unterworfen sind und nicht als eine absolut sichere Basis zur Berechnung des Cakchiquel-Jahres dienen können, da sich in obiger Tabelle an zwei einander nahegelegenen und ungefähr in gleicher Höhe befindlichen Städten wie Antigua und Guatemala für eine und dieselbe Termitenspecies Differenzen von acht Wochen ergeben.

Dafür, dass die zweite Hälfte des Mai die wahrscheinlichere Grundlage für den nabey tumuzuz ist, spricht indessen auch das Auftreten der zweiten auffälligen Termitenart, welche ich 1882 zuerst am 18. Juni beobachtete, ein Datum, das befriedigend mit dem in der Tabelle II gegebenen Beginn des 1. rucab tumuzuz oder „zweiten Termiten"-Monates übereinstimmt.

Die Tage des Monats. Wie oben bemerkt, zerfiel der einzelne Monat in 20 Tage, deren Bezeichnungen für das Quiché und Cakchiquel ziemlich übereinstimmend angegeben werden, wie folgt:

Die Tage der Monate.

	Quiché			Cakchiquel
	Nach Ximenez[1]	Nach Brasseur[2]	Nach Spina[3]	Nach Brinton[4]
1.	imox	imox	imux (3)	imox
2.	ic	ig	ig (4)	i'k
3.	acbal	akbal	bacbal (5)	a'kbal
4.	cat	qat	cat (6)	kat
5.	can	can	can (7)	can
6.	camey	camey	came (8)	camey
7.	queh	quieh	quieg (9)	queh
8.	canel	ganel	canil (10)	kanel
9.	toh	toh	toj (11)	toh
10.	tzi	tzy	zü (tzii) (12)	tzii
11.	batz	batz	bat (batz) (13)	batz
12.	ci (ey?)	ci, (ey?) balam	ee (14)	ee
13.	ah	ah	aj (15)	ah
14.	balam	yiz, itz	ix (16)	yiz
15.	tziquin	tziquin	ziquin (17)	tziquin
16.	ahmac	ahmak	ajmac (18)	ahmac
17.	noh	noh	noj (19)	noh
18.	tihax	tihax	tijax (20)	tihax
19.	caoc	caok	cagnoc (1)	caok
20.	hunahpuh	hunahpu	ahpu (2)	hunahpu

Auch diese Namen sind theilweise übersetzt worden, aber in den wenigsten Fällen haben wir für die Richtigkeit dieser Uebersetzungen sichere Anhaltspunkte und wo diese sich zu finden scheinen, zeigt es sich zuweilen, dass die Uebersetzung nicht diejenige des guatemaltekischen Wortes, sondern des entsprechenden Tages des mexikanischen Monats ist. So bedeutet z. B. qat nicht, wie Brasseur (l. c.) angibt, „Eidechse", wohl aber das entsprechende mexikanische cuetzpalin. ganel bedeutet nicht „Hase", wohl aber das mexikanische tochtli.

Die übereinstimmenden Namen beider Kalender, des mexikanischen und des guatemaltekischen, sind folgende:

Quiché und Cakchiquel		Nahuatl	
2 Tag	i'k	2. ehecatl	Wind
5 „	can	5. cohuatl	Schlange
6 „	camey	6. miquiztli	Tod
7 „	quieh	7. mazatl	Reh
10 „	tzi	10. itzcuintli	Hund
11 „	batz	11. ozomatli	Affe
12 „	balam	14. ocelotl	Jaguar
13 „	ah	13. acatl	Rohr
15 „	tziquin (Vogel)	15. quauhtli	Adler

[1]) Milla, Historia p. LXII. [2]) Brasseur, Histoire III. p. 462. [3]) Milla, Historia p. LXIII.
[4]) Brinton, Annals p. 30.

Die übrigen Tagesbezeichnungen haben mit dem mexikanischen Kalender sichtlich nichts zu schaffen. Wenn auch obige Liste eine intensive Einwirkung des mexikanischen auf den guatemaltekischen Kalender zeigt, so dürfte das Verhältniss doch das gewesen sein, dass Guatemala das ganze Schema der Zeiteintheilung in 18 Monate zu 20 Tagen von Mexico bezog und sich nach Möglichkeit an die mexikanischen Benennungen hielt, dass aber dennoch eine ältere Nomenclatur der Tage noch wesentlich bei der Neugestaltung des Monats mitwirkte. So finden wir im Tage Camé den Namen der Fürsten der Unterwelt (Huncamé und Vukubcame) wieder, in toj und ganel begegnen uns die Gottheiten der Fruchtbarkeit, welche als xtoh und xganil im Popol Vuh von Xquiq, der Mutter Hunahpu's und Xbalanques angerufen werden.[1] Im Namen des 20. Tages treffen wir den grossen Zaubererheld der Vorzeit, Hunahpu, selbst wieder. Die übrigen Namen sind nicht sicher zu erklären.

Ueber die Bedeutung, welche den einzelnen Tagesnamen innewohnte, erfahren wir durch Hernandez Spina[2]) näheres. Danach zerfallen die Tage in gute, böse und indifferente.

Indifferent waren die beiden Tage Cagnoc und Ahpu, mit welchen nach Spina der Quiché-Monat begann. Schlecht dagegen waren die sechs folgenden Tage (3. 4. 5. 6. 7. 8.) ferner der 11. und der 12. Tag. Die übrigen waren gute Tage.

Am Tage Imux, der dem Windgott geweiht ist, beten die Sonnenpriester oder Ajk'ij zu den Göttern, dass sie ihren Gegnern Böses zufügen mögen. Ebenso an den folgenden Tagen bis und mit Came.

Am Tage Quieg, der ein guter Tag ist, beginnt man die Heiratsverhandlungen.

Am Tage Canil bittet man um alles, was zur Erhaltung des Menschen dient, denn Canil (richtiger K'anil) ist der Gott der Fruchtbarkeit, wörtlich des „Gelbseins", der „Reife".

Am Tage Toj haben nur böse Geister Gewalt und wehe dem, der an diesem Tage geboren wird.

Am Tage Zü (verschrieben für tzii) beten die Priester, dass Krankheit, Elend und allerlei Uebel diejenigen befallen möge, welche ihnen nicht genehm sind.

Am Tage Bat (verschrieben statt batz) beten die Priester ebenfalls, dass Krankheit ihre Feinde befallen möge, und zwar speciell die Gicht, um sie zu lähmen.

Am Tage Ee werden alle Verträge abgeschlossen und die Priester beten zu den Göttern um alles Gute.

Am Tage Aj, der ein guter Tag ist, betet man um Mehrung der Hausthiere.

Der Tag Ix war den Göttern der Wälder geweiht. Man betet zu ihnen, dass sie die reissenden Thiere verhindern mögen, Schaden an den Hausthieren zu thun.

Erst am Tage Tziquin vereinigen sich die Gatten, obgleich die Heirat schon am Tag Ee geschlossen wurde, im gleichen Hause, begleitet von Gebet und Glückwünschen.

Der Tag Ajmac ist dem Gott der Gesundheit geweiht, dem man viele Opfer bringt.

Der Tag Noj ist dem Gott der Vernunft geweiht. Man bittet um gesunden Verstand für sich und seine Kinder. Dieser Tag, wie der folgende Tijax ist der menschlichen Seele geweiht.

Fuentes[3]) reproduciert einen, bereits der christlichen Zeitrechnung angepassten Kalender, der dazu diente, die Naguales oder Schutzgottheiten der einzelnen Tage ausfindig zu machen. Er wurde einem Quiché-Wahrsager von Totonicapam weggenommen und lautet wie folgt:

---

[1]) Popol Vuh, p. 104. [2]) Milla, l. c. p. LXIII. [3]) Fuentes, II. p. 44.

ENERO (Januar).

Dias (Tage).	Naguales (Schutzgötter).		Dias (Tage).	Naguales (Schutzgötter).	
1.	Leon	(Puma)	17.	Flecha	(Pfeil)
2.	Culebra	(Schlange)	18.	Escoba	(Besen)
3.	Piedra	(Stein)	19.	Tigre	(Jaguar)
4.	Lagarto	(Alligator)	20.	Tototmoztle	(Hüllblatt des Maiskolbens)
5.	Seyba	(Baumwollbaum)	21.	Flauta	(Rohrflöte)
6.	Quetzal	(Quetzalvogel)	22.	Chalchigit	(Edelstein)
7.	Palo	(Baum oder Pfahl)	23.	Cuervo	(Rabe)
8.	Conejo	(Hase)	24.	Fuego	(Feuer)
9.	Mecate	(Seil)	25.	Chuntan	(Baumhuhn)
10.	Hoja	(Blatt)	26.	Bejuco	(Ruthe)
11.	Venado	(Reh)	27.	Tacuatzin	(Beutelratte)
12.	Guacamayo	(Ara)	28.	Huracan	(Hurakan)
13.	Flor	(Blume)	29.	Sopilot	(Aasgeier)
14.	Sapo	(Kröte)	30.	Gavilan	(Falke)
15.	Gusano	(Raupe)	31.	Murciélago	(Fledermaus).
16.	Trozo	(Holzklotz)			

B. *Chronologischer Kalender.*

Mit der Verwendung des Kalenders zur Bestimmung der guten und bösen Tage ist seine Bedeutung indessen noch nicht erschöpft, denn er diente auch chronologischen Zwecken.

Ueber die Art der Chronologie, welche die einheimische Litteratur einhielt, geben uns nur die Cakchiquel-Annalen, welche jetzt durch BRINTON's Verdienst zugänglich gemacht sind, einige Anhaltspunkte. Da Prof. BRINTON[1]) eine Specialarbeit über die verschiedenen, in Centralamerika üblichen, chronologischen Systeme in Aussicht stellt, mögen hier nur einige wenige Bemerkungen Platz finden.

Den chronologischen Daten der Cakchiquel-Annalen dient ein bestimmtes Ereigniss, nämlich die Vernichtung der Tukuchee durch die Cakchiqueles als Basis, das auf den 11. Ah verlegt wird. Stellen wir nun die chronologischen Angaben der Cakchiquel-Annalen zusammen, so sehen wir, dass sie uns stets einen der 20 Tagesnamen in Verbindung mit einer Zahl von 1—13 zeigen. Wir müssen daher annehmen, dass neben der Eintheilung des Jahres in 18 Monate zu 20 Tagen und einem Supplement von 5 namenlosen Tagen, welche der astronomischen Zeitrechnung und der Festsetzung der Fest- und Opfertage diente, noch eine andere Eintheilung existiert habe, in welcher je 13 Tage zu einer Periode oder Woche zusammengeordnet erscheinen. Diese 13-tägige Periode trug jeweilen einen der 20 Tagesnamen[2]), so dass der ganze Kreislauf 13 mal 20 = 260 Tage umfasst hätte. Es müsste somit nach Ablauf der 260 Tage ein beliebiges Datum wieder auf

[1]) BRINTON, Cakchiquel-Annals p. 28.
[2]) Den Tagesnamen Yiz finde ich in der Chronologie nicht belegt.

denselben Tag fallen, es müsste beispielsweise der Jahrestag des Untergangs der Tukuchee wieder der 11. Ah sein.

Nun zeigt sich aber, wenn wir alle im indianischen Texte der Cakchiquel-Annalen angegebenen Jahrestage der Vernichtung der Tukuchee zusammenstellen, folgende Reihe:

11. Ah.		Vernichtung der Tukuchee; Aufstand der Cakchiqueles.
8. „	1	Jahr nach dem Aufstand.
5. „	2	Jahre " " "
2. „	3	" " " "
12. „	4	" " " "
9. „	5	" " " "
6. „	6	" " " "
3. „	7	" " " "
13. „	8	" " " "
10. „	9	" " " "
7. „	10	" " " "
4. „	11	" " " "
1. „	12	" " " "
11. „	13	" " " "
8. „	14	" " " "
5. „	15	" " " "
2. „	16	" " " "

12. Ah.	17	Jahre nach dem Aufstand.
9. „	18	" " " "
6.[1] „	19	" " " "
3. „		Erster Cyklus nach dem Aufstand.
13. „	1	Jahr nach dem ersten Cyclus.
10. „	2	Jahre " " " "
7. „	3	" " " " "
4. „	4	" " " " "
1. „	5	" " " " "
11. „	6	" " " " "
8. „	7	" " " " "
5. „	8	" " " " ..
2. „	9	" " " " "
12. „	10	" " " " "
9. „	11	" " " " "
6. „	12	" " " " "
3. „	13	" " " " "
13. „	14	" " " " "

Diese Reihenfolge wiederholt sich auch in dem, nur in englischer Uebertragung vorhandenen Theile der Annalen.

Es fällt somit der Jahrestag des grundlegenden Ereignisses, welches am 11. Ah statthatte, allerdings stets wieder auf die Woche Ah, aber nicht auf denselben Tag, sondern 3 Tage früher. Indessen ist dies nicht so aufzufassen, als ob der indianische Schreiber sich in seiner Berechnung getäuscht habe, denn dagegen spricht schon die consequente, bewusste Durchführung der chronologischen Daten. Ebensowenig aber ist dies so zu deuten, als ob der Gesammtcyklus aus irgend einem Grunde einfach um 3 Tage verkürzt worden wäre, denn dann könnte sich der Jahrestag des Aufstandes nicht stets in der Woche Ah bewegen, sondern müsste successive auch auf die übrigen Wochen fallen.

Es muss daher die sprungweise Bewegung des Jahrestages innerhalb der Woche Ah einen andern Grund hahen. Betrachten wir die Tabelle genauer, so gewahren wir, dass sich die einzelnen Jahrestage folgendermassen zu Perioden zusammenordnen:

13. 10. 7. 4. 1. 11. 8. 5. 2. 12. 9. 6. 3.

Die Reihe umfasst also sämmtliche Zahlen von 1 bis 13, die aber so geordnet erscheinen, dass sie sich je um 3 unterscheiden. Mittelst dieser Anordnung wird erreicht, dass nach einem Cyklus von 13 Jahren ein beliebiges Datum wieder auf denselben Tag fällt. Dass aber „13" zu den heiligen Zahlen gehört, wurde schon oben erwähnt, und es ist jedenfalls

[1] Im Texte steht irrig „vahxaki" statt „vakaki."

der ausschliessliche Zweck der ganzen Rechnungsweise, diese heilige Ziffer in derselben wirken zu lassen.

Die obige Zahlenreihe und ihre Wirkung kann nun aber bloss dadurch gewonnen werden, dass dem einzelnen Cyklus von 260 Tagen 3 Tage subtrahiert werden, dass also eine der Wochen bloss 10 Tage zählt. Würde jedoch mit dieser Zählweise in infinitum fortgefahren, so müsste schon bald der Jahrestag aus dem Monat Ah herausfallen, und zwar wäre dies in obiger Serie 3 mal der Fall, nämlich nach den Zahlen 1, 2 und 3. Die Ziffer 1 steht von 13 um 5 Jahre, die Ziffer 2 von 1 um 4 Jahre und die Ziffer 3 von 2 ebenfalls um 4 Jahre ab. Die Summe dieser Abstände 5 + 4 + 4 ergibt aber wieder die heilige Zahl 13. Es muss demnach, um den Jahrestag eines beliebigen Datums innerhalb derselben Woche zu halten, in Perioden von 5, 4 und 4 Jahren jeweilen eine Woche von 13 Tagen eingeschoben werden. Dadurch wird der Verlust von 39 Tagen, wieder ausgeglichen, welcher während des ganzen Turnus von 1—13 Jahren entstehen würde wenn vom Gesammtcyklus von 260 Tagen einfach 3 Tage subtrahiert worden waren.

Es würde z. B. der 5. Jahrestag nach dem 13. Ah auf den 11. Ee, der 9. auf den 12. Batz, der 13. auf den 13. Tzii fallen müssen, wenn es nicht durch Zuschlag von je 13 Tagen an diesen Daten möglich gemacht worden wäre, die Jahrestage des 13. Ah stets fort in der Woche Ah zu erhalten, indem man, statt vom 1. Ah auf den 11. Ee überzuspringen, wieder auf den 11. Ah vorsprang.

Durch diese, allerdings willkürliche und lediglich im Interesse esoterischer Zahlenbeziehungen stehende Manipulation wurde es möglich, auch den Gesammtturnus von 260 Tagen für das historische Jahr (huna) einzuhalten.

Zur Erleichterung des blossen Zählens, ohne symbolische Nebenzwecke, erscheinen die Jahre in den Cakchiquel-Annalen in Cyklen von je 20 zusammengeordnet, die als may bezeichnet werden.

Es zeigt sich aus obiger Untersuchung, dass die Chronologie der Cakchiqueles von der bei den Nahuas und Mayas üblichen nicht unerheblich abweicht und manches Originale enthält, wenn auch die Zeitrechnung aller dieser Völker auf eine gemeinsame Quelle hinweist. Von den grossen cyklischen Berechnungen der Mexikaner und Mayas fehlen uns in Guatemala die Spuren fast vollständig. Bloss Fuentes[1]) sagt, dass die Quichés radförmige Steine (ruedas de piedra) besessen haben, auf welchen durch Bilder der Cyklus von 52 Jahren dargestellt war. Da 52 die durch Multiplikation erlangte Combination der beiden heiligen Zahlen 4 und 13 bildet, so ist die Angabe des Fuentes wahrscheinlich richtig. Wir finden also bei den Maya-Stämmen Guatemala's eine cyklische Rechnung mit den Ziffern 13 und 52, die an die 13-jährige Periode (indiccion) und die 52-jährige Periode (katun) der Mayas von Yucatan erinnert, obwol die Dauer des chronologischen Jahres bei beiden Völkern verschieden war, indem das guatemaltekische mit dem mexikanischen, nicht aber mit dem Maya-Jahr übereinstimmte.

VIII. Namengebung und Kindererziehung.

Wenn wir die, uns aus alter Zeit überlieferten Eigennamen der Indianer untersuchen, so finden wir neben einer Anzahl solcher, die sich, wahrscheinlich in Folge mangelhafter

[1]) Fuentes, II. p. 111.

Schreibweise, der Analyse entziehen und einer Reihe von offenbaren Entlehnungen aus dem Mexikanischen, zwei Kategorien von Namen vertreten.

Die eine davon enthält Thiernamen, wie Balam-Agab, Balam-Quitze, Tucumbalam, Gucumatz, welche alle auf die oben geschilderte zauberhafte Bedeutung des Jaguars und der Schlange Bezug zu haben scheinen.

Die zweite Kategorie enthält ebenfalls häufig Thiernamen, aber stets in Verbindung mit Zahlen, was darauf hinweist, dass diese Namen dem soeben besprochenen chronologischen Kalender entnommen sind und nichts anderes als Tage dieses Kalenders darstellen. Dahin gehören z. B. die Namen: Vahxaki Caam (8. Can), Vukub Noh (7. Noh), Oxib Quieh (3. Quieh), Beleheb Tzi (9. Tzi), Cablahuh Tihax (12. Tihax), Cay Hunahpu (2. Hunahpu), Voo Kaok (5. Caok), Vakaki Ahmak (6. Ahmak), Belehe Qat (9. Qat), Hun I'k (1. I'k), Cahi Imox (4. Imox) und andere.

Diese Namen beziehen sich auf die Geburtstage. Das erste Kind wurde nach dem Gotte genannt, dem sein Geburtstag geweiht war, und der als Nagual des Kindes betrachtet wurde. Dagegen vermied man es, den Kindern die Namen ihrer Eltern zu geben [1].

Bei den Quichés von Totonicapam brachte Fuentes [2] folgende Sitte der Namengebung in Erfahrung: Bei der Geburt eines Kindes wurde der Wahrsager von dem Ereigniss benachrichtigt; er notierte den Geburtstag und ging zu gelegener Zeit in's Haus der Eltern, wo ihm die Mutter das Kind auf den Armen entgegen brachte. Beide gingen dann mit dem Kinde hinter das Haus, wo der Wahrsager den Gott des betreffenden Tages anrief. War es z. B. am 2. Januar geboren, dessen Zeichen die Schlange ist, so erschien die Gottheit in Gestalt einer Schlange. Der Priester empfahl ihr das Kind zu Schutz und Pflege. Als Zeichen des geschlossenen Bundes legte der Wahrsager die Hand des Kindes auf den Kopf der Schlange, dann kehrte er nach Hause zurück. Den Eltern des Kindes aber lag es ob, das Kind täglich zur selben Stunde auf den freien Platz hinter dem Hause zu tragen, wo ihnen der Nagual dann erschien. So wurde das Kind allmählich mit seinem Schutzgott vertraut, der es sein Leben lang begleitete.

Es ist nun natürlich nicht zu entscheiden, ob das Gebahren des Wahrsagers auf blosser Taschenspielerei mit einer reellen Schlange beruhte. Indessen ist es mir viel wahrscheinlicher, dass es sich lediglich um Hervorrufung einer völlig imaginären Schlange mittelst suggestiver Hallucination handelte. Die Versicherung des Priesters, dass die Schlange jeden Tag um die bestimmte Zeit erscheinen werde, genügte vollkommen, um bei den leicht zu beeinflussenden Indianern die betreffende Hallucination auszulösen.

Aus den Unterschriften der Verfasser des „Título de Totonicapam" geht hervor, dass zu einem vollständigen Namen eines Mannes auch noch derjenige seiner Subgens (chinamit) gehörte, z. B. José Cocoa Qicab, Diego Garcia Chituy, Jorge Nihayib, Diego Perez Ahcucumatz etc., obwohl im gewöhnlichen Leben die Bezeichnung des jeweiligen chinamit, als allgemein bekannt, wegbleiben konnte.

Bei der Geburt eines Kindes wurde dem Priester ein Huhn zum Dankopfer für die Götter übergeben, und das Ereigniss mit den Verwandten festlich begangen. Wenn das Kind zum ersten Mal gewaschen wurde, was in einer Quelle oder, mangels dieser, im Flusse geschah, so opferte man Weihrauch und Papageien. Man warf bei dieser Gelegenheit alles Geschirr, welches der Mutter während der Geburtszeit gedient hatte, in den Fluss als

[1] Roman, III. lib. I. f. 148. [2] Fuentes, II. p. 45.

Opfer für dessen Gottheit. Man liess vom Wahrsager das Loos werfen, um den Tag zu erfahren, an welchem es gerathen wäre, die Nabelschnur zu entfernen, und wenn der Tag bestimmt war, legte man dieselbe auf einen buntkörnigen Maiskolben und schnitt sie unter Segenssprüchen mit einem Steinmesser durch. Letzteres wurde als heiliger Gegenstand in eine Quelle geworfen.

Den blutigen Maiskolben aber entkörnte man und säete die Körner zur geeigneten Jahreszeit im Namen des Kindes an. Aus dem Ertrage bereitete man dem Kinde den ersten Brei. Den Rest säete man wieder und ein Theil der Körner wurde aufbewahrt, damit das Kind ihn säen sollte, wenn es erwachsen wäre, den Ueberschuss erhielt der Priester. Auf diese Weise genoss das Kind in reiferm Alter nach indianischer Ansicht nicht nur den Schweiss seines Angesichts, sondern auch sein eigenes Blut.

War das Kind zur Entwöhnung von der Mutterbrust herangewachsen, so wurde ebenfalls ein Familienfest mit Opfern veranstaltet, ebenso brachte man Opfer, wenn das Kind auf allen Vieren zu kriechen und wenn es zu reden begann. Wenn man ihm zum ersten Male die Haare schnitt, wurde ein Fest gefeiert, die Haare verbrannte man mit dem Weihrauch.

Der Geburtstag eines Kindes wurde für Lebenszeit in hohen Ehren gehalten und festlich gefeiert.

Die Erstlingsarbeiten der Kinder, Gewebe bei den Mädchen, Bogen bei den Knaben, wurden den Göttern geweiht und von den Kindern selbst den Priestern gebracht.[1])

Die Ernährung des Säuglings geschah, wie heute noch, ausschliesslich mit der Milch der Mutter, welche nur im Falle schwerer Krankheit oder des Todes durch eine Fremde ersetzt wurde. Erst nach vollendetem dritten Lebensjahr wurde das Kind entwöhnt, eine Sitte, die auch heute noch gebräuchlich ist. Die Mütter zeigten ihre Kinder nicht gern Fremden[2]). Konnte dies nicht vermieden werden, so bedeckten sie ihnen die Augen, um sie vor Bezauberung durch den bösen Blick zu schützen. Heutzutage ist es üblich, den Kindern, die auf dem Rücken der Mutter getragen werden, unterwegs die Augen durch Herabziehen des Kopftuches zu decken, doch wohl eher, um sie vor Sonnenlicht und Staub zu schützen, als aus Furcht vor Bezauberung.

Die Kinder, selbst der Vornehmen, wurden sehr einfach gehalten und an die Unbill der Witterung und den Mangel an Bequemlichkeit frühzeitig gewöhnt. Sobald sie gehen konnten, belud man sie mit leichten Sachen, indem z. B. die Mutter mit ihnen Besuche bei Grosseltern oder Verwandten machte, wobei die Kinder ein kleines Geschenk in ihrem Tragnetz mitbrachten.

Nach der Entwöhnung bildete, auch für die Kinder der obersten Häuptlinge, der Mais noch längere Zeit die ausschliessliche Nahrung der Kinder, ebenso für die Mutter während der Stillungszeit.

Ueber die Erziehung in den reifern Jugendjahren ist es schwer, für Guatemala zu einer sichern Ansicht zu gelangen. Nach Roman[3]) kamen die Kinder im achten Lebensjahre zur Erziehung in die Tempel. Die Mädchen lebten in grosser Zurückgezogenheit bis zur Zeit ihrer Verheiratung. Fuentes[4]) nimmt die Beschreibung, welche Torquemada von der mexikanischen Kindererziehung entwirft, auch für Guatemala in Anspruch. Danach hätten auch hier besondere Erziehungsanstalten (seminarios) für beide Geschlechter bestanden, wo die

[1]) Roman, III lib. I f. 148. 149. [2]) Fuentes, I. p. 297. [3]) Roman, III lib. I f. 149.
[4]) Fuentes, I. p. 298.

Knaben und Mädchen, ausserhalb ihrer Familie, in den für ihren Stand passenden praktischen und moralischen Dingen unterrichtet wurden.

Ob diese Nachricht des FUENTES über die öffentliche Erziehung in Guatemala richtig ist, scheint mir höchst zweifelhaft. Wahrscheinlich beruht sie nur auf einer irrthümlichen Uebertragung mexikanischer Verhältnisse und galt sie jedenfalls nur für die wenigen Städte des Landes, nicht aber für das ganze Volk. In Guatemala dürfte die Erziehung weit wahrscheinlicher einfacher und innerhalb der Familie geschehen sein, wie in der Zeit nach der Eroberung, über welche wir genauer unterrichtet sind[1]). Danach lernten die Knaben von ihren Vätern die Jagd, den Fischfang, die Feldarbeit, den Gebrauch der Waffen, die Tänze und andere Dinge. Die Mütter lehrten die Mädchen das Maismahlen auf besondern kleinen Mahlsteinen, ferner das Spinnen von Baumwolle und Magueyfasern und die Weberei verschiedener Stoffe. Vom achten Jahre an standen die Mädchen unter besonders strenger Aufsicht, um nicht auf sittliche Abwege zu gerathen, vor Allem die Töchter der Vornehmen.

Als Beschäftigungen der Kinder werden das Ansäen eines kleinen Maisfeldes, das Ballspiel, und für die Mädchen Weberei genannt. Besondere Arten von Spielzeug wurden aus Thon hergestellt.

Die Eltern liessen ihre Kinder nicht gern von der Seite, damit sie nicht von fremden Kindern Unarten annehmen möchten, welche den Eltern dann Ungelegenheiten mit den Nachbarn verursachen konnten.

Mit Hinsicht auf die Bekleidung ist zu bemerken, dass die Kinder, auch die der Vornehmen, während der ersten Lebensjahre nackt gingen, erst wenn sie in's Feld hinausgehen konnten, wurde ihnen ein kurzes Hemd angelegt, und etwa vom fünften Jahre an wurden sie, aus Schicklichkeits-Rücksichten, besser bekleidet, indem sie in den Hochländern Beinkleider zu tragen begannen. In den heissen Tiefländern, wo auch die erwachsenen Männer bis auf den Lendengurt nackt gingen, trugen auch die Knaben bloss diesen.

Diese Principien der Erziehung und Bekleidung sind heute noch gültig, wie zu FUENTES' Zeiten. Die Mütter lieben ihre Kinder zwar sehr, behandeln sie aber doch streng und das Schelten derselben mit Thiernamen ist nicht ganz selten, z. B. a utíu, o du Coyote! a umul, o du Hase! a masat, o du Reh! Von Züchtigungen ist das Schlagen mit der Hand oder einer dünnen Gerte beliebt.

Bis zu ihrer Verheirathung arbeiteten die Kinder zum Besten ihrer elterlichen Familie.

Die Eltern hüteten sich, in Anwesenheit ihrer Kinder unzüchtige Reden zu führen. Infolge dieser löblichen Sitte gehört denn auch die Zote in den heutigen Indianer-Sprachen Guatemala's zu den seltensten Vorkommnissen derselben. Für die ganze Reihe der auf sexuelle Dinge bezüglichen Vulgärausdrücke unserer Sprachen fehlen dem indianischen Idiome Analoga. Tz'iquin (Vogel) wird der Penis genannt, und c'aslibal, d. h. „der Ort, wo das Leben entspringt", ist der Ausdruck des Cakchiquel für „weibliche Scham", chayuk matuk „schlage mir deine Beine auseinander", sagen etwa die jungen Cakchiqueles von San Juan scherzweise zu den Pokomam-Mädchen von Mixco, wenn sie deren Dorf passieren. Die Armuth der Indianersprachen an unzüchtigen Ausdrücken und Scherzen ist um so auffallender, als die spanischredenden Mischlinge hierin beinahe Unglaubliches leisten.

Die Pipiles[2]) legten bei der Geburt eines Knaben diesem Bogen und Pfeil in die Hand; war das Kind ein Mädchen, so gab man ihm etwas Baumwolle und eine Spindel.

---

[1]) FUENTES, I. p. 296. [2]) PALACIO, p. 76.

Am rechten Fuss brachte die Hebamme dem Kinde einen schwarzen Strich an, welcher verhüten sollte, dass es sich im Walde verlaufe. Zwölf Tage nach der Geburt trug man das Kind zum Priester, und der es trug schritt auf lauter grünen Zweigen, die auf den Weg gestreut waren. Der Priester legte dem Kind den Namen, der hier von seinen Voreltern entnommen wurde, bei und bezog dafür Spenden von Geflügel und Cacao. Wenn das Kind nach Hause gebracht war, so badete die Hebamme die Wöchnerin im Flusse, wobei Copal und Cacao dem Wasser geopfert wurde, damit es der Frau nicht schade.

Bei den Hochlandstämmen dagegen war es Brauch, dass die Wöchnerin einige Tage nach der Geburt ein Dampfbad nahm, wesshalb sie Ahtuh (Frau des Dampfbads) genannt wurde.

Während bei den Mayas von Yucatan die künstliche Deformation des Schädels üblich war, ist aus Guatemala nichts derartiges bekannt. Ebensowenig lesen wir, dass, wie in Yucatan, das Gebiss operativen Eingriffen unterzogen wurde.

Es beschränken sich also in Guatemala die in historischer Zeit am menschlichen Körper vorgenommenen Operationen auf Aderlass an Zunge, Extremitäten und (bei den Pipiles) an den männlichen Genitalien, mit gelegentlicher Durchlöcherung des Penis in nicht näher bezeichneter Weise; ferner auf die Durchbohrung der Ohrläppchen und der Nasenscheidewand zur Anbringung von Schmuckobjekten bei den Vornehmen. Das von Iuarros angegebene Tragen eines Lippenpflocks in der Unterlippe ist weder durch die Literatur noch durch die Reste der Bildhauerei und Töpferei bestätigt.

IX. DAS BEGRÄBNISS.

Wenn in der Verapaz ein Vornehmer starb, so legte man ihm zunächst einen kostbaren Stein in den Mund. Es soll[1]) dies sogar schon vor dem letzten Athemzug geschehen sein, damit der Stein die Seele des Verstorbenen aufnehme. Dies Amt wurde in hohen Ehren gehalten, im Volke besorgte es der Vornehmste, beim Tod eines Königs der ihm Nächststehende. Der Stein wurde von dieser Person selbst aufbewahrt und ihm mit Opfern göttliche Verehrung erwiesen.

Wenn der oberste Häuptling starb, so sandte man Boten an alle Ortschaften seines Reichs und ebenso an die ihm befreundeten Häuptlinge, die man zum Begräbniss einlud. Bis zu dieser Zeit wurde die Leiche sitzend aufgebahrt und mit reichen Gewändern versehen, die der Verstorbene selbst beim Herannahen seines Alters nach und nach angeschafft hatte, damit er sie besässe, wenn er zu sterben käme.

Die zum Begräbniss geladenen Häuptlinge brachten Edelsteine und andere Geschenke, sowie Sclaven zu Opferzwecken mit. Die Edelsteine legte man auf die Leiche, die alsdann mit vielen Tüchern bedeckt und eingewickelt wurde. Alsdann setzte man sie in hockender Stellung in eine Stein- oder Holzkiste, die in einer tiefen und grossen Erdhöhle beigesetzt wurde, aber nicht, wie in den andern Provinzen bei den Tempeln, sondern auf den Bergen.

Die Sclaven des Verstorbenen wurden getödtet, damit sie ihm in's künftige Leben vorausgehen sollten, um den Aufenthalt ihres Herrn vorzubereiten, denn nach der Ansicht der Indianer brauchte man nach dem Tode in einer andern Welt dieselben Dinge wieder, deren man auf dieser bedurft hatte. Auf die Leichen der geopferten Sclaven legte man die

[1]) Roman, III lib. III f. 182.

Werkzeuge, mit denen sie ihrem Herrn gedient hatten: dem Feldsclaven Spaten, und anderes Feldgeräth, den übrigen andere Dinge. Die Leichen der Sclaven wurden im Grabe des Herrn beigesetzt; blieb noch etwas Raum übrig, so wurde er mit Erde ausgefüllt. Dann wurde auf dem Grabe ein gemauerter Altar errichtet, auf welchem man Copal und andere Dinge opferte.

Das gemeine Volk, welches nicht die Mittel zur Beschaffung von Steinsärgen besass, beerdigte seine Leichen ebenfalls, aber einfacher, indem eine grosse Grube gegraben wurde, in deren einer Seitenwand man noch eine Höhle anbrachte. In diese Höhle legte man die Leiche in hockender Stellung, ohne sie jedoch mit Erde zu bedecken, und füllte dann die Grube wieder aus. Die Kosten der mit der Beerdigung verbundenen Opfer bestritten im Volke die Verwandten des Verstorbenen[1]) also sein chinamit, was aufs Neue die Wichtigkeit dieser Einheit beweist.

Im Quiché-Gebiet wurden die Leichen nach Ximenez[2]) in ihren Maisfeldern beerdigt, und ihnen Geschirre, Mahlsteine und andere Hausgeräthe nebst Schmucksachen mit in's Grab gegeben. Ueber den Gräbern errichtete man Erdhügel, deren Grösse von dem Rang und der Bedeutung des Verstorbenen abhing. In andern Gegenden, wie in Rabinal, führte man Steinhaufen auf, und da dies in den Maisfeldern selbst geschah, hatten wie Ximenez sagt, die Nachkommen der alten Indianer genug zu thun, diese Steine wieder aus den Feldern herauszuschaffen.

Ueber die Bestattungsgebräuche der Cakchiqueles und Pokomames theilt uns Fuentes[3]) einiges mit. Wenn hier ein Oberhäuptling schwer erkrankte, benachrichtigte sein Sohn, als Nachfolger im Regierungsamte, die Verwandten und übrigen Vornehmen des Bezirkes davon. Diese beeilten sich, mit grossem Gefolge nach dem Regierungssitz zu reisen, wobei sie ihre erstgebornen Söhne mitnahmen, um dem neuen Häuptling nach gesetzlicher Vorschrift zu huldigen. Unterlassung dieser Huldigung zog bleibenden Verlust aller Amtsstellen nach sich. Als letzte Gabe brachten sie dem sterbenden Häuptling Geschenke an Gold und Silber, kostbaren Tüchern und Federn dar.

Sobald die Aerzte den Kranken von seinem nahen Ende benachrichtigt hatten, übertrug er die Herrschaft auf seinen erstgebornen Sohn, dem er die Fürsorge und gute Behandlung des Volkes und die Werthschätzung der Räthe und übrigen ajau an's Herz legte. Dann liess er Niemanden, selbst nicht von den nächsten Verwandten, mehr zu sich, ausser der Dienerschaft, die ihn pflegte.

Nach eingetretenem Tode wurde die Leiche von den Vornehmen gebadet und mit wohlriechenden Wässern gewaschen, dann prächtig angezogen und mit den Insignien der Regierung versehen. Die Leiche wurde während zwei Tagen aufgebahrt, um den Frauen des Verstorbenen, die allein Zutritt hatten, Zeit zur Todtenklage zu geben.

Bei Anbruch der zweiten Nacht wurde die Leiche beerdigt, indem sie in langem Zuge der Vornehmen, Priester und des Volkes an den Bestattungsort getragen wurde. Voran gingen die Söhne der Vornehmen mit den Todtengaben, welche der Verstorbene im künftigen Leben gebrauchen sollte: Gold, Silber, Edelsteine, Tücher, Matten, prächtige Federn, Lebensmittel aus Mais und Fleisch und eine grosse Quantität von Holzkohlen zum Feueranmachen im Jenseits. Am Begräbnisplatz sprachen die Priester das Abschiedsgebet und empfahlen den Todten der Fürsorge Exbalanque's. Die Leiche wurde nun in einen

---

[1]) Roman, III. lib. III f. 183. [2]) Ximenéz, p. 213. [3]) Fuentes, I p. 364.

grossen, starken Thonkessel gelegt und dieser in eine geräumige Erdgrube versenkt. In dem Thonkessel wurde die Leiche mit Edelsteinen und Federn versehen, der Rest der Gaben um den Kessel herum gelegt und dieser mit einem flachen Stein verschlossen. Alsdann füllte man das Grab mit Erde aus und führte darüber einen künstlichen Hügel auf, der je nach dem Range des Todten mehr oder weniger hoch war. Nachdem dies geschehen, wurde eine Statue des Verstorbenen auf dem Gipfel des Hügels aufgepflanzt und ihr künftighin mit Opfern an Blumen, Copal und Thieren göttliche Verehrung erwiesen, da die Indianer glaubten, dass derjenige, der im Leben über sie geherrscht, nach dem Tode für sie Sorge tragen würde. Wenn das Begräbnis nicht das des obersten Häuptlings, sondern eines ajau oder Aeltesten des Calpul gewesen war so galt das Grab künftighin als Asyl für Verbrecher, da sie hofften der Verstorbene werde auch jetzt noch ihr Anwalt beim obersten Häuptling sein, wie er es im Leben gewesen war.

Nach dem Begräbniss kehrte der Zug in den Palast des neuen Häuptlings zurück, um diesem Beileid und Huldigung zu bezeigen.

Die Huldigung bestand, nach Torquemada[1]), darin, dass die Vornehmen den neuerwählten Häuptling auf eine bunt bemalte Matte setzten. Von dieser Matte (pop), stammt auch der Titel ajpop („Herr der Matte") der den obersten Häuptlingen zukam. Dem demütig Dasitzenden hielt dann einer der Aeltesten und Vornehmsten als erwählter Sprecher eine kurze Ansprache, worin er dem neuerwählten Oberhaupt eine glückliche und für sein Volk gedeihliche Regierung wünschte, die seinen Ruhm durch alle Länder trüge. Alsdann sprach noch jeder einzelne der anwesenden Vornehmen für sich, zum Zeichen, dass er sich mit der Wahl des neuen Oberhauptes einverstanden erkläre und ihm Gehorsam gelobe.

Nach beendigtem Huldigungsakt wurde ein achttägiges Todtenfest mit Gelagen und Opfern gefeiert. Die einzelnen Rangstufen hielten sich auch hier getrennt, indem die Vornehmsten in concentrischen Kreisen beisammen sassen. Diesen folgte der Kreis der Diener von vornehmer Abkunft und endlich zuletzt die Kreisgruppe der Diener. Ob aber die Dienerkreise concentrisch um diejenigen der Vornehmen oder neben diesen lagerten, ist aus dem Bericht nicht ersichtlich, letzteres indessen, nach heutigem Usus zu schliessen, wahrscheinlicher.

Es war ferner Sitte, sich zum Zeichen der Trauer um Verstorbene mit gelber Erde zu bemalen. Wenn aber Ximenez behauptet, dass daher der Name mal-cam „Wittwer" rührte, der „gelb bemalt" bedeute, so ist dies eine jener puerilen Etymologien seiner Zeit, denn „gelb" heisst nicht can, sondern k'an und malcan wird nicht malk'an ausgesprochen.

Auch bei den Pipiles[2]) war es Sitte, die Todten in sitzender Stellung zu beerdigen, jedoch nicht im freien Felde, sondern in ihren Häusern. Wenn der oberste Häuptling oder ein anderer Mann hohen Ranges oder seine Frau oder sein Sohn starb, so wehklagte sein ganzes Volk vier Tage und vier Nächte. Bei Tagesanbruch nach der vierten Nacht trat der Oberpriester öffentlich auf, und forderte das Volk auf, die Trauer einzustellen, da die Seele des Verstorbenen jetzt bei den Göttern sei. Die Todtenklage selbst wurde nach Art der Festtänze abgehalten und bestand vornehmlich in einer Lobpreisung der Thaten und der vornehmen Abstammung des Verstorbenen.

[1]) Torquemada, II. lib. XI p. 342. [2]) Palacio, p. 76.

Gehörte der Verstorbene dem Volke an, so beweinten ihn nur seine Verwandten und seine Kinder. Wenn einer Frau ihr Säugling starb, so hielt sie die Milch vier Tage lang in der Brust zurück und gab keinem andern Säugling zu trinken, weil sie glaubte, dass sonst das todte Kind dem Lebenden irgend einen Schaden oder eine Krankheit zufügen würde. Diese Art des Todtenopfers hiess navitia, was etwa „die vier Tage (von nahui vier) einhalten" bedeutet.

C. DAS KRIEGSWESEN.

Ausserordentlich wenig erfahren wir über die Art der Kriegführung und die Organisation des Heerwesens in Guatemala. Wenn man aber die Ziffern kriegsfähiger Mannschaft liest, welche die Quiché-Könige dem Erobererheere des Pedro Alvarado entgegenstellten, so ergiebt sich von selbst, dass die Wehrpflicht eine allgemeine war, der alle waffenfähigen Männer unterlagen. Neben den eigentlichen Kriegern bildeten auf längern Kriegszügen auch die Lastträger, nach Art der mexikanischen tlamemes, einen wesentlichen Bestandtheil des Heeres [1]). Die Abhängigkeit der Indianer von der Maisbereitung bringt es ferner mit sich, dass sie heutzutage, wenn sie in einer grössern Truppe für längere Zeit reisen, häufig ein oder ein paar Mädchen oder Frauen zum Mahlen des unterwegs nöthigen Maismehles und zur Bereitung der Tortillas mitnehmen. Es dürften danach auch Frauen zum selben Zwecke in geringer Anzahl die Kriegszüge der alten Zeit begleitet haben.

Von einer Sonderstellung der Krieger im Staate ist bei den Maya-Stämmen Guatemala's nichts zu bemerken: Die Anführer wurden der Klasse der ajau entnommen, die Masse des Heeres bildete das Volk, also dieselben Leute, welche in Friedenszeiten das Land bebauten. Jeder, der momentan im Kriege beschäftigt war, hiess aj-labal „Kriegsmann", aber ein besonderer, dauernder Stand war damit nicht bezeichnet.

Die Herstellung der Waffen war Sache besonderer Handwerker. Nach einer Stelle der Requête [2]) war es Sache der Oberhäuptlinge, die Waffen an die einzelnen Kriegsführer zu vertheilen. Ob aber nur deren eigene Kriegsausrüstung oder ob die gesammte Volksbewaffnung von den Häuptlingen, also indirekt vom Staate, geliefert wurde, ist daraus nicht zu ersehen. Ebensowenig wissen wir sicher, ob die Waffen in Friedenszeiten in den grössern Plätzen magaziniert wurden, wie in Mexico, oder ob der Einzelne sie stets in seinem Hause behielt. Da jedoch einzelne der Kriegswaffen, wie Bogen und Pfeil, auch zur Jagd dienten, so ist das letztere möglich.

Von Offensivwaffen finden wir vor allem Bogen und Pfeil (ch'ab) erwähnt, in deren Handhabung die Indianer sehr geschickt waren. Die Pfeilspitzen waren aus Obsidian gefertigt und ihre Bruchstücke bilden heute das häufigste Fundobject in der Nähe der Ruinenplätze aus der Conquista-Zeit. Ueber den Gebrauch, die Pfeilspitzen zu vergiften, ist nichts Sicheres bekannt, obwol er erwähnt wird [3]). So pflegten im Kriege gegen die Mames die Spanier die empfangenen Pfeilwunden mit dem Glüheisen zu brennen, weil sie befürchteten, die Pfeile möchten vergiftet sein. Aus Obsidian wurden ferner Lanzen- oder Wurfspeerspitzen und längere, schwertähnliche Messer gefertigt [4]). Ob dagegen das Besetzen der beiden Kanten

[1]) Roman, III. lib. II f. 160, Juarros, II p. 241. [2]) Requête, p. 419. [3]) Milla, Historia p. LXI.
[4]) Fuentes, I, p. 107.

von Holzschwertern mit Obsidianstücken, wie es die Mexikaner übten, auch in Guatemala gebräuchlich war, ist unsicher, obwohl es angegeben wird[1]). Ausserdem finden wir Holzkeulen, Steinschleudern und Aexte erwähnt, welch' letztere wohl theils Steinäxte, theils Kupferäxte waren. Auch aus freier Hand geschleuderte Steine bildeten in Gegenden, wo sie reichlich zu haben waren, eine gute Angriffswaffe, wie in Mexico.

Von Defensivwaffen finden wir Schilde aus Holz erwähnt, desgleichen dicke, mit Baumwolle gefütterte Lederwämser, um die Pfeile aufzufangen. Speciell waren diese Wämser bei den Pipiles im Gebrauch. Da Alvarado selbst[2]) erzählt, von seinem Eroberungszug nach Salvador, dass diese dreifingerdicken Baumwollrüstungen, die bis auf die Füsse reichten, den mit Pfeilen und langen Lanzen kämpfenden Indianern so hinderlich waren, dass die Gestürzten sich nicht mehr erheben konnten. Bekanntlich wurden diese Baumwollpanzer auch von den Spaniern zum Schutz gegen die Indianischen Pfeile adoptiert, so z. B. im Kampfe gegen die Mames (1525—1526)[3]).

Die oberste Heerführung bei den Quichés hatte einer der drei Oberhäuptlinge, und zweifellos war das Heer in kleinere Abtheilungen gegliedert, deren jede von Unterhäuptlingen verschiedener Rangstufen angeführt wurden. Weiteres wissen wir nicht. Die Führung war eine persönliche. Die Häuptlinge kämpften an der Spitze ihrer Truppen, ein Prinzip, welches sich gleich in den ersten Schlachten mit den Europäern als sehr verhängnissvoll erwies, indem die höchsten Führer im Kampfe fielen und damit die einheitliche Leitung fehlte.

In der Verapaz[4]) bestand das Institut lebenslänglicher Kriegsführer, die aus der Zahl derer gewählt wurden, welche sich in ihrer Jugend durch Kriegsthaten ausgezeichnet hatten. Ihnen waren andere Officiere untergeordnet. Da gesagt wird, dass besondere Bannerträger existierten, so ist es denkbar, dass die Eintheilung nach chinamit geschah, deren Totem jeweilen als Bannerzeichen diente.

Ueber die Art der Kriegführung wissen wir nur aus dem Feldzug gegen die Mames, dass die Pfeilschützen das Vordertreffen bildeten, welches von einem zweiten Truppenkörper gestützt wurde, der mit Lanzen bewaffnet war. Der Kampf wurde indianischerseits mit Geschrei und dem Klange kriegerischer Musik von Flöten oder Rohrpfeifen, Muschelhörnern und Trommeln eröffnet.

Etwas mehr erfahren wir über das Heerwesen der Pipiles[5]). Die Krieger schliefen hier nicht zu Hause bei ihren Frauen, sondern in Gemeindehäusern (Calpules), die hiefür erbaut waren. Bei Tagesanbruch kehrten sie zum Essen zu ihrer Familie zurück und nachher gingen sie der Bestellung ihrer Felder nach. Eine Abtheilung jedoch, die ohne Zweifel abgelöst wurde, war stets zur Bewachung des Dorfes unter den Waffen. Besonders tapfere Leute pflegten sich das männliche Glied mit Löchern zu durchbohren und wer deren am meisten besass, galt als der tapferste. Männer, die sich im Kriege auszeichneten, erfuhren eine besondere Berücksichtigung, indem sie bei allfälligen Verbrechen gelinder bestraft wurden, als andere. Auch hier führte der Oberhäuptling in Person den Oberbefehl, ihm waren die übrigen Kriegsführer unterstellt[6]).

Der Unterhalt derer, die mit dem Kriegsdienst beschäftigt waren, wurde von denjenigen bestritten, welche zu Hause blieben, indem sie vom Ertrag ihrer Ländereien zu diesem

[1]) Milla, Historia p. LXI. [2]) Alvarado, Otra relacion, p. 462. [3]) Milla, Historia p. 160.
[4]) Roman, III. lib. II f. 160. [5]) Palacio, Carta p. 72. [6]) Palacio, Carta p. 70.

Zwecke beisteuerten, wie denn das Volk auch die zum Unterhalt des Oberhäuptlings und des Priestercollegiums bestimmten Ländereien bearbeiten musste [1]).

Dass die Indianer der vorspanischen Zeit sehr tapfere Krieger waren, beweisen die Berichte der Spanier selbst hinlänglich. ALVARADO erzählt, dass es unter den Quichés in der Schlacht von Quezaltenango Krieger gab, die allein zwei Reitern Stand hielten [2]). Die lange Belagerung von Sakuleu, der Festung der Mames, von Mixco, der Hauptstadt der Pokomames, die nur durch Verrath fiel, von Uspantan und die vergeblichen Versuche der Spanier, mit Waffengewalt in die Verapaz einzudringen, thun die Kriegstüchtigkeit der alten Indianer unzweifelhaft dar. Wenn sie unterlagen, so war die mangelhafte Bewaffnung im Vergleich zu den Spaniern, die mit Pferden, Schiesswaffen und metallenen Hiebwaffen versehen waren, und das fehlerhafte Princip der persönlichen, directen Theilnahme der obersten Führer am Kampfe daran schuld. An persönlicher Tapferkeit und Todesverachtung waren sie den Spaniern ebenbürtig, die oft genug nur durch Verrath, Hinterlist und Lüge zum Ziele kamen.

Die gewöhnlichste Kriegsursache zwischen den eingebornen Stämmen Guatemala's vor der Conquista bildete in erster Linie das Bestreben, die Menge der tributpflichtigen Ortschaften zu vermehren. Wie es mit den unterworfenen Landschaften gehalten wurde, ist nicht genau festzustellen. Wahrscheinlich wählte der Sieger deren Verwaltungsorgane aus den vornehmen Familien der unterworfenen Gegend selbst, ohne ihre Regierungsform anzutasten, da in der REQUÊTE [3]) gesagt ist, dass die Tz'utuhil-häuptlinge vier Könige in der Provinz Guatemala ernannt hätten. Jedenfalls kamen in den tributpflichtigen Gegenden zu den Leistungen an deren eigene Häuptlinge und Priester noch diejenigen für die neuen Oberherren hinzu, welche zur Eintreibung der Tribute besondere, wahrscheinlich dem Erobererstamme entnommene Beamte, nach dem Muster der mexikanischen calpixque, entsandten. Im Cakchiquel hiessen diese c'ulpatan, „Sucher des Tributes". Der Tribut selbst hiess patan, womit heutzutage das lederne Stirnband bezeichnet wird, an welchem die Last am Kopfe getragen wird. Da der Tribut selbst eben grösstentheils aus solchen Lasten bestand, welche von den einzelnen Tributpflichtigen zusammengeschleppt werden mussten, erklärt sich die Identität des Ausdrucks für „Tragband" und „Tribut" leicht.

Von der Verapaz [4]) wird erzählt, dass die Tribute auf einen Haufen zusammengebracht wurden, von welchem dann der Oberhäuptling und die übrigen Beamten je nach ihrem Range ihren Antheil empfingen. Diese Art der Vertheilung lässt auf relativ recht bescheidene Verhältnisse schliessen.

Als weitere Kriegsursache finden wir den Wunsch, Kriegsgefangene für die Opfer zu erbeuten, angegeben [5]). Aus der vorspanischen Zeit wird berichtet, dass die Entführung einer Häuptlingstochter aus der Hauptstadt der Quichés durch den Häuptling der Tz'utuhiles die Veranlassung zu einem langen und blutigen Kriege zwischen den beiden Stämmen wurde [6]).

Wir finden in den Berichten Spuren, dass beim Beginn des Feldzuges Thier- und Menschenopfer dargebracht wurden. ALVARADO fand bei seinem Zuge nach dem Hochland der Quichés am Wege die Leichen einer geopferten Frau und einer Hündin [7]), was ihm die

---

[1]) PALACIO, Carta p. 82. [2]) ALVARADO, Relacion p. 458. [3]) REQUÊTE, p. 419.
[4]) ROMAN, III. lib. II. f. 160. [5]) ROMAN, III. l. II. f. 160. [6]) JUARROS, II. p. 16.
[7]) ALVARADO, Relacion p. 457.

Dolmetscher als Zeichen beginnender Feindseligkeiten erklärten. Ebenso begegnete er im Lande der Pipiles Leuten, welche im Begriffe waren, eine Hündin zu opfern, als Zeichen der Eröffnung des Krieges. Ob eine förmliche Kriegserklärung stattfand, ist unbekannt, wenn nicht etwa die Pfeile, welche ALVARADO bei seinem Zuge durch das Land der Pipiles da und dort stecken fand, als eine solche zu deuten sind [1]).

Eine grosse Rolle in der indianischen Kriegführung bildeten Barrikaden und Befestigungswerke, welche an Orten angebracht wurden, die schon von Natur geschützt waren, zumeist auf den halbinselartigen flachen Vorsprüngen der Hochländer, welche fast auf allen Seiten von tiefen Erosionsschluchten umgeben und nur mit schmalen Zugängen, die gesperrt werden konnten, versehen waren. Sie werden als „mesetas" bezeichnet. Mit Mauerwerk und Brustwehren wurden sie noch künstlich befestigt und entsprechen dergestalt völlig ihrem indianischen Namen tinamit, der wörtlich eine Steinmauer bezeichnet (vom mexik. tenamitl).

Solche befestigte tinamit waren beispielsweise die Städte Utatlan, die Hauptstadt der Quichés, Iximché, diejenige der Cakchiqueles, Mixco, die Stadt der Pokomames, Sakuleu, der feste Platz der Mames und andere. Atitlan, die Stadt der Tz'utuhiles wurde durch eine Inselfeste geschützt, zu der man nur zu Schiff gelangen konnte.

Heutzutage befindet sich noch ein Mound zwischen dem See und dem Dorfe Atitlan, welcher den Namen „Goldberg" (Cerro de oro) führt, da die Tz'utuhil-Indianer jener Gegend glauben, dass in ihm die Schätze ihrer Vorfahren begraben seien.

Die grössern dieser festen Plätze bildeten, wie Utatlan, Iximche und Uspantan, gleichzeitig die Hauptstädte ihrer Reiche, wo die Oberhäuptlinge mit ihrem Hofstaat, sowie die oberste Priesterschaft ihren Sitz hatte, und wo also auch die vornehmsten Gebäude, Paläste und Tempel sich beisammen fanden. In andern Fällen war die eigentliche Hauptstadt weniger ausgiebig befestigt, wie z. B. Huehuetenango, die Haupstadt der Mames, und Atitlan. Diese besassen daher besondere befestigte Zufluchtsorte, welche mit Lebensmitteln und Waffen versehen wurden, um eine Belagerung aushalten zu können, wie die Festung Sakuleu im Kriege gegen die Mames [2]).

Viele Ortschaften, wie Chalchitan [3]) lagen aber im offenen Felde und besassen nur in ihrem Centrum von Tempeltumuli und Steinhäusern einen solidern Kern, der aber eine rasche Eroberung nicht zu hindern vermochte.

An geeigneten Stellen der Strassen, die man sich, namentlich im Urwald und im Gebirge, als schmale Fusspfade zu denken hat, da Guatemala keine Lastthiere besass, wurden nöthigenfalls Barrikaden aus Bäumen und Erdwerk errichtet.

Zu grössern kriegerischen Unternehmungen wurden zwischen den einzelnen Stämmen Conföderationen geschlossen. So verbündeten sich, wie die Ueberlieferung berichtet, die Tz'utuhiles mit den sprachfremden Pipiles zum Kampfe gegen die Quichés [4]), die ihrerseits mit den Cakchiqueles verbündet waren. Bei einer andern Gelegenheit schlossen die Cakchiqueles mit den Pipiles ein ewiges Bündniss.

[1]) ALVARADO, Otra relacion, p. 461. [2]) MILLA, Historia, p. 159.
[3]) STOLL, Guatemala, p. 400. [4]) JUARROS, II. p. 17.

D. TECHNOLOGIE.

I. BAUKUNST UND BILDHAUEREI.

Ueber das ganze Gebiet der Republik zerstreut finden wir zahlreiche Reste der frühern Besiedelung. Die häufigsten derselben sind künstlich aufgeworfene Erdhügel. Ich habe solche in den „Altos" der Cakchiqueles, Quichés, Mames und Pokomanes ebensowohl angetroffen, als auf den Terrassen des westlichen Cordillerenabhanges (Hacienda Chocolá bei Mazatenango) und im nordwestlichen Tieflande (Juan Noj bei Retalhuleu, Santa Rita bei Ayutla in Soconusco). Brasseur[1]) erwähnt sie aus der Umgegend vom Escuintla, und vom linken Ufer des Motagua. Zahlreich sind sie in der Verapaz.

In ihrem jetzigen Zustand gehören diese Tumuli zu den indifferentesten der baulichen Reste des Landes: es sind Erdhügel von verschiedener Höhe und vorwiegend runder, seltener ovaler oder viereckiger Basis, meist ohne Steinbekleidung. Nur in einsamern Gegenden finden sich noch Mounds mit einer Verkleidung von rohen, flachen Steinen, welche als äussere Verschalung den massiven Erdkern verhüllen. Die Hügel stehen oft gruppenweise beisammen, theils in der unmittelbaren Nähe der heutigen menschlichen Ansiedelungen, theils aber ganz einsam stundenweit von den Dörfern entfernt. Im Tieflande sind sie selbst von hohem Walde bedekt und nur bei Anlage der Pflanzungen werden sie zufällig blossgelegt. Die ausgedehnteste Gruppe solcher Mounds findet sich im Llano der heutigen Hauptstadt gegen das Dorf Mixco hin. Wenn dem Fuentes zu glauben ist, so bilden sie die Grabhügel der alten Pokomames[2]). Einige derselben sind von Herrn Geo. Williamson, früherm Minister der Vereinigten Staaten, untersucht und beschrieben worden[3]).

Vierkantige Erdbauten mit Spuren von Terrassen fand ich bei den Ruinen von Chalchitan im Hochland der Mames.

Die grössern Baureste, bei welchen Mounds ebenfalls eine Rolle spielen, können wir trennen in solche der praehistorischen und solche der historischen Zeit.

Seltsamerweise sind beim heutigen Stande der Dinge die praehistorischen Ruinenplätze viel besser bekannt, als die historischen, obwohl sie weit weniger leicht zugänglich sind. Das Geheimniss, welches diese im tiefen Walde begrabenen Monolithe und Tempelmounds, die Zeugen einer hohen architektonischen Kultur unbekannten Ursprungs, umgibt, war wohl dazu die erste Veranlassung. Wenn wir von den, im heutigen Maya-Gebiete im Norden von Guatemala gelegenen, Ruinenplätzen von Tikal, Lorillard City, Dolores absehen, so sind es hauptsächlich zwei Stellen, welche sich als ergiebige Fundorte für diese alte Kultur erwiesen haben, nämlich Quiriguá auf der atlantischen und Santa Lucía Cotzumalguapa auf der pacifischen Seite des Landes. Hart an der guatemaltekischen Grenze, aber bereits auf dem politisch von Honduras beanspruchten Gebiet, liegt Copan.

Ueber Copan und Quiriguá besitzen wir gegenwärtig, hauptsächlich Dank den rastlosen Bemühungen Alfred P. Maudslay's, eingehendere Aufschlüsse, welche die früher, wenigstens über Copan von Stephens gegebenen in höchst bedeutungsvoller Weise ergänzen und

---

[1]) Brasseur, Lettres p. 309. [2]) Fuentes, I. p. 366.

[3]) Williamson, Annual Report, 1877 p. 418 sqq.

berichtigen[1]), vornehmlich durch den Nachweis von einstöckigen, mit Steindach versehenen und einkammerigen Häusern. Diese sind allerdings jetzt eingestürzt und mit Schutt gefüllt, wesshalb sie den frühern Besuchern als Mounds imponierten, welche die grössern Pyramidenanlagen begleiten. Dadurch wird die ganze Anlage demjenigen, was wir über die historischen Indianerstädte des Landes wissen, etwas näher gerückt, auch wenn die Kluft, welche Quiriguá und Copan von den letztern trennt, immer noch gross genug bleibt.

Eine Discussion über den muthmasslichen Ursprung und das Alter von Copan Quiriguá und Santa Lucía wird sich erst dann mit einiger Aussicht auf Erfolg führen lassen, wenn die historischen Plätze einmal ebenso so gründlich durchsucht und ebenso gut bekannt sein werden wie die praehistorischen. So lange dies nicht der Fall ist, darf man sich durch das Fehlen historischer Berichte über die Zerstörung von Copan und Quiriguá einerseits, und durch das Fehlen ähnlicher monolithischer Denkmäler in den historischen Ruinen andererseits, nicht ohne Weiteres verleiten lassen, für die erstere eine der historischen Zeit gänzlich fremde und unendlich weit hinter dieser zurückliegende Culturepoche anzunehmen. Auch Palacio[2]), der einzige Schriftsteller aus älterer Zeit, der aus Autopsie über die Ruinen von Copan berichtet, knüpft an die Verhältnisse der historischen Zeit an und sucht die aus dieser bekannten Opfersteine, vor den Monolithen und die Tanzplätze der Tempel in Copan wieder zufinden, obwohl schon zu seiner Zeit nur noch eine Sage vorhanden war, wonach ein Mayahäuptling in alter Zeit, von Yucatan aus, dieses Gebiet unterjocht hatte, um dann nach wenigen Jahren es wieder zu verlassen.

Wenn man die Beschreibung des Palacio liest, so fällt es einem sofort auf, wie leicht er sich über die gegenseitige Lage der Monumente orientiert und sogar das Detail der Skulpturen sieht. Offenbar waren damals die Ruinen noch nicht derart im Walde vergraben, wie spätere Besucher dieselben gefunden haben, wo ohne Lichtung des Waldes und eine förmliche Terrainaufnahme es nicht möglich war, eine Uebersicht über die topographischen Verhältnisse zu gewinnen. Da nun kein Grund zu der Annahme vorliegt, dass Palacio mit dem zeitraubenden Wegschlagen des Waldes, dem Reinigen der Monumente von Schmarotzerpflanzen und topographischen Aufnahmen sich werde beschäftigt haben, sondern da er bloss nach einem kurzen und flüchtigen Besuch uns seine Eindrücke schildert, so spricht die Praecision seiner Beschreibung entschieden dafür, dass die Zerstörung von Copan nicht schon Jahrhunderte hinter Palacio zurückreiche, sondern seiner Zeit noch so nahe gelegen haben muss, dass ein dichter Urwald sich noch nicht hatte erheben können.

Was Quiriguá betrifft, so hat man die Ansicht geäussert, dass Cortes auf seinem Zug nach Honduras von dieser Stadt hätte hören müssen, wenn sie zu seiner Zeit noch existiert hätte, da er jedenfalls nicht sehr weit von Quiriguá durchkam. Nun habe ich bereits bei einer frühern Gelegenheit[3]) auf den Umstand hingewiesen, dass schon Jahre vor Cortes' Zug Sclavenjagden der Spanier von den Antillen aus an die Atlantische Küste Guatemala's insceniert wurden, welche eine starke Entvölkerung derselben zur Folge hatten[4]). Zum Ueberflusse sagt auch Cortes[5]) selbst, dass die Indianer sich beklagt hätten, weil an dieser ganzen Küste bis zur Bai von Asuncion hinab die Spanier ihnen viel Schaden gethan und den Handel ruiniert hätten, indem sie viele Ortschaften verbrannt, und deren Bewohner getödtet oder zur Flucht in die Wälder gezwungen hätten. Dadurch stehen viele Ortschaften verlassen.

[1]) Siehe Literatur unter Maudslay, Meye und Schmidt, und Stephens. [2]) Palacio, Carta, p. 88 sqq. [3]) Stoll, Guatemala, p. 447 sqq. [4]) García Pelaez, Memorias, I, cap. 2. [5]) Cortes, Carta quinta p. 118.

Die in den westlichen Hochländern in gesundem Klima, inmitten dichtbevölkerter Landschaften gelegenen Plätze wurden von den Spaniern selbst besiedelt, indem diese die Indianer zwangen, sich in geringer Entfernung, aber in offener Lage, von den alten Festungsstädten niederzulassen. Das Material zu den neuen Städten, wie dem heutigen Santa Cruz Quiché und Tecpam Guatemala wurden den alten Indianerstädten entnommen und so erklärt es sich leicht, wesshalb hier über der Erdoberfläche nicht mehr viel übrig blieb, als Steinhaufen und Erdtumuli. Nur durch systematische Ausgrabungen ist daher an diesen Plätzen Licht über ihre architektonische Kultur, sowie über ihr Verhältniss zu den praehistorischen Ruinenstädten zu erwarten und dringend wäre daher zu wünschen, dass solche Ausgrabungen in Bälde in Angriff genommen würden.

Der auffallendste Zug, der die drei südlichen praehistorischen Ruinenplätze von Guatemala, Santa Lucía, Copan und Quiriguá, trennt, ist die Differenz im Stil der sculpturierten Monolithe. Diejenigen von Copan und Quiriguá unterscheiden sich von einander schon ganz wesentlich durch die verschiedene Tiefe der Reliefarbeit, beide aber lehnen sich im Grossen und Ganzen in unverkennbarer Weise an die, aus dem Norden von Guatemala bekannten Maya-Bildwerke an.

Dagegen tragen die Skulpturen von Santa Lucía Cotzumalguapa einen wesentlich verschiedenen Typus, der sie weit eher mit dem aztekischen Mexico in Beziehung setzt, obwohl sie auch diesem gegenüber eine grosse Originalität behaupten. Sie sind bekanntlich zum ersten Mal durch Dr. Habel [1]) bekannt geworden. Einige der werthvollsten Stücke sind, dank dem rastlosen Eifer Prof. Bastian's [1]), der glücklicherweise durch persönlichen Besuch der Ruinenstätte sich für dieselben interessierte, nach Europa gebracht und im Berliner Museum für Völkerkunde aufgestellt worden. Prof. Bastian hat sie auch in einer besondern Arbeit beschrieben. Andere Stücke aber liegen noch draussen in den Pflanzungen und im Walde und es wäre wünschenswerth, dass auch für deren Erhaltung etwas geschähe.

Der verstorbene Dr. Berendt, der in Prof. Bastian's Auftrag die Ausgrabungen leitete, hat neben den jetzt publizierten Steintafeln noch einige andere Monolithe gefunden, von denen ich Skizzen von Berendt gezeichnet im Besitze von Herrn Edwin Rockstroh, gesehen habe und theilweise durch Pausen copierte. Sie sind auf Taf. II abgebildet.

Die Steinplatte in Fig. 1*a* trägt in der Berendt'schen Zeichnung die Aufschrift: „Medallon en el cerrito cerca de las casas del cafetal de Virgilio Paiz. $^{18}/_{3}$ 77". Sie stellt zwei menschliche Köpfe dar, die den Verzierungen nach zu schliessen, Vornehmen angehörten. Sie sind im Profil aufgenommen und blicken gegeneinander. Unter jedem ist ein Todtenkopf, links im Profil, rechts in Vorderansicht, angebracht. Dies lässt vermuthen, dass diese Steinplatte möglicherweise als Grabdeckel gedient habe, um so mehr, als sie in einem „cerrito", also wol in einem Mound gefunden wurde.

Fig. 1*b* trägt in der Berendt'schen Zeichnung die Aufschrift: „Tablon de la muerte, cafetal de Dn. Virg. Paiz (antes de Dn. M. Olid) en el plan del Guayabo". Die Dicke der Steinplatte ist zu 10″ notiert, und die Höhe des Gesichts zu 12′ (ob richtig?) angegeben. Die Platte stack schräg in der Erde, wie Fig. 1*c* andeutet, und war mit dem Gesicht nach Südosten gerichtet. Die Ausführung erinnert durchaus an die schon aus Habel's Arbeit bekannten Monolithe, z. B. Pl. VIII, Fig. 18 und 23.

Fig. 2*a* trägt die Aufschrift von Berendt's Hand: „Opferstein in Xatá, gefunden

[1]) Siehe Literatur unter Habel und Bastian.

beim Ziehen eines Grabens. Unvollkommen gerundet, 20″ tief (von vorn nach hinten), 21″ breit, ganze Höhe 24″”. Fig. 2*b* gibt die Ansicht desselben Steins von oben, Fig. 2*c* von der Seite.

Berendt bemerkte dazu: „Ich will diese Steine mit Bezug auf ihre wahrscheinliche Benutzung Opfersteine nennen”. Zu diesen „Opfersteinen” rechnet Berendt nämlich auch zwei kreisrunde, central durchbohrte Steine, welche der Zeichnung nach zu schliessen, in ihrer Form am besten mit einem riesigen Spinnwirtel zu vergleichen sind. Sie wurden ebenfalls in Xatá gefunden. Da jedoch die Zeichnung bloss skizzenhaft und ohne genaue Massangabe ist, reproduciere ich sie nicht.

Ausser diesen befanden sich im Nachlass von Berendt noch die Skizzen von zwei grossen Steinplatten, die jede mehrere Vollfiguren enthielt, und die zum Vollkommensten gehören, was Santa Lucia bis jetzt geliefert hat. Da ich dieselben aber nur ganz flüchtig zu Gesicht bekam, konnte ich sie nicht copieren [1]).

Ueber das Material, aus dem diese Berendt'schen Steine gearbeitet sind ist nichts bemerkt. Ohne Zweifel besteht es aber ebenfalls, wie die übrigen Sachen von Santa Lucía aus Trachytporphyr, also aus einem weit dauerhaftern Material, als die Monolithe von Quiriguá.

Weitere Skulpturen von der Hacienda Pantaleon in der Nähe von Santa Lucía sind von Vreeland und Bransford [2]) in Smithsonian Report von 1884 beschrieben worden. Aber auch damit ist die Liste der aus dieser Gegend gekannten Bildwerke noch nicht erschöpft, wie ich von Pflanzern weiss, auf deren Besitzungen in der Nähe von Santa Lucía noch eine Reihe von Fundstücken liegen.

Dass aber auch andere Punkte der westlichen Küstenniederung noch archaeologische Ausbeute in Aussicht stellen würden, ist ganz sicher. So sah ich lebensgrosse Menschenköpfe aus dunklem Trachytporphyr, leider kaum noch kenntlich, in der Nähe von Mazatenango, und eine kleine Ortschaft unweit dieses Städtchens trägt heute noch den Namen „San José el ídolo”. Als „ídolos” aber kennen die Einheimischen die alt-indianischen Monolithe.

Ferner werden nach Angabe einheimischer Pflanzer an verschiedenen Punkten der „Costa” von Escuintla Reste alter Niederlassungen gefunden, von denen diejenigen von Guaimango, wo die Trümmer einer „Mauer” (muralla) noch sichtbar sind, die bedeutendsten sein sollen.

Zu den bescheidenern Erzeugnissen der praehistorischen Steinbearbeitung gehören die in Taf. II Fig. 4, 20, 21, 22, 23, 27, 28, 29 und 30 abgebildeten Gegenstände, ebenso die Figur in N°. 6.

Fig. 4 zeigt die in dunklem, unpoliertem Trachytporphyr gearbeitete Barockstatue eines Vogels, die ich in Guatemala im Besitz eines Europäers sah und in natürlicher Grösse zeichnete. Länge 29 Cm., Durchmesser des Kopfes vom Hinterkopf bis zur Schnabelspitze 15 Cm. Kopf unverhältnissmässig gross, hoch, stark gewölbt, seitlich zusammengedrückt.

[1]) Soeben geht mir eine Arbeit meines Freundes, Dr. Gustav Eisen in Californien, zu, betitelt: „On some ancient sculptures from the Pacific slope of Guatemala” in: Memoirs of the California Academy of Sciences. Vol. II N°. 2. San Francisco, Cal. July 1888.

In dieser für die Erweiterung unserer Kenntnisse über Santa Lucía und dessen Umgebung höchst werthvollen Arbeit sind nicht nur einige der bereits von Vreeland und Bransford abgebildeten Fundobjecte nach Originalzeichnungen wiedergegeben, sondern auch eine Reihe von Stücken, welche noch nie veröffentlicht wurden, beschrieben und dargestellt, unter anderm auch die im Texte erwähnten Skizzen aus Berendt's Nachlass.

[2]) Siehe Literatur unter Vreeland.

Ueber den seitlich gestellten, grossen, 2,5 Cm. im Durchmesser haltenden und durch eine Kreisfurche markierten Augen finden sich zwei tiefe, quer über die Vorderfläche des Kopfes laufende Furchen, die einen Querwulst zwischen sich fassen. Stirn unterhalb der Augen senkrecht abfallend, glatt, Maul oder Schnabel schief nach unten laufend; eine abgegrenzte, flache Platte liegt als Andeutung eines Kammes der Schnabelfirste auf. Schnabel dick, kegelförmig, Unterkiefer dicker, als der Oberkiefer. Hals abgesetzt, dick, seitlich abgeflacht, fast winklig gegen Kopf und Flügel abgesetzt, Rückenfläche des Halses flach. Rumpfseiten von den kurzen, vorn abgerundeten, nach unten abgestutzten Flügeln, die erhaben gemeisselt sind und drei vertiefte, dem Vorderrand fast parallele Furchen zeigen, eingenommen. Zwischen den Flügeln nach vorn springt der kurze Bauch stark kugelig gewölbt vor. Rücken flach. Piedestal massiv, Füsse kurz, schräg nach vorn laufend, dick, an der abgestutzten Vorderseite der Füsse zwei Längseindrücke, wodurch drei Zehen markiert werden. Eine tiefe Längsfurche auf der Vorderseite trennt die Beine beider Seiten. Schwanz kurz, kürzer als das Piedestal, auf der Rückseite werden durch drei Längsfurchen fünf Schwanzfedern markiert. Genauer Fundort unbekannt, jedenfalls das Cakchiquel-Gebiet in der Umgebung von Antigua Guatemala.

Andere Vogelstatuetten, namentlich von Eulen, deren Bedeutung wir aus dem Popol Vuh kennen, habe ich in Guatemala in Sammlungen gesehen.

Fig. 20—23 stellen menschliche Figuren, roh aus hellgrauem Glimmerschiefer, also einem weichen Material, geschnitzt, dar. Sie stammen sämmtlich aus den Ruinen von Santa Cruz Quiché, also dem alten Utatlan.

Fig. 20 stellt einen Mann dar. Länge 9,15 Cm., grösste Breite in der Wangengegend 3,1 Cm., grösste Dicke 1,4 Cm. Die Figur bildet einen zungenförmigen, länglichen Keil, dessen Spitze den Füssen entspricht, während der Kopf die Basis bildet. Nur die Vorderseite ist bearbeitet. Kopf durch eine Querfurche abgesetzt. Jederseits markieren zwei nach aussen divergierende Rinnen das Auge. Die Nase bildet ein Dreieck zwischen zwei schräg an die Halsrinne laufenden Furchen. Eine Querfurche setzt die Nase ab oder markiert den Mund. Kopf durch zwei von den Seiten kommende, in der Mitte vorn zusammenstossende Schrägfurchen vom Brusttheil abgesetzt, der durch eine zweite Furche von den Beinen getrennt wird. Arme durch schräg von unten aussen, nach oben innen, laufende Furchen angedeutet. Beine durch eine mittlere Längsfurche, die nach oben hin jederseits in eine schräge der Lendenbeuge entsprechende Seitenfurche divergiert, getrennt.

Fig. 21. Figur einer Frau. Länge 9 Cm., Breite am Bruststück 2,2 Cm., Dicke 1,5 Cm. Eine Augenfurche rechts, zwei links, sowie die Mundfurche und jederseits zwei convergierende Wangenfurchen erhalten. Hals durch zwei tiefe, von aussen etwas breiter beginnende, nach innen schmäler werdende Furchen abgesetzt. Auf dem viereckigen Mittelkörper Andeutungen der en-relief gearbeiteten, schief nach oben gegen die Mitte gerichteten Arme sichtbar. Unterkörper durch eine Querfurche abgesetzt, Vorderseite glatt, unten läuft der Körper in zwei Fussstummel aus. Rückenfläche glatt, unbearbeitet.

Fig. 22. Bruchstück: die Kopf- und Brusthälfte einer menschlichen Figur umfassend. Länge des Kopfs 5,3 Cm., Breite des Kopfs 5,7. Breite des Bruststücks 3,2 Cm. Dicke 2,5 Cm. Wahrscheinliche Länge des unversehrten Stückes 15 Cm. Augen durch zwei Querfurchen jederseits markiert. Nase durch zwei schräg nach unten und aussen divergierende Furchen abgegrenzt. Untere Nasengrenze durch eine quere Bogenfurche angegeben, der Mund durch eine nach oben convexe und eine gerade Querfurche. Ohrgegend durch eine senkrechte,

seitliche Längsfurche abgehoben. Zwei bogenförmige Halsrinnen bilden ein Halsband. Arme en-relief gehalten, im Ellbogen winklig gebogen; Finger auf der Mitte der Brust durch zwei seichte Furchen in der Längsrichtung der Arme angegeben. Die Stirn trägt drei vertikale Längsfurchen, die Rückenfläche zeigt rechts Spuren von ähnlichen Längsfurchen, wie sie die Thonfigur Taf. II Fig. 13 aufweist. Die Ohren auch auf der Rückenfläche abgegrenzt, ebenso die Arme durch convergierende, ein erhabenes Dreieck umfassende Rinnen. Lendenrinne auch am Rücken markiert.

Fig. 23. Rohgeschnittenes Figürchen von 5,5 Cm. Länge und 1,65 Cm. Breite. Augen, Hals, Arme, Beine und Lenden durch Furchen markiert.

Fig. 27 und 28 stellen zwei Nuclei aus Obsidian dar, wie man sie als letzten Rest der einst zum Absprengen von Lamellen verwendeten Obsidianstücke gelegentlich findet. Der Kern von Fig. 27 besitzt eine Länge von 7,6 Cm. und eine Dicke von 2,2 Cm. Basis unregelmässig und undeutlich heptagonal, am Rand körnig usuriert von den Manipulationen der Lamellengewinnung. Spitze abgerundet. Fig. 28 stellt einen lancettförmig comprimierten Kern von 7,4 Cm. Länge und 2,6 Cm. grösster Breite vor.

Beide Stücke stammen aus der Gegend von Retalhuleu. So grosse und schöne Obsidiankerne, wie aus Mexiko, habe ich in Guatemala nie gesehen.

Fig. 29 ist eine dreieckige Pfeilspitze aus Obsidian von 7,4 Cm. Länge und 2,5 Cm. grösster Breite. Basis des unversehrten Stücks etwa 2,7 Cm. lang. Die Fläche mit kleinmuscheligen Bruchflächen, gewölbt, gegen die Kanten abfallend, Kanten unregelmässig gekörnt. Fundort: Hacienda Helvetia im Xolhuitz bei Retalhuleu.

Fig. 30 gibt die Flächen- und Seitenansicht einer Obsidianlamelle mit deutlich bearbeiteten Rändern, circa 7 Cm. lang. Spitze abgebrochen. Sie stammt ebenfalls von der Hacienda Helvetia.

Fig. 25 und 26 stellen zum Vergleich mit den praehistorischen Pfeilspitzen solche der Jetztzeit dar, wie sie die Indianer von San Juan Sacatepequez bei der Jagd mit dem Bogen gebrauchen. Sie sind aus Eisen gefertigt und mit einer Fussspitze zum Einsetzen in den Rohrschaft versehen. Länge des Stückes N°. 25 12 Cm., ohne Fussspitze 6,5 Cm. Ganze Länge von N°. 26 17 Cm., ohne die Fussspitze 13 Cm.

Die Länge der gegenwärtig gebrauchten Pfeilschäfte, die aus Rohr gefertigt sind und keine Fieder besitzen, beträgt circa 80 Cm. Sie tragen an der Basis eine Kerbe, um das Einsetzen der Bogenschnur zu erleichtern, und zwar dicht unterhalb eines Internodiums, um das Splittern des Rohres zu hindern. Die ziemlich flach gekrümmten Bogen sind entweder roh aus geeignetem Holz geschnitzt, oder sie werden zur Verschönerung mit Schlangenhaut überzogen. Ein in meinem Besitz befindlicher Bogen misst eine Höhe von 140 Cm. Bogen werden nur noch von Leuten gebraucht, die keine Flinte zu kaufen vermögen.

In Taf. II Fig. 6 ist der aus dem weichen „Texcal", einer Art vulkanischen Tuffs, geschnitzte Kopf einer weiblichen Figur dargestellt, welche durch den Kopfputz sich als dem vornehmen Stande zugehörig dokumentiert. Der Künstler hat nicht vergessen, auch die unter dem Turban sichtbaren Kopf haare, in der Mitte gescheitelt, darzustellen. Dass diese alte Art des weiblichen Kopfschmucks, das Durchflechten mit Bändern und Schnüren mit auf die Schulter fallenden Quasten, sich bis auf heute kaum verändert erhalten hat, zeigt das in Fig. 15 nach einer Photographie dargestellte Bild einer indianischen Frau in ihrem Feststaate.

Wie oben bemerkt, wissen wir über die Ruinenplätze der historischen Zeit zu wenig,

um die Parallele zwischen des von ihnen repraesentierten Kultur und den alten Plätzen ziehen zu können. Die Gegend des alten Utatlan, der Hauptstadt von Quiché, und von Iximche, der Hauptstadt der Cakchiqueles, wurden von den Spaniern besiedelt, indem diese die indianischen Bewohner zwangen, sich in einiger Entfernung von den alten Städten in der Ebene niederzulassen. Als Baumaterial für die neuen Niederlassungen wurden aber die behauenen Steine der alten Tempel und Paläste benutzt, so dass von diesen an Ort und Stelle nichts mehr vorhanden ist, als Trümmerhaufen und Erdtumuli. Wenn man jedoch die Schilderungen der alten Schriftsteller über diese Städte liest, so gewinnt man den Eindruck, dass sie an Ausdehnung und Pracht den praehistorischen Plätzen Guatemala's nachstanden und dass es jedenfalls dringend gerathen ist, zu warten, bis sie durch Nachgrabungen besser bekannt sind, als jetzt schon eine völlig verschiedene Kulturepoche für sie in Anspruch zu nehmen [1]).

Aus den alten Berichten geht hervor, dass, wie anderwärts in Mittelamerika, der Kern dieser Städte aus den Tempeln, aus den Wohnungen der Oberhäuptlinge und Priester und aus verschiedenen andern Bauten zu öffentlichen Zwecken gebildet wurde. Diese waren aus behauenen Steinen aufgeführt. Durch die Requête [2]) wissen wir, dass die Unterthanen verpflichtet waren alle diese Steinbauten aufzuführen, und dass die Oberhäuptlinge zu diesem Zwecke, soweit er künstlerisches und technisches Geschick erforderte, eine Menge von Arbeitern, Zimmerleute, Maurer und Maler in Dienst hatten. Die gewöhnlichen Arbeiten waren aber allem Volke bekannt [3]). Ueber die Art und Weise, wie solche Bauten hergestellt wurden, unterrichtet uns Zurita [4]). Die Tempel, die Häuser der Häuptlinge und die öffentlichen Gebäude wurden von einer grossen Anzahl von Indianern gemeinsam aufgeführt. Bei Tagesanbruch verliessen sie ihre Wohnungen nach leichtem Morgenimbiss, arbeiteten dann, wie sie wollten, unter grosser Heiterkeit, ohne dass Jemand sie drängte oder misshandelte. Wenn es regnete, unterbrachen sie die Arbeit und kehrten nach Hause zu ihren Familien zurück, wo ihre Frauen sie mit einem wärmenden Feuer und dem gewohnten Mittagsmahle empfingen. So wurden auch zur christlichen Zeit noch Kirchen und Klöster leicht und zu allgemeiner Zufriedenheit der unbezahlten Arbeitsleute errichtet. Dass die Indianer von Guatemala eine natürliche Liebhaberei am Bauen und ein grosses Geschick dafür haben, merkten auch die Geistlichen bald. Gage [5]) z. B. spricht sich über die Leistungen seiner indianischen Bauleute sehr befriedigt aus, und wenn man die Kirchenruinen von Antigua betrachtet, kann man sich seinem Lobe nur anschliessen.

Die einzige der altindianischen Städte Guatemala's, über welche eine eingehende Beschreibung vorliegt, ist Tecpam Guatemala oder Iximche, die Hauptstadt der Cakchiqueles. Diese Beschreibung wurde von Fuentes y Guzman, aus den zu seiner Zeit noch vorhandenen Ruinen reconstruiert [6]) und im Manuscript seines Werkes mit einem Plane begleitet, den die Madrider Ausgabe des Fuentes nicht enthält und den ich daher hier zur Illustration der Beschreibung des Fuentes reproduciere [7]).

[1]) Für Iximche vgl.: Fuentes, II. p. 133 sqq.; für Utatlan: Juarros, I. p. 72, Zurita, p. 407; für Mixco: Fuentes, p. 104. [2]) Requête, p. 417. [3]) Zurita, p. 183. [4]) Zurita, p. 266.
[5]) Gage, p. 314. [6]) Fuentes, II. p. 133 sqq.
[7]) Durch die freundliche Zuvorkommenheit meines verehrten Freundes, D. Justo Zaragoza in Madrid, dessen rastlosem Eifer wir auch die Veröffentlichung des Manuscriptes des Fuentes verdanken, wurde es mir möglich, nicht nur eine Pauskopie der im Besitz des Herrn Zaragoza befindlichen Kopie des Stadtplanes des Fuentes anzufertigen, sondern sie auch mit dem, in der königlichen Bibliothek zu Madrid befindlichen Original selbst zu vergleichen. Ich benutze gerne diesen Anlass, um Herrn Zaragoza für die wirksame Hülfe, die er mir bei meinem Aufenthalt in Madrid für die Benutzung der dortigen reichen Sammlungen geleistet hat, meinen verbindlichen Dank abzustatten.

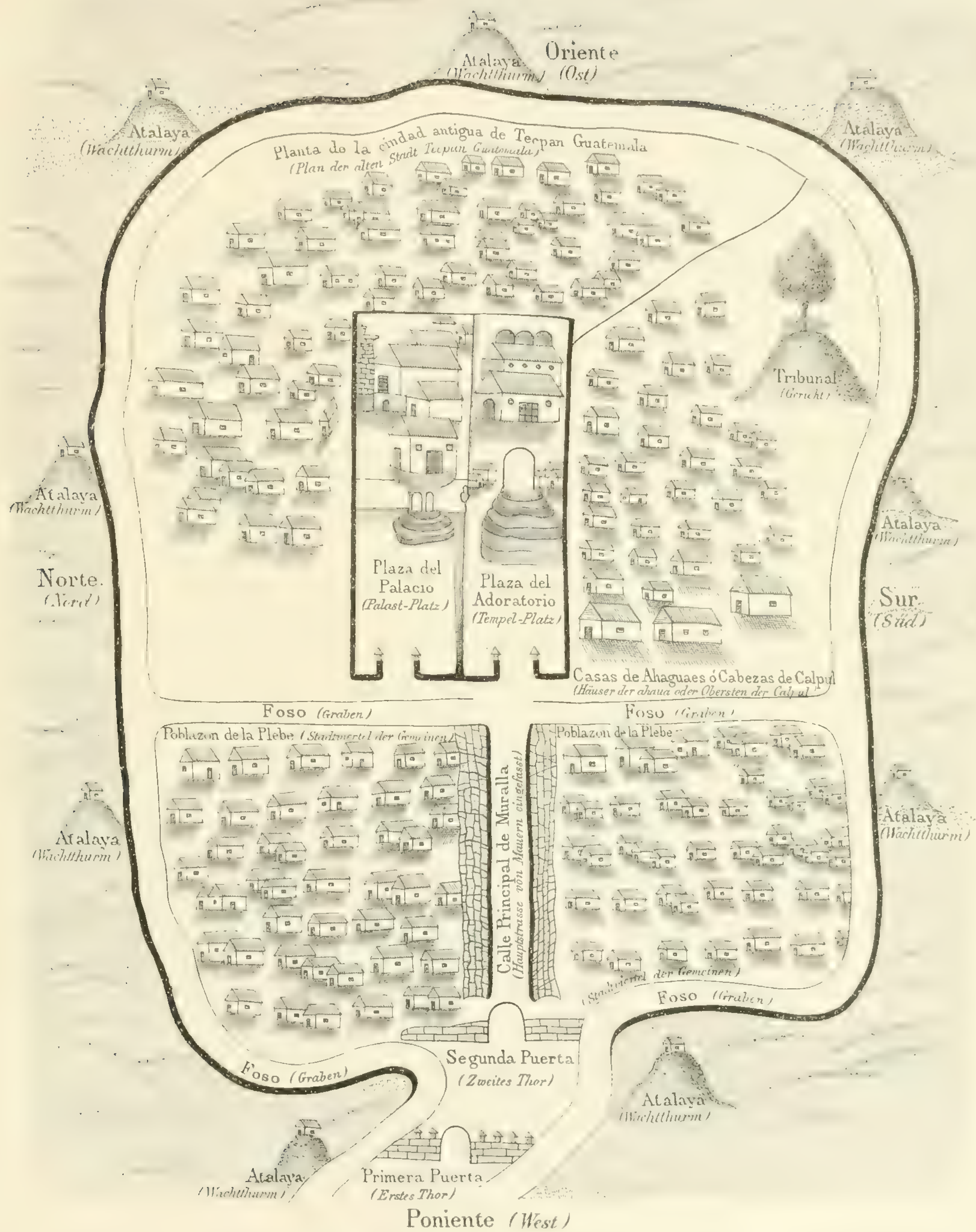
Diese lautet, wie folgt:

„Tecpangoathemala war eine Niederlassung der alten Indianer, volkreich, bewunderns- „werth und uneinnehmbar durch die Art ihrer Lage. Sie stand nämlich wie jetzt in dieser „Thalschaft, in kaltem Hochland und von der neuen Niederlassung entfernt, welche, nach „der klugen Anordnung der Eroberer in 1½ Leguas Entfernung an einem für die Siche- „rung der Unterwerfung günstiger gelegenen Orte angelegt wurde und deren umgebende „Landschaft sich durch laubreichen Baumwuchs und Grasreichtum auszeichnet. Sie liegt „8 Leguas von Neu-Guatemala[1]) entfernt und beide Städte liegen in einer geraden Linie. „Diese alte und bis auf die letzten Ruinen geschleifte Stadt wird von einer tiefen Schlucht „umgeben, welche ihr als Stadtgraben diente, denn sie fällt im ganzen Umfang senkrecht „in eine Tiefe von mehr als hundert Mannshöhen ab. Diese Schlucht oder Graben hat von „der einen Mauerbrüstung zur andern eine Breite von 1200 Fuss (tres cuadras) und das „Meiste oder ein Theil davon wurde der Sage nach von Menschenhand zur Sicherheit und „Vertheidigung jener Stadt angelegt. Der Zugang hat nur einen sehr schmalen Dammweg, „welcher die Schlucht kreuzt, um den Zugang von Westen her, mit etwas Abweichung nach „Norden hin, zu ermöglichen. Der ganze Platz, welchen jene hinfälligen Trümmer ein- „nehmen, mag von Nord nach Süd drei, und von Ost nach West zwei Meilen (millas) „betragen und der ganze Umfang neun Meilen; in seinem Herzen war, weithin sichtbar, „jene grosse Stadt Tecpangoathemala erbaut, welche nach meiner Ansicht die Hauptfestung „des Reiches der Cakchiqueles unter dem Herrscher Sinacam war. Er residierte an „diesem Orte[2]), welcher die alte Stadt Goathemala war und heute das Dorf Tzacualpa „ist, wo sein Hof war.

„Der ganze Grund dieser alten Stadt von Tecpangoathemala scheint aufgerissen zu „sein, denn er war ursprünglich von Menschenhand mit einem Cement- oder Kalkbewurf „von dreiviertel Ellen Dicke cementiert: hart am Rande der Schlucht sieht man einige „prächtige Ruinen eines grossartigen und stolzen Gebäudes, dessen Länge 500 Fuss[3]) beträgt „und dessen Breite das gleiche Mass hat. Auf diese Weise bildet es ein vollkommenes „Quadrat, ganz aus sorgfältig mit dem Winkelmass zubehauenen Quadersteinen gemauert. „Vor diesem Gebäude befindet sich ein grosser viereckiger Platz von imposanter Schönheit „und an den Seiten, welche von Nord nach Süd blicken, lässt sich ein Palast erkennen, „welcher sich sogar in seinen Trümmern in seiner ganzen Pracht zeigt. Dieses königliche „Gebäude hat an seiner Vorderseite einige ebenso grosse und ebenso prächtige Plätze, wie „der oberwähnte. Um diesen bewundernswerthen Bau herum gewahrt man eine grosse Menge „von Grundmauern, welche nach der Ueberlieferung und nach dem, was sich aus ihrer „Pracht leicht erkennen lässt, Häuser und Wohnungen von Vornehmen und der Mehrzahl „der Ahaguaes waren, ausser jenen, welche beständig um die Person des Königs waren. „Auf dieser Seite des Quartiers der Vornehmen lassen sich einige weite und bequeme „Strassen erkennen welche, wie ihre Fundamente zeigen, von Ost nach West liefen.

„Mitten durch diesen Stadttheil läuft von Nord nach Süd ein Graben, anderthalb „Mannshöhen tief, und seine Schutzmauern aus behauenen Steinen erheben sich mehr als „eine halbe Mannshöhe hoch. Dieser Graben theilte die grosse Stadt, indem das Quartier „der Vornehmen östlich und dasjenige der Gemeinen oder Maceguales (wie sie sagen) „westlich davon gelegen war. Ausserdem laufen von der Hauptstrasse aus, welche vom

[1]) dem heutigen Antigua (d. V.) [2]) D. h. am Orte des Schreibers.
[3]) „cien pasos geométricos". Der „paso geométrico" ist ein Mass von 5 Fuss.



Plan der alten Stadt Tecpan Guatemala   Copie nach Fuentes y Guzman.

½ der Originalgrösse.

„Stadtthor zum Hauptplatz des Tempels neben dem Palaste führt, noch andere Strassen „von Ost nach West, und von Nord nach Süd, wobei alle wie Zweige von der Hauptstrasse „ausstrahlen und mit regelmässigen und langen Häuserreihen eingefasst sind. Dadurch wurde „die hohe Kunst, die Kultur und die grosse Macht sichtbar, womit die Toltekenfürsten, „welche in jenen alten Zeiten als unabhängige Herrscher dieses Land der Cakchiqueles „beherrschten, die Stadt erbaut hatten.

„Von dem erwähnten Graben aus geht eine sehr weite und geräumige Strasse neben „der Hauptstrasse, welche vom Stadtthor zum Tempel führt. Diese führt nach Westen und „ihre Länge ist beinahe eine Viertel-Legua. Sie endet an einem kleinen Hügel, der die „Stadt beherrscht und auf seinem flachen Gipfel ein rundes Mauerwerk nach Art eines „Brunnengeländers besitzt, welches eine Manneshöhe hoch rund herum angebracht ist. Man „bewundert an ihm einen Cementboden derselben Art, wie derjenige der Stadt: in der „Mitte erhebt sich ein Sockel oder Piedestal, glänzend wie Glas, von dem man trotz aller „Bemühung absolut nicht herausbringen kann, aus welchem Stoff es bestehe. Dieses Gemäuer „war das Tribunal oder der Gerichtshof dieser Cachiquel-Indianer, wo nicht allein öffentlich „Gericht gehalten wurde, sondern auch die Urtheilssprüche der Richter vollzogen wurden, „welche, auf dem runden Mauersaum sitzend, civile und criminelle Rechtspflege übten. „Wenn aber der Urtheilsspruch dort, gleichsam in erster Instanz, gefällt war, so bedurfte „es zu seiner Bestätigung oder Widerrufung noch einer andern Massregel. Diese bestand „darin, dass von dort drei Boten, gleichsam als Deputierte jener Richter, sich auf den Weg „nach einer tiefen Schlucht machten, welche nördlich vom Palaste lag und wo an einem „schicklichen und geschmückten Ort in einer Art Einsiedelei oder Gebethaus ein Orakel des „Teufels sich befand, welches aus einem schwarzen und wie Glas durchsichtigen Stein „bestand, aber aus besserm und köstlicherm Stoff, als Obsidian. In diesem durchsichtigen „Stein zeigte der Teufel den Gesandten den Beschluss, der gefasst werden musste, und „wenn derselbe den Urtheilsspruch bestätigte, so wurde dieser sofort dort an der Gerichts„stätte auf jenem Sockel vollzogen, wo auch der Beklagte der Tortur unterworfen worden „war. Wenn sich im Gegentheil im durchsichtigen Steine nichts zeigte, so wurde der „Beklagte freigesprochen.

„Dieses Orakel wurde auch bei allen vorkommenden kriegerischen Unternehmungen „befragt, indem der Krieg angehoben wurde oder unterblieb, je nach dem Aussehen oder „Bilde des Orakelsteines. Davon erzählen heute noch sehr alte Spanier und Indianer. Als „aber in jenen ersten Zeiten unserer Niederlassung diese Dinge seiner Hochwürden, dem „Bischof D. Francisco Marroquin, bekannt wurden, liess er den Stein sorgfältig recht„winklig herausschneiden und weihte ihn zu der Altarplatte, welche heute im Hochaltar „des Klosters San Francisco von Tecpangoathemala im Gebrauch, und ein werthvolles „Kleinod von seltsamer Schönheit ist. Dieser Stein ist eine volle halbe Vara lang[1]).

„Das Hauptthor dieser Festungsstadt, welches den Eingang von dem Dammweg her „bildete, wurde wie versichert wird, mit zwei Thoren geschlossen, die gleichsam in der „Mauerdicke angebracht waren, eines ausserhalb, welches nach aussen führte und ein „anderes nach innen, welches im Mauerwerk eingelassen war. Diese Thore sollen aus „Obsidian gefertigt und eines hinter das andere nach Art unserer Gefängnissthore gestellt „gewesen sein. Sie sollen starke Wachen gehabt haben, eine ausserhalb gegen die Land-

[1]) Vgl. über den Orakelstein von Tecpam Guatemala: Stephens, t. II. p. 150.

„schaft und eine nach innen hin. Diese Wachen wurden alle Wochen abgelöst. Ausserdem „waren im offenen Lande jenseits der Schlucht in Distanzen von ein Viertel-Legua Hügel „angebracht, wo beständige Wachtposten ausgestellt waren, um weit in's Land hinaus „Wache zu halten und die Einfälle der Quichés und Sotojiles zu melden.

„Die Stadt wurde, in erhebliche Entfernung, an ihren heutigen Platz verlegt, weil „man fürchtete, die Indianer würden sich wieder erheben, da nur wenige Spanier als „Besatzung vorhanden und diese auf Eroberungszügen abwesend waren”. Soweit Fuentes.

Schon die ältern Schriftsteller, wie Fuentes, haben die Frage aufgeworfen, mit welchen Instrumenten es wol die alten Indianer fertig brachten, das harte Gestein so kunstvoll zu bearbeiten. Fuentes [1]) ist der Ansicht, dass dies mit den Aexten aus „Glockenmetall” geschah, deren es zu seiner Zeit noch in Tecpan-Atitlan, Totonicapam, Quezaltenango und Cuchumatlan gab. In den übrigen Gegenden waren diese Aexte ihres Goldgehaltes wegen von den Spaniern begierig gesammelt und eingeschmolzen worden. Fuentes nennt dieses indianische Glockenmetall das beste Material zur Herstellung der Glocken und Geschütze und sagt, dass davon zwei Sorten hergestellt würden, die eine weich und klangreich, die andere aber gehärtet und dauerhaft. „Man könnte viel von diesem Metall aus der Mine gewinnen, welche die Indianer von Cuchumatlan alto heute noch bearbeiten und woher ich, als ich Corregidor war, Metallplatten in grosser Zahl gesehen habe”. Dieses „Glockenmetall” war aber jedenfalls eine natürliche, nicht eine absichtliche, künstliche Legierung des Kupfers. Solche Aexte dienten auch als Tauschmittel [2]).

Während Steinäxte und Kupferäxte wohl zur vorläufigen Zurichtung des Rohmateriales dienten, bildete zur feinern Ausarbeitung der Skulpturen jedenfalls der Meissel das Hauptinstrument, womit die zuvor auf dem Stein vorgezeichneten Muster und Hieroglyphen ausgearbeitet wurden. Der allgemeine Ausdruck für Meissel ist ch'ut, womit alle meissel- oder stichelähnlichen Dinge, wie die harten Nadeln der Magueyblätter, die Stacheln der Insecten, bezeichnet werden. Ahch'ut „Meister des Meissels” ist daher auch eines der Epitheta ornantia der Götter im Popol Vuh. Solche Meissel werden wohl theils aus zähen und harten Mineralien, theils aus dem oberwähnten, gehärteten „Glockenmetall” des Fuentes bestanden haben. In Quiriguá sah ich zwei Steinhämmer, die Herr Maudslay daselbst gefunden hatte. Es waren längliche polierte Steine, die am einen Ende in die Hand genommen werden konnten, während das andere als Schlagfläche diente. Auf der Fläche waren, offenbar von den Meisselköpfen, kreisrunde Löcher entstanden [3]).

Viel einfacher waren die Wohnungen des gemeinen Volkes, die jedenfalls schon zu der Conquista-Zeit die Form hatten, wie heutzutage: vierkantige, mit steilem Firstdach aus Stroh oder Palmblatt versehene einstöckige Hütten mit Wänden aus Rohr oder Holzstäben, mit einer Thür, aber ohne Fenster. Die einzelnen Bestandtheile des Hauses tragen besondere Namen, so vor allem die Stützpfeiler, welche die Kanten bilden, und in deren Gabeln oben Querbalken so gelegt werden, dass dieselben für das Dachgerüste als Basis dienen. Dieses besteht aus schräg gegeneinander geneigten Stäben, welche die First bilden und die durch parallel und wagerecht laufende Stäbe verbunden sind. Auf diesen werden die Strohbüschel oder Palmblätter, die als Dachverkleidung dienen, festgebunden. Als Material zur Verknüpfung der einzelnen Theile dienen ausschliesslich zähe Ruthen. Sowohl in der Auswahl der Holzarten für die Stützpfosten und Querriegel, als des Bindemateriales entwickeln die Indianer grosse Sorgfalt und Sachkenntniss.

[1]) Fuentes, II. p. 108. [2]) Roman, III. l. II f. 160. [3]) Stoll, Guatemala p. 452.

Auch beim Häuserbau machte sich das Princip der Association, wie es die chinamit-Verfassung bedingt, geltend. GAGE erzählt noch aus seiner Zeit: „Wenn Jemand unter „ihnen ist, der kein Haus hat, oder seines von neuem decken will, so werden die Häupter „der Geschlechter dessen berichtet, welche es sämmtlichen Einwohnern des Dorfes zu „wissen thun, dass sie bei solcher Arbeit helfen sollen; da denn ein jeglicher schuldig ist, „ein Gebund Stroh oder andere Materialien mit sich zu bringen: so dass in einem Tage „einer ein ganzes Haus durch Hülfe so vieler Personen aufbauet. Unterdessen kostet „ihn ein solcher Bau nichts als Chocolate". Ob diese Sitte jetzt noch existiert, weiss ich nicht, ich habe beim Bau der indianischen Hütten stets nur relativ wenige Personen und keineswegs das ganze Dorf beschäftigt gesehen.

Die indianische Hütte enthält nur eine oder zwei Kammern. In letzterm Falle dient die eine als Wohnstube und Küche, die andere als Schlafkammer. Die Betten bestehen aus Bretter- oder Rohrgestellen, über welche etwa noch ein Stück Binsenmatte gebreitet wird und als Kopfkissen dienen Kleiderbündel, als Decke je nach dem Klima ein Stück Woll- oder Baumwollzeug.

Das übrige Hausgeräthe ist von der grössten Einfachheit; in der Mitte des Küchenraumes befindet sich der Feuerherd (xan). Er besteht aus drei Steinen, welche den Kochgeschirren als Stütze dienen. Zwischen die Steine werden die Scheite oder die Kohlen gelegt und der Rauch durchzieht dergestalt die ganze Hütte. Zum Kochen dienen verschiedene Töpfereiwaaren, die nachstehend erwähnt werden sollen. Einige Calebassen aus Crescentia- und Kürbisfrüchten vervollständigen das Küchengeschirr.

Das Hauptinventarstück aber bildet der Maismahlstein (metlatl der mexikanischen und ca der Quiché-Sprache). Diese Mahlsteine sind dreibeinig: zwei Beine vorn, ein etwas höheres hinten. Die Reibfläche ist dergestalt etwas flach geneigt, und etwas concav. Auf ihr gleitet die ebenfalls steinerne Mahlwalze hin und her, deren Enden von der Maismüllerin erfasst werden. Die modernen Mahlsteine, welche in jeder einheimischen und sogar europäischen Haushaltung Guatemala's nothwendig sind, sind schmucklos aus einem grobkörnigen, aber nicht sehr harten Gestein vulkanischen Ursprungs gearbeitet. Die praehistorischen Reibsteine dagegen, welche an verschiedenen Stellen Mittelamerika's gefunden wurden, sind oft von schöner Arbeit und so reich verziert, dass sie wahrscheinlich dem Haushalt der Vornehmen entstammen [1].

Die indianischen Frauen, denen das Geschäft des Maismahlens obliegt, pflegen dasselbe häufig mit einem eigenthümlichen Pfeifen, zwischen den Zähnen hindurch, zu begleiten, wahrscheinlich, um besser im Takte zu bleiben. Nicht selten tragen sie dabei ihre Säuglinge auf dem Rücken, denen der schaukelnde Körper der Mutter als Wiege dient.

In vielen Gegenden von Guatemala bildet das Dampfbad (temazcalli der Mexikaner, tuj der Quiché-Sprachen) einen wichtigen Theil des Hauses. Es ist dies ein gewöhnlich halbkugeliger, backofenförmiger Bau aus Lehmziegeln hinter der Wohnhütte, und mit einer so niedrigen Eingangsöffnung, dass ein Mensch eben noch durchkriechen kann. Ueber seine Anwendung habe ich an anderer Stelle berichtet [2].

Eine Hängematte, die übrigens oft fehlt, ein mit Stufenkerben versehener Baumstamm (palibal), der als Leiter dient, eine hölzerne Truhe zur Aufbewahrung der bessern Kleidungsstücke und etwa ein Hausaltar vervollständigen den Hausrath einer bessern Indianerwohnung. Kleine Hängematten dienen als Wiegen für die Säuglinge.

[1]) Vgl. SQUIER, Nicaragua I. p. 272. [2]) STOLL, Guatemala p. 162.

Die relative Vollkommenheit der Architektur und Bildhauerei unter den Völkern Guatemala's setzt voraus, dass dieselben ein ziemlich entwickeltes Maasssystem besessen haben[1]). In der That findet man die Spuren desselben heute noch in den Sprachen der Quiché- und Pokomgruppe. Als Basis der Längenmaasse wurden die Dimensionen von Hand und Fuss genommen, und das Wort für „Fuss", akan im Cakchiquel und ok im Pokonchí werden heute als allgemeiner Ausdruck für „Länge" gebraucht, wie die Ausdrücke für „lang" und „kurz" beweisen[2]), nämlich nim-r-akan „gross seine Länge" und ch'utin-ok r-akan „klein seine Länge". An der Hand werden die Spanne zwischen Daumen und kleinem Finger (c'utu im K'e'kchí), die Länge des vordersten Daumgliedes (c'ojoc im K'e'kchí), die Breite von Daumen und Zeigefinger (jun min im K'e'kchí) und diejenige von vier und fünf Fingern (ca min und ho min im K'e'kchí) unterschieden. Ferner werden die Klafter, (mokoj im K'e'kchí) und der Schritt (xa'k im Cakchiquel, yoc im K'e'kchí) besonders bezeichnet, als Schnurmaass finden sich die Ausdrücke c'al und c'am.

II. TÖPFEREI.

Wie fast überall, bildete auch in Guatemala die Töpferei einen der wichtigsten technischen Zweige, indem sie nicht nur eine Menge von Gegenständen des täglichen Gebrauchs, sondern auch für die religiösen Ceremonien lieferte.

Der Natur der Sache nach war die Ausübung der Töpferkunst an diejenigen Oertlichkeiten gebunden, welche das Rohmaterial in hinlänglicher Menge und Qualität zu liefern im Stande waren. Solcher Stellen gibt es heute im Gebiet der Republik eine ganze Reihe. Wir nennen davon: Palencia, Mixco, Chinautla, San Juan Sacatepequez und San Raimundo im Depart. Guatemala, San Miguel Petapa im Depart. Amatitlan, Santa Apolonia im Depart. Chimaltenango, San Cristóbal im Depart. Totonicapam, Tectitlan in Huhuetango, Rabinal in der Baja Verapaz und Lanquin in der Alta Verapaz, Sansaria und Jilotepeque im Depart. Jalapa.

Es sind also vor allem die Gebiete der Pokomam- und Cakchiquel-Indianer, welche sich durch zahlreiche Fundorte von Thon auszeichnen. Die meisten derselben dürften schon in der vorspanischen Zeit bekannt gewesen sein und die Fabrik-Zentren gebildet haben, von denen aus dann die verschiedenen Thonwaaren durch Händler auf grosse Strecken hin geschafft und gegen andere Dinge vertauscht wurden, wie dies heute noch geschieht[3]).

Wir würden danach in grosser räumlicher Ausdehnung identische Geschirrformen erwarten müssen. Wenn dies, wenigstens für die praehistorischen Geschirre, nur bedingt der Fall ist, so ist daran grösstentheils die Eigenart der Fabrikation selbst Schuld.

Ob die Töpferei in Guatemala sich, wie anderwärts, z. B. bei den Zuñis in Nordamerika[4]) ursprünglich aus der Korbflechterei entwickelte oder ob sie als eine bereits fertige Kunst von aussen übernommen wurde, dürfte kaum zu entscheiden sein, da uns die Geschirrformen selbst hiefür keinen Anhaltspunkt mehr gewähren.

Die Töpferei war und ist in Guatemala ein Handwerk der Frauen. Da aus freier Hand, ohne Hülfe der Töpferscheibe gearbeitet wird, erhält sozusagen jedes einzelne Stück sein

[1]) Brinton, Lineal Measures. [2]) Stoll, Ixil-Grammatik p. 26. [3]) Stoll, Guatemala p. 453.
[4]) Siehe Literatur unter „Cushing".

individuelles Gepräge in Form oder Grösse, trotzdem es die indianischen Frauen in der Herstellung ihrer Arbeiten zu einer so hervorragenden Fertigkeit gebracht haben, dass sie auf Wunsch auch mehrere, nahezu identische Stücke liefern können. Da ich über die Art ihres Arbeitens bereits anderwärts[1]) berichtet habe, kann ich mich hier darauf beschränken, einige ihrer Produkte näher zu skizzieren.

Gleiches Bedürfniss bedingt auch gleiche Grundform des zur Abhülfe bestimmten Geräthes. Wir werden danach in Mittelamerika gewisse Formen des Geschirrs in weiter Verbreitung erwarten dürfen, vor allem diejenigen, welche der Bereitung des wichtigsten Nahrungsmittels, des Mais, zur Unterlage dienen. Als die verbreitetsten Geschirrformen treffen wir daher 1) den Wasserkrug (tinaja) 2) den Röstteller für die Tortillas (Comal), 3) die Kochschüssel (Olla), 4) die Bratschüssel (Sarten).

Stellen wir für diese Geräthe die indianischen Namen zusammen, so finden wir folgendes:

	Mexikanisch.	Maya.	Tzental-gruppe.	Mame-gruppe.	Quiché-gruppe.	Pokom-gruppe.
Wasserkrug	a-comitl; huey comitl	cat, ppul	qu'ib	chen, xoc	cura, cucu	cuc
Röstteller	comalli	xamach	samet	tzemich	xot	qu'il
Kochschüssel	comitl; xoctli	cum	ppin	cuil; quil	boj, bojoy	xun
Bratschüssel	caxitl; caxpechtli	lac	chejeu, setz	lak	lak	culc

Wir ersehen daraus zunächst, dass das Nahuatl mit seiner Terminologie ganz für sich steht, und dass dann aber auch die Maya-Sprachen nur für den Röstteller der Tortillas in weiter Verbreitung einen gemeinsamen Ausdruck besitzen (xamach, samet, tzemich), während für die übrigen Geschirre jede Sprachgruppe ihre besondern Stämme geschaffen hat. Dies lässt darauf schliessen, dass jede Stammgruppe unabhängig von den übrigen und schon sehr lange die einfachsten Geschirrformen besitzt.

Der Wasserkrug (tinaja) bildet in Guatemala ein grosses bauchiges Gefäss mit zwei Henkeln und engem Hals mit trichterförmigen Oeffnungsrand[1]). Da auch die Unterfläche bauchig ist, muss sie auf einen Strohring oder in eine Erdvertiefung gestellt werden. Sie hält circa 5—10 Liter Flüssigkeit.

Kleinere und länglichere Krüge werden zur Aufbewahrung des Schweinefetts und zu andern Zwecken hergestellt. Eine kleine, als Kinderspielzeug verfertigte Tinaja ist in Taf. II Fig. 33 dargestellt.

Fig. 8 auf Taf. I reproduziert eine Tinaja, welche von einer Pokomam-Indianerin von Chinautla verfertigt wurde. Sie besitzt eine Höhe von 23 Cm. und ist aus gelbgrauem Thon verfertigt. Form und Relief-Verzierungen sind nach europäischem Muster, so dass das ganze Geschirr eines jener hybriden Kunstprodukte darstellt, in denen sich indianische Technik mit ausländischen Vorlagen combiniert und welche immer mehr die altindianische Kunst überwuchern.

Taf. II Fig. 17 gibt das Modell einer andern, im heutigen Haushalt von Guatemala gebräuchlichen Form des Wasserkruges wieder, nämlich des Buron (schlechte Aussprache statt Porron), der jedoch ebenfalls modernen und exotischen Ursprungs ist.

[1]) Stoll, Guatemala p. 332.

Der Maisröstteller, in Guatemala mit seinem mexikanischen Namen Comal benannt, ist ein grosses, leicht concaves, flaches und rundes Geschirr von circa 50 Cm. Durchmesser. Er dient vor Allem zum Rösten der Tortillas, dann aber auch des Kaffee und Cacao.

Die Kochschüssel, in Guatemala Olla genannt, weist eine grosse Mannigfaltigkeit der Grösse, weit weniger der Form auf. Diese wiederholt die Form der Tinaja, nur ist die Olla niedriger und der Hals so weit, dass man bequem compacte Gegenstände, wie Fleisch, hineinlegen kann. In der Olla wird alles gekocht, was mit Wasser zubereitet wird, also Mais, Frijol, Fleisch etc.

Das letzte der Töpferei entnommene, wichtige Inventarstück der indianischen Küche bildet die Bratschüssel, in Guatemala mit dem spanischen Worte Sarten, in andern Gegenden mit dem mexikanischen Cajete (von caxitl) benannt. Der Sarten dient zum Abkochen und Braten der Speisen, die mit Fett zubereitet werden.

Aus obiger Zusammenstellung der Bezeichnungen geht hervor, dass die gleichen Maya-Sprachgruppen, welche für den Comal identische Wurzeln haben, solche auch für den Sarten besitzen, .so dass diese offenbar die am weitesten verbreiteten (und ältesten?) Geschirrformen der Mayastämme sind.

Als Muster eines antiken Sarten mag die in Taf. II Fig. 32 abgebildete und nachstehend beschriebene kreisrunde Schüssel dienen, die aus den Ruinen von Utatlan stammt. Sie zerfällt in eine flachere Unterhälfte und eine steilwandige Oberhälfte, deren Grenze auf der Aussenseite durch einen schräg nach unten laufenden Randsaum angedeutet ist.

Maasse: Kreisrund. Durchmesser 27 Cm. Dicke der Seiten- und Bodenwand 8 Mm. Höhe der Seitenwand 4,1 Cm., Höhe der ganzen Schüssel 17,5 Cm., Höhe des Schrägrandes 11 Mm., Durchmesser des Fussringes 11,2 Cm.

Farbe und Zeichnung: Grund inwendig und auswendig hell mennigroth. Aussenseite der Bodenfläche heller. Fussring rauh, braungrau, ungefärbt. Randsaum braunroth.

Parallel dem Randsaume läuft innen und aussen ein schmaler schwarzer Streif, dem ein zweiter an der Basis des Aussenrandes entspricht. Zwischen beiden ist der freie Raum so verwendet, dass in weiten Distanzen vier Zeichnungen auftreten, welche in der Art paarweise angeordnet sind, dass die Glieder je eines Paares sich diametral gegenüber stehen, dass also die Zeichnungen alternieren.

Das einfachere und einen schmäleren Raum einnehmende dieser Paare besteht aus, durch einen schmalen Zwischenraum der Grundfarbe getrennten, circa 16 Mm. breiten Schrägfeldern von braunrother Farbe, die schwarz umsäumt ist. Das eine Glied des Paares enthält zwei, das andere drei solcher Schrägfelder. Der Aussenrand der beiden Felder des ersten Gliedes und des ersten und dritten Feldes des zweiten Gliedes sind schräg eingebuchtet.

Das andere Paar von Zeichnungen, welches den breitern Raum der äussern Randfläche einnimmt, ist weit complicierter. Sie bestehen theils aus geraden, dem Rande parallelen, theils aber aus gebogenen, nach beiden Seiten hin stumpfhakig endenden, schwarzen Linien, welche von breiteren braunrothen Innensäumen begleitet sind. Nach links hin bildet die Zeichnung einen, sich zweimal wiederholenden, stumpfen Haken, nach rechts hin läuft sie in eine einfache, schmälere, schlangenkopfähnlich zweimal gewundene Spitze aus. Im obern Theil des Mittelfeldes ist durch ein schräges, schwarzes Linienpaar ein Raum abgegrenzt, in welchem sich das Schema des erstbeschriebenen Randfelderpaares in schwarzer Farbe

wiederholt. Die linke Ecke des untern Mittelfeldes ist durch eine schwarze Eckfläche mit nach links blickender Abschrägung gezeichnet, welcher parallel, in einiger Entfernung eine schwarze Linie verläuft.

Parallel der schwarzen Linie, welche die Basis des Schüsselrandes bezeichnet, läuft eine zweite schwarze Linie, welche den Anfang des Schrägrandes, der dem obern Theil der Schüssel nach unten aufgesetzt ist, markiert. Von dieser aus gehen, durch weite Distanzen der Grundfarbe von einander getrennt, sechs, seitlich vertikal begrenzte Felder gegen den den äussern, untern Rand hin, von denen drei braunroth, drei schwarz sind. Sie sind abwechselnd angeordnet und jedes Feld ist jederseits von einer Parallellinie derselben Farbe begleitet.

Aus den Beschädigungen der Schüssel ersieht man, dass das Material ein grauer, etwas feinkörnig sandiger Thon ist. Darüber findet sich eine äusserst dünne Schicht, welche offenbar in Form einer feinen Paste dem Thon aufgestrichen wurde und die ebenfalls erdiger Natur ist. Auf dieser Schicht sind die feuer- und wasserbeständigen Farben aufgetragen.

Solche bunte Sartenes werden gegenwärtig nicht mehr verfertigt, obwohl der Typus einer flachen Schüssel mit steilwandiger Oberhälfte sich auch heute noch erhalten hat, mit Ausnahme des äussern Randsaumes, der jetzt weniger stark aufgelegt wird.

Der antike Sarten kann auch als dreifüssiges Geschirr auftreten, wie z. B. ein von Stephens aus Huehuetenango bekannt gemachtes Exemplar darthut [1]).

Einen besondern Typus des antiken Sarten stellen die Stachelgefässe von Amatitlan dar, von denen sich im Museum für Völkerkunde in Berlin ein Exemplar befindet. Dasselbe misst 23 Cm. Durchmesser bei einer Höhe von 6 Cm. und einem Durchmesser der Innenöffnung von 17 Cm. Der 3 Cm. breite Oberrand ist breit und ziemlich flach nach aussen umgelegt. Gegen den flachen Boden hin baucht sich das Gefäss etwas nach aussen aus. Das Auffallendste daran sind aber zwei Reihen von je 15 Stacheln, welche an der Aussenwand angebracht sind und zwar so, dass die Stacheln der obern und untern Reihe alternieren.

Wird das Stachelgefäss hochwandiger und mit seitlichen Henkeln versehen, so geht es in den Typus der Olla über, der es in seiner Verwendung jedenfalls entsprach. Das Berliner Museum besitzt ein solches von 14 Cm. Höhe, und 21 Cm. Durchmesser. Unter dem ebenfalls ziemlich flach ausladenden Oberrande sind in entsprechender Entfernung von einander drei Henkel oder Ohren angebracht, die sowohl zum Anfassen, als zum Aufhängen dienen konnten, und das ganze Gefäss steht auf drei, 4 Cm. langen Füssen. Die Aussenwand besitzt auch hier zwei Reihen von je 15 übereinanderstehenden Stacheln.

Zu den bis jetzt genannten fünf Geschirrtypen der Tinaja, des Comal, der Olla des Sarten und des Stachelgefässes gesellt sich als ein sechster Typus der vorspanischen Geschirrtöpferei das Schuhgefäss, von dem Stephens[2]) ebenfalls ein Exemplar abbildet. Es sind dies unsymmetrische Gefässe, welche eine ziemlich weite Eingussöffnung besitzen, unter deren Rand sich der Griffhenkel befindet. Auf der dem Henkel entgegengesetzten Seite baucht sich das Gefäss in verschiedener Länge schuhförmig aus. Die Ornamentik dieser eigenthümlichen Gefässe besteht in Reliefverzierungen, in Form von eingekerbten oder ganzen Wülsten, in vertieften Linien und Löchern. Nicht selten stellen dieselben menschliche oder thierische Figuren dar. So besitzt das Berliner Museum ein Schuhgefäss

[1]) Stephens, II. p. 231. N°. 1. [2]) Stephens, II p. 231 N°. 4.

aus Coban, welches undeutlich die Barockfigur eines Thieres wiedergiebt, ein anderes, auffallend langes (38 Cm. lang bei 15 Cm. Höhe), imitiert den Kopf eines Krokodils.

Auch aus Mexico (Jalapa) und Nicaragua sind Schuhgefässe bekannt.

Als Beispiel einer modernen Nachahmung des alten Schuhgefässes kann vielleicht Fig. 19 auf Taf. II dienen, nur sind hier drei Füsse angebracht und der Henkel befindet sich auf der Seite der Verlängerung des Gefässes. Die aufgetragenen Farben sind nicht wasserbeständig, sondern, wie viele der modernen Stücke, eine oberflächliche und flüchtige Malerei.

Als siebenten Typus können wir unter den antiken Geschirren den Thonbecher aufstellen, der bald senkrechtwandig, meist aber bauchig mit oder ohne Fuss auftritt. Die Ornamente sind Ringwülste und vertiefte Rinnen, die in mehreren parallelen Ringen den Hals oder die Basis umkreisen. Auf dem Mittelfelde finden sich Bogenrinnen.

Der Zweck der alten Thonbecher dürfte der gewesen sein, dass sie zum Anrühren der Chokolade dienten. Sie entsprächen demnach dem heutigen „Batidor", der aus gebrannten Thon, und der Jícara, die aus Fruchtschalen besteht.

Taf. II Fig. 31*b* gibt das Modell des modernen Batidor, oder Chokoladebechers wieder, dessen zugehöriger Quirl in Fig. 31*a* dargestellt ist.

Als achter Typus mag die Urne gelten. Fig. 24 auf Taf. II stellt ein Exemplar einer solchen aus röthlichgrauem Lehm dar, der aussen und innen einfarbig schwärzlichgrün bemalt ist. Höhe 7,5 Cm., Durchmesser über den Aussenrand 10,4 Cm., Durchmesser des Lumens 8 Cm., Bodenfläche 7,9 Cm., Wanddicke 8 Mm. Das Geschirr verjüngt sich nach unten etwas. Es enthält auf seiner Aussenfläche allein vertiefte Linien-Ornamente. Parallel dem Rande läuft eine Ringrinne, ebenso parallel der Basis. Das Mittelfeld weist drei Winkelornamente auf, die je eine nach links ansteigende, zweistufige Treppe bilden. Es war sichtlich der rechte Winkel intendiert, obwohl schlecht ausgeführt. Zwischen je zwei Treppenzeichnungen läuft eine schräge Linie von links unten steil nach rechts oben in der Weise, dass sie nahe der Basis der einen Treppenzeichnung beginnt, um an der Spitze der andern oben zu endigen. Diese Urne entstammt einem Grabe von „La Magdalena" in der Nähe von Nebaj in der Sierra der Ixil-Indianer.

Eine charakteristische Varietät der Urne bilden die Gesichtsurnen der Lacandones. Es sind dies tiefe, mit einem niedrigen Fussrand versehene, nach unten sich etwas verjüngende Schalen, welche einen durchbrochenen Henkel in Form eines menschlichen Barockkopfes besitzen. An diesem fällt besonders die grosse, stark vorspringende Nase auf. Das Berliner Museum besitzt eine solche Urne von 9 Cm. Höhe, 12 Cm. Durchmesser (über die Aussenränder gemessen) und einer Wanddicke von 0,5 Cm. Die Höhe des Henkelgesichts beträgt 7,5 Cm., die Breite 10 Cm.

Solche Urnen, deren ich mehrere in Guatemala sah, werden in den Ruinen von Lorillard City gefunden, wo sie, wie mir mein Freund Rockstroh mittheilte, als Opferurnen der heutigen Lacandones dienen. Sie sind also ein Maya-Fabrikat.

Im Anschluss an die bis jetzt erwähnten Geschirrformen Guatemala's finden sich nun aber noch eine Reihe von Exemplaren, welche sich keiner der obgenannten Typen genau unterordnen, obwohl sie doch von der einen oder andern etwas an sich tragen.

So gibt es beispielsweise Formen, welche zwischen der „Tinaja" und der „Olla" stehen, indem sie die enge Gussöffnung der erstern mit der niedern und bauchigen Gestalt der letztern vereinigen. Sie sind mit einer oder mehreren Parallelrinnen am Halse verziert,

das Charakteristische besteht jedoch darin, dass sie als hauptsächlichstes Ornament die Körpertheile eines Thieres en relief zeigen, dessen Leibesraum durch den Bauch des Kruges gebildet wird. Ich möchte sie daher Thierkrüge nennen. Einige, namentlich solche der ausgesprochenen „Tinaja"-Form stellen Vögel dar, deren Kopf, Flügel und Schwanz die vorragenden Theile bilden, andere, mehr der „Olla" sich nähernd, repräsentieren Frösche oder zeigen ein menschliches Gesicht auf einer Seite oder endlich bloss eine undefinierbare Barockfigur.

Als eine ganz isolierte, mir in keinem ähnlichen Exemplar bekannte Geschirrform ist das auf Taf. II in Fig. 18 abgebildete Geschirr zu bezeichnen, welches sich noch am ehesten der „Olla" anschliesst und eine Schüssel in Form eines Barockkopfes darstellt. Es stammt ebenfalls aus den Ruinen von Utatlan.

Beschreibung. Grösste Länge (ohne Stirnkamm) 22,6 Cm. Grösste Breite (ohne Ohrenhenkel) 17 Cm. Grösste Länge der Gussöffnung 13,9 Cm. Grösste Breite der Gussöffnung 12,6 Cm. — Die Dicke variiert: Seitenwand 6 Mm., Wangengegend 1 Cm., Boden 12 Mm. dick. Grösste Höhe bis zum Oberlippenrand 15,3 Cm. Grösste Höhe der Seitenränder 8,4 Cm. Höhe der Unterlippe 16 Mm. — Die Grundfläche bildet eine Ellipse von 14 Cm. Länge und 11,4 Cm. Querdurchmesser. Farbe hellmennigroth, einfarbig, bloss die Augen und die S-Linie der Ohren schwarz.

Der untere Theil der Schale hat die Gestalt einer einfachen, ovalen Schüssel, mit etwas steilen, schrägen, flach ausgebauchten Rändern. Die Regelmässigkeit ihrer Form wird dadurch gestört, dass der obere Theil des Gefässes in Gestalt eines menschlichen Gesichtes ausgearbeitet ist, dessen natürliche Proportionen dem Zwecke des Gefässes geopfert werden. Der übertrieben grosse Mund ist nämlich als Giessöffnung verwendet, indem man die Unterlippe zu diesem Zwecke buchtig ausschweifte und mit einem vertikalen Rand versah.

Die Ohren sind als länglich rechteckige, horizontale Platten angebracht, die als Handhaben dienen. Ihr ursprünglicher Charakter als Körpertheil ist nur noch durch vertiefte Rinnen ausgedrückt, deren eine, die oberste, eine mit der Spitze nach aussen gerichtete, kleine Lanzette bildet. Unter ihr folgt ein Kreis, der vom grossen Bogen einer S-Linie concentrisch umfasst sind. Sämmtliche Rinnen waren ursprünglich grünschwarz.

Die Augen sind als quergestellte, in weiter Vertiefung liegende, rundliche Buckel wiedergegeben, deren Kuppe, als Andeutung ihrer Rolle als Körpertheil, schwarz bemalt ist.

Stirn, Nase und Oberlippe sind zu dem Zwecke umgearbeitet, als bequeme Handhabe zu dienen. Zu diesem Behufe erhebt sich von der Stirn ein vertikaler Kamm, der sich auf die Nase, bis nahe an ihre Spitze fortsetzt, zwischen den Augen jedoch eine tiefe Einsenkung besitzt, in welche der Daumenballen bequem zu liegen kommt, während die übrigen Finger die Oberlippe erfassen. Auf der Nase endigte der Mittelkamm ursprünglich als schnabelähnliche, jetzt beschädigte Spitze. Von der Unterfläche der Nase hängen zwei flachrundliche, 17 Mm. lange Körper gegen die Oberlippe herab, wodurch die Nasenverzierung der Vornehmen wiedergegeben wird. Die Oberlippe ist in einer Breite von 7 Cm. flach ausgeschweift, um als Ansatzpunkt für drei Finger beim Ausgiessen zu dienen.

Das Gefäss besitzt auf diese Weise zwei Handhaben: Zum völligen Heben mit beiden Händen oder zum Ausgiessen heisser Flüssigkeiten dienen die beiden Ohren, während zum Giessen kalter Flüssigkeiten mit einer Hand der Stirnnasenkamm und die Oberlippe eingerichtet sind.

Unter den Ohren beginnt ein flacher, horizontal die Wangen- und Unterlippengegend umfassender Saum.

Beim Kochen wurde, schon in der praehistorischen Zeit, ausgiebig Holzkohle benutzt, wesshalb die Kohlenbrennerei schon ein altes, indianisches Gewerbe ist, dessen Vertreter in den Maya-Sprachen mit besonderm Namen belegt werden. Kohlen wurden auch den Verstorbenen in's Grab mitgegeben, um im Jenseits die mitgenommenen Speisen kochen zu können [1]. Daher bilden Holzkohlen auch einen Theil der Funde, die in einzelnen Tumuli Guatemala's gemacht worden sind [2].

Ueber die Art der Feuergewinnung im alten Guatemala ist nichts Sicheres bekannt. Doch liegt es nahe, auch bei ihr die von den Mayas von Yucatan übliche Methode vorauszusetzen, welche in der Drehung eines vertikal gehaltenen Stockes in der Höhlung eines am Boden liegenden Blockes bestand [3].

Wir wissen ferner aus Villagutierre [4], dass die Chol-Indianer der nördlichen Verapaz ihrem „Gott der Berge" Escurruchan, auf einem Berggipfel ein ewiges Feuer unterhielten.

Die heutigen Indianer Guatemala's haben die Gewohnheit, das Herdfeuer des Hauses oder das Lagerfeuer auf der Reise des Nachts nicht ausgehen zu lassen. Sie bedecken die letzten, glühenden Kohlen sorgfältig mit einer dünnen Aschenschicht, so dass sie, langsam weiter glimmend, bis zum Morgen vorhalten, wo sie dann auf's Neue angefacht werden. Auf diese Weise geht im indianischen Haushalt das Herdfeuer buchstäblich, ausser durch Unachtsamkeit, Jahr aus Jahr ein nicht aus. Diese Sitte hat sich auch in den Familien der Mischlinge erhalten, indem die Ladina-Köchinnen auch hier, sei es im Herde selbst, sei es in einer besondern Kohlenpfanne die glühenden Kohlen über Nacht in langsamem Brand erhalten, um der Mühe des Feueranmachens überhoben zu sein.

Dies lässt darauf schliessen, dass auch in der alten Zeit das mühselige Geschäft der Feuergewinnung durch Reiben zweier, verschieden harter Hölzer möglichst eingeschränkt wurde.

Zum Anfachen des Kohlenfeuers diente jedenfalls der heute noch gebräuchliche Feuerfächer (soplador) aus Palmblättern geflochten, der in Taf. I Fig. 3 abgebildet ist.

Unter den übrigen Thonwaaren der praehistorischen Zeit haben wir zu erwähnen: Gesichtsmasken [5], Pfeifen, Rasseln, und Götterbilder in Menschen- und Thiergestalt.

In Taf. II Fig. 5 ist eine antike Thonpfeife abgebildet, welche einen menschlichen Kopf darstellt, dessen Nase den Fürstenschmuck in Gestalt zweier flacher, offenbar übertrieben grosser Scheiben aufweist. Der Ohrschmuck ist durch vertiefte, flache Scheiben angedeutet. Quer über den Kopf läuft ein hoher Kamm, der jedenfalls den Kopfschmuck aus Quetzalfedern nachahmen soll. Der zapfenförmige Fortsatz der Pfeife nach unten und die ihn umgebenden Bruchränder beweisen, dass die Pfeife von einem grössern Stück abgebrochen ist. Grösste Länge 7 Cm., grösste Breite 5,7 Cm. Die Pfeife stammt von der Hacienda San Francisco Miramar in der Costa Cuca (Quiché-Gebiet), wo sie drei Fuss tief unter der Erdoberfläche gefunden wurde.

[1] Fuentes, I p. 364 (Siehe oben p. 71). [2] Bastian, Culturländer, II p. 386. [3] Brasseur, Manuscrit Troano, pl. VI und XIX. [4] Villagutierre, p. 152.

[5] Von diesen seltenen Stücken besitze ich keines, dagegen befindet sich eine schöne Thiermaske aus Thon (16 Cm. lang, 15 Cm. breit) von Zakoh in der Verapaz im Museum zu Berlin. Drei Löcherpaare am Oberrande dienten zum Festbinden.

Der Schall ist so laut, dass die Pfeife recht wohl als Signal- oder Jagdpfeife gedient haben könnte, wenn sie nicht etwa bloss ein Spielzeug war, wie die

Moderne Pfeife. Taf. II, Fig. 11. Sie ist mit leicht verwischbarer Farbe bemalt und im Vergleich zur antiken Pfeife so schlecht gearbeitet, dass sie beim Anblasen nicht tönt.

Taf. II, Fig. 16 stellt eine moderne Kinderrassel in Froschgestalt dar, die sich ebenfalls nicht mit den antiken Thonrasseln messen kann, welche man zuweilen findet und wovon das Berliner Museum für Völkerkunde Exemplare enthält.

Zahlreiche Kinderspielwaaren werden heutzutage in Thon hergestellt. Meist sind es Nachahmungen der gewöhnlichen Hausgeräthe (Taf. II, Fig. 17, 31, 33), oder Rasseln (Fig. 16), Pfeifen (Fig. 11) oder endlich Thiergestalten, namentlich Vögel (Fig. 3 und 8). Bald sind sie bemalt, bald unbemalt.

Die schönen antiken wasserbeständigen Farben, wie sie in Fig. 32 erhalten sind, werden jetzt nicht mehr gebraucht, sondern sind durch die Glasur ersetzt worden.

Als Götterbilder sind wohl die hohlen Thonfiguren zu deuten, von denen Taf. II, Fig. 13 ein Exemplar darstellt, eine menschliche Barockfigur, welche im untern Xolhuitz bei Retalhuleu gefunden wurde. Höhe 14,7 Cm., Gesicht beschädigt, aber kenntlich. Am auffallendsten sind die, infolge der Ohrgehänge winklig nach unten vorstehenden Ohren. Stirn stark fliehend. Hinterfläche des Kopfes durch eine Querfurche von der Stirn abgegrenzt, hinten mit elf bis zum Hals reichenden, parallelen Längsrinnen. Arme und Beine winklig, en relief. In der Schultergegend jederseits ein Loch, das mit dem hohlen Innenraum communiciert. Die Löcher beider Seiten entsprechen sich so genau, dass man durchsehen kann, und sind offenbar in einem Male durchgestochen.

Nach einer Ansicht der Landesbewohner diente der von unten zugängliche Hohlraum dazu, um Copal darin zu verbrennen, wobei dann die im obern Körpertheile, in den Schultern oder noch häufiger den Augen, befindlichen Löcher als Ventilationsöffnungen gedient hätten.

Dass solche Figuren auch in weit grösserer Gestalt, fast in halber Menschengrösse aus Thon dargestellt wurden, beweisen die Bruchstücke von Händen und Füssen, welche gelegentlich gefunden worden sind.

Viele der jetzt noch im Boden gefundenen Thonfiguren sind nur Bruchstücke von Thierkrügen, wie die concave, allseitig von Bruchrändern umgebene Rückfläche zeigt. Sie sind oft hohl, oft massiv und stellen meist die Köpfe lebender Wesen, von Menschen oder Thieren dar. Dahin gehört, auf Taf. II, Fig. 7, der (massive) Kopf eines Menschen, Fig. 9, der (hohle) Kopf eines Raubthiers, Fig. 12, der (massive) Kopf eines Affen, und Fig. 14, der (massive) Kopf eines Raubthiers, die sämmtlich in verkleinertem Maassstab dargestellt sind. Fig. 10 stellt ein zapfenförmiges, inwendig hohles und durch zwei Löcher nach aussen offenes Bruchstück eines Geschirrornamentes dar.

III. BEKLEIDUNG.

Zur Herstellung der Gewänder dienten in der vorspanischen Zeit vor allem zwei Landesproducte, die Baumwolle und die Magueyfaser.

Das Tragen baumwollener Gewänder war in alter Zeit ein Vorrecht der Vornehmen [1]).

[1]) JUARROS, II. p. 31.

Ihre Kleidung bestand aus einem weissen Hemde und ebensolchen Beinkleidern, beides mit Fransen versehen. Darüber kam ein anderes Beinkleid, welches bis zu den Knieen reichte. Die Unterschenkel blieben nackt und das Schuhwerk bestand aus geflochtenen Sandalen aus Pflanzenfasern, welche über dem Rist und über die Ferse mit Schnüren befestigt wurden.

Die moderne Nachbildung der altindianischen Bastsandale zeigt Taf. II, Fig. 15. Sie ist aus Leder roh nach dem Fusse geschnitten und besitzt in ihrem vordern Theile ein Loch, durch welches der Riemen geführt wird, der zwischen grosser und zweiter Zehe schräg über den Fussrücken läuft und sich dort mit einem Querriemen verknüpft, welcher quer den Fuss überspannt. Die Sandalen werden in der Regel nur von Männern getragen, vornehmlich auf längeren Märschen. Die Frauen gehen barfuss und nur auf schlechten Wegen legen sie ebenfalls Sandalen an.

Die Aermel des altindianischen Hemdes wurden bis zum Ellbogen zurückgeschlagen und mit einem rothen oder blauen Band befestigt.

Das Haar trug man lang und hinten zusammengenommen und mit einem Band der erwähnten Farben durchflochten, welches in eine Quaste endigte, die ebenfalls ein Rangabzeichen der obersten Häuptlinge war. Um den Leib trugen diese einen Gürtel von farbigem Zeug und auf den Schultern einen Ueberwurf von weissem Baumwollzeug, worauf Vögel und Jaguare derselben Farbe gestickt waren und welches mit Schnüren und Fransen geschmückt war.

Juarros giebt weiter an, dass sich die Häuptlinge durch goldene und silberne Ohrringe und Pflöcke in der Unterlippe vor dem gemeinen Volk ausgezeichnet hätten. Dem gegenüber ist aber hervorzuheben, dass sich in den alten Töpfereien (vgl. Taf. I, Fig. 5 und 18) keine Lippenpflöcke der Unterlippe dargestellt finden, sondern zwei rundliche Scheiben auf der Oberlippe, welche die durchbohrte Nasenscheidewand zum Befestigungspunkt hatten.

Damit stimmt auch die Angabe des Roman[1]) überein, dass der Oberhäuptling von Utatlan sich von den übrigen Vornehmen nur durch das Tragen von Schmuck in den Ohren und in der Nase unterschieden habe und dass dies das Rangzeichen der Grossen gewesen sei.

Viel einfacher waren die Männer des gemeinen Volks gekleidet. Der Gebrauch baumwollener Ueberwürfe war ihnen untersagt, sie trugen daher bloss eine Art von langem Hemd aus Maguey-Fasern, dessen Vorderseite sie nach hinten und dessen Rückseite sie nach vorn zwischen den Beinen durchzogen, und mit einem Gürteltuch festbanden. Ausserdem schützten sie den Kopf durch ein Tuch.

Die Frauen bedeckten sich den Unterkörper mit einem Stück Tuch, das sie um die Lenden festgürteten. Ueber den Oberkörper warfen sie den Huipil, einen hemdartigen Ueberwurf, der bis zu den Knieen reichte und ganz mit farbigem Garn bordiert war. Das Haar pflegten sie mit Bändern von verschiedener Farbe zu durchflechten und nach Juarros trugen sie ebenfalls Ohr- und Unterlippenpflöcke von welch' letztern das, schon oben Erwähnte ebenfalls gilt.

Vergleichen wir mit dieser Schilderung der Tracht die alten Reliefﬁguren von Copan, Quiriguá und Santa Lucía, so finden wir nicht unerhebliche Differenzen.

Die Bildwerke der erstgenannten Plätze, welche, wie früher erwähnt, der Maya-Kultur von Yucatan sich anschliessen, zeichnen sich vor allem durch den überladenen

---

[1]) Roman, III l. II f. 159.

Reichthum der Trachten, sowohl der Männer als der Frauen aus. Offenbar werden uns diese im höchsten Festornate vorgeführt und keineswegs in der gewöhnlichen Tracht, selbst der Vornehmsten. Soweit sich das Gewirre des Reliefs enträthseln lässt, finden wir zunächst einen reichen Kopfschmuck aus einem hohen Aufsatz bestehend, der nicht selten eine Thiermaske trägt und mit einer Menge von Quetzalfedern geschmückt ist. Wir finden ferner grosse Ohrringe, Ohrpflöcke und, nicht häufig, einen Nasenschmuck, der dem in der alten Töpferei verwendeten ähnlich gewesen zu sein scheint[1]). Ausserdem Halsketten, Arm- und Kniebänder aus grossen, aufgereihten Kugeln, Arm- und Fussspangen und schuhähnliche Sandalen.

Weit einfacher gestaltet sich die Tracht der Relieffiguren von Santa Lucía, bei denen der grösste Theil des Körpers nackt erscheint. Wir finden hier theils einen langen nach hinten hängenden Haarschmuck, oder einen helmartigen Aufsatz, zum Theil mit einer Barockmaske, Ohrringe und Ohrpflöcke, (dagegen Lippenpflöcke nur bei einer Göttergestalt und einer Maske), Halsbänder, Arm- und Kniebänder, Fussspangen und Sandalen. Ueber dem grossschleifigen Lendengurt ist ein eigenthümlicher starrer Gürtel mit einem Thierkopf angebracht.

Vergleichen wir damit die Trachten der Jetztzeit, so finden wir eine grosse Mannigfaltigkeit derselben, die dorfweise wechselt.

Männer: An der Küste und in heissen Thälern gehen die Männer nackt mit Ausnahme eines schmalen, rothen Lendengurtes, dessen Enden zwischen den Beinen durchgesteckt werden, um die Genitalien zu bedecken. Den Kopf deckt ein bandloser, ungefärbter Strohhut. Bei festlichen Anlässen kleiden sie sich in eine weisse, weite Baumwollhose, über welche ein, bis unter die Lenden reichendes, weisses Baumwollhemd getragen wird.

In den kältern Gegenden kommen über einem Baumwollhemd noch wollene Kleider, als Rock oder Jacke, Hose und Mantel zur Verwendung, deren Farbe, Schnitt und Verzierung je nach den Ortschaften wechselt, so dass eine eingehende Schilderung nicht möglich ist. In Sacatepequez ist z. B. dunkelblau die gewöhnliche Farbe der Beinkleider, in einigen Gegenden der Altos dagegen braun.

Besonders reichgeschmückte Beinkleider aus Sammt mit Goldbordierungen sind bei den Festen in den Altos der Quichés gebräuchlich.

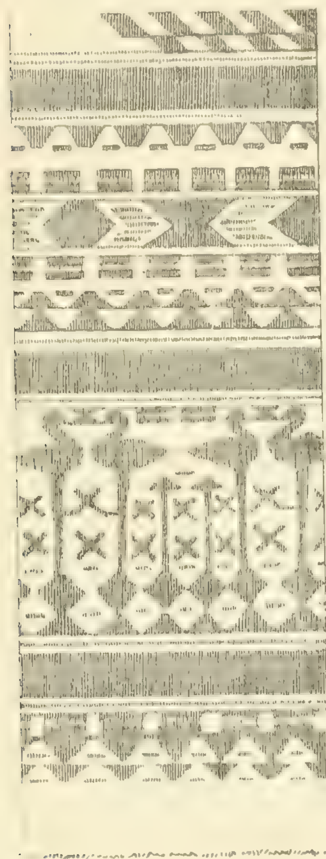
Die Haare werden geschoren. Um den Kopf wird häufig ein Tuch gewickelt, über dem man noch den Strohhut trägt, dessen Form und Farbe ebenfalls nach den Dorfschaften verschieden ist, speciell für die Alcaldes und bei den Festanzügen.

Weiber: An der Küste und in heissen Thälern wird der Oberkörper nackt gelassen und nur beim Eintritt in die Dörfer mit einem, von den Geistlichen eingeführten Hemdchen bedeckt. Der Unterleib wird in den Rock, ein langes viereckiges Stück Tuch gewickelt, das bis auf die Knöchel reicht und um die Lenden festgebunden wird. Die an der Küste am meisten beliebten Stoffe sind rothcarrierte Baumwollzeuge, europäischen Fabrikates (vgl. Taf. II Fig. 15*b*).

Im Hochland wiegen dunkelblaue, dichtere Baumwollstoffe vor, oder blau und weiss zu gleichen Theilen gestreifte, die sämmtlich im Lande verfertigt werden. Taf. I Fig. 4 zeigt das Muster eines Stoffes, wie er im Dorfe Mixco gebräuchlich ist. Der Rock, der je nach den Dörfern, bald länger, bald kürzer ist, wird durch einen wollenen Leibgurt zusammengehalten, von dem Taf. I Fig. 5 eine Vorstellung geben mag.

[1]) Vgl. Meye und Schmidt, Steinbildwerke, Taf. VII, Fig. 8*a*.

Den Oberkörper stecken die Weiber in einen ponchoartigen mit Kopf und Armlöchern versehenen Ueberwurf, an welchem eine Schnur, die hinten um den Hals und vorn durch die Armlöcher geht, durch Faltenbildung eine Art Aermel herstellt. Dieser Ueberwurf heisst Huipil (vom mexikan. huipilli) und wird unter der Brust vom Rocke bedeckt, wesshalb nur der obere Theil bordiert ist. Die Huipiles sind gewöhnlich bordiert, entweder, bei Aermern, mit einfachen, rothen oder blauen Streifen, oder, bei Wohlhabendern, mit complicierteren Zeichnungen, bei denen Baumwollgarn und Seide verschiedener Farben zur Verwendung kommen. Die Farben werden häufig in schmalen Zickzackstreifen zu breiten Bändern zusammengeordnet, wie in Taf. I, Fig. 13, bald bilden sie bloss farbige Flecken oder einfarbige Streifen, oder es werden Thiere farbig auf den weissen Untergrund bordiert.



Muster eines Weiberhemdes.

Bei festlichen Anlässen wird in vielen Dörfern über dem Huipil noch ein weiterer, lang herabhängender und ebenfalls bordierter Ueberwurf getragen, wie in Taf. II Fig. 15*a* dargestellt. Einen solchen tragen bei kühlem Wetter die Frauen der Altos über dem Kopf, so dass nur das Gesicht zu der Oeffnung herausschaut. In andern Dörfern, wie in Mixco, ist er gewöhnlich durch einen einfachen, weissen Baumwollshawl ersetzt.

Im Hochlande wird Alles, Rock, Gürtel und Huipil aus selbstgewebtem und gefärbtem Zeug hergestellt, fremd ist nur die Seide und gewisse Sorten des farbigen Garnes, welche die Indianer nicht selbst färben können, wie z. B. Türkischroth.

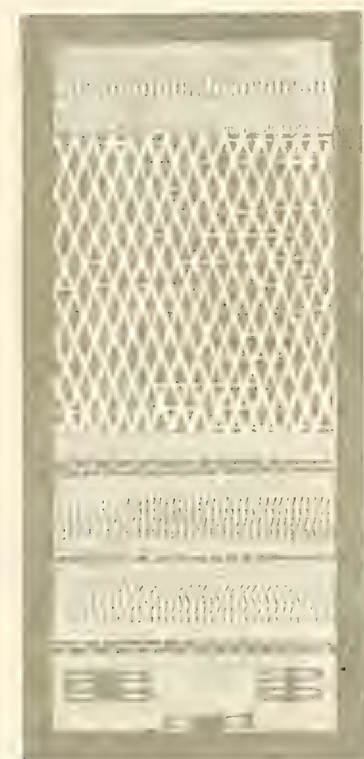
Aus den Farbenzusammenstellungen der Figg. 2 und 13 auf Taf. I und Fig. 15*a* auf Taf. II geht zur Genüge die Vorliebe der Indianer für lebhafte Contraste hervor. Die erste Rolle in den indianischen Geweben spielt das Roth, ihm folgt das Blau, dann Gelb, Grün und Schwarz. Eine besonders geschätzte und kostbare Farbe für Stickereien ist Violett, welches von den Indianern der Südseeküste aus einer Meerschnecke (Purpura sp.) gewonnen wird. Für die übrigen, im Lande selbst hergestellten Farben der Garne und Tücher bestehen besondere Färbereien, die in kleinem Maassstabe von Indianern und Mischlingen betrieben werden. Die Hauptfärbemittel sind gegenwärtig die Anilinfarben, denen sich aber von einheimischen Farben noch der Indigo und die Cochenille zugesellen. Diese alle, Anilinfarben, Indigo und Cochenille, bilden bloss den modernen Ersatz für die meist dem Pflanzenreich entnommenen Farblösungen der vorspanischen Zeit, von denen sich einige noch bis heute erhalten haben.

Die Vorliebe der Indianerinnen für grelle Farben hat sich auch auf die Mischlingsfrauen fortgepflanzt, deren Kleidung sich im Uebrigen der europäischen nähert. Die „Enaguas" der indianischen Frau werden bei der Ladina durch einen wirklichen Rock von bedrucktem Kattun oder weissem Baumwollzeug ersetzt, den indianischen Huipil vertritt ein weisses Hemdchen, mit Spitzen besetzt, und der Poncho-Ueberwurf der Indianerinnen findet sein Aequivalent in den „Rebozos" der Ladina, die bei festlichen Anlässen in sehr feiner Qualität getragen werden. Sie sind ebenfalls grell, aber einfarbig gefärbt, und auch hier wiegen roth

und blau vor. Um den Leib wird ein farbiger, feingewobener Gürtel geschlungen, von welchem Fig. 1 auf Taf. I eine Idee geben mag.

Als eine Specialität von Salamá, einer alten Nahuatl-Colonie, ist die Fabrikation äusserst bunter Schürzentücher aus Baumwollgarn zu nennen, von denen Taf. I Fig. 19 einen Streifen darstellt.

Aus den Farbmustern der Tafeln ergibt sich von selbst, dass die Indianer Guatemala's ebensowohl wie wir blau und grün auseinander zu halten wissen, trotzdem sie für beide Farben bloss das einzige Wort rax besitzen. Die Erfahrungsthatsache des häufigen Wechsels der Färbung von Blau zu Grün, die metallgrünen, in's blau schillernden Federn des Quetzal-Vogels und ähnliche mögen für diese Eigenthümlichkeit der Maya-Sprachen die erste psychologische Grundlage gegeben haben. Dass physiologische Farbempfindung und sprachliche Farbbezeichnung zwei nicht stets parallele Dinge sind, ist bekanntlich längst nachgewiesen.



Muster einer Serviette.
(Mischlingsarbeit).

In Bezug auf die Haartracht der indianischen Frauen herrscht eine erhebliche, regionale Verschiedenheit. Meist wird das Haar einfach in zwei Zöpfe geflochten und lang getragen oder um den Hinterkopf gewickelt. Bei festlichen Anlässen werden die Haarsträhnen mit rothen Schnüren durchflochten, und an manchen Orten wird aus dem natürlichen Haar und den schmückenden Bändern ein hoher, turban-ähnlicher Bau auf dem Kopfe errichtet, der in Taf. II Fig. 15 dargestellt ist, und der sich, wie früher erwähnt, direkt aus der Tracht der vorspanischen Zeit ableitet. Die Indianerinnen von Coban flechten das Haar nur in einen Zopf, der von der Basis bis zur Spitze mit einer rothen Schnur umwickelt wird, welche man tupuy nennt.

Auch die Ladina-Mädchen tragen das Haar gewöhnlich in zwei Zöpfe geflochten, die sie zuweilen mit farbigen Bändern schmücken, lang herunterhängend.

Zur Bewältigung des Haares dient ein zweizeiliger Holzkamm einheimischen Fabrikates, der aber möglicherweise eine Imitation europäischer Muster darstellt. Ein solcher Kamm ist, stark verkleinert, in Taf. I, Fig. 16 abgebildet.

Als Halsschmuck der Indianerinnen sind Halsketten von grossen Glaskorallen, goldglänzend, roth oder blau, oder von Münzen zu nennen. Die Ladinas schmücken sich ebenfalls gerne mit Schnüren aus Glasperlen.

Eine besondere Art bunte Zeugstücke herzustellen, bestand in der vorspanischen Zeit sowohl, als im ersten Jahrhundert nach der Eroberung in der Besetzung derselben mit den Federn bunter Vögel, an denen Guatemala so reich ist. Auch diese Kunst lag in den Händen besonderer Arbeiter [1]. Vogelfedern figurieren daher auch unter den Tributen, welche gewisse Ortschaften, vor Allem jedenfalls die Alta Verapaz, ihren Häuptlingen zu entrichten hatten [2].

[1] Roman, III l. II f. 160. [2] Requête, p. 417.

Die Sitte, die bunten Figuren der Huipiles mittelst Federmosaik herzustellen, bestand noch zu Gage's Zeiten [1]), heutzutage aber ist sie ganz durch die Stickerei mit buntem Garn verdrängt und ersetzt worden.

Eine Reminiscenz an die antiken Mosaiken aus Vogelfedern findet sich noch heutzutage in der Verapaz, wo die Frauen auf die Festzeiten hin bunte Mosaiken aus Blumenblättern dadurch verfertigen, dass sie dieselben auf Lehmunterlagen festkleben.

IV. SPINNEN UND WEBEN.

Auch Spinnen und Weben war in der alten Zeit Sache der Frauen [2]). Zum Spinnen wurde die Baumwolle mit der Hand entkörnt und dann mittelst einer Spindel zu Garn verarbeitet, welche in einer Untertasse läuft. Steinerne Spinnwirtel sind mir aus Guatemala nicht bekannt, dagegen sah ich in der ethnologischen Sammlung des Trocadéro in Paris einige mit Reliefornamenten versehene Spinnwirtel aus Thon, wie solche auch in Mexico gefunden werden. Da aber auch thönerne Wirtel im alten Guatemala jedenfalls zu den Seltenheiten gehören, so dürften daneben noch Spinnwirtel aus mehrere Zoll breiten Scheiben aus schwerem Holz in Gebrauch gewesen sein, wie sie die Wollspinner der „Altos" heute noch benutzen, und wie sie auch Squier für Nicaragua abbildet [3]). Eine bemalte Kinderspindel ist in Taf. I, Fig. 18 abgebildet.

Ausser der Baumwolle wurde auch die Faser des Maguey gesponnen, die durch Macerieren der Blätter in Wasser und nachherigem Brechen und Klopfen mit Stöcken gewonnen wurde.

Heutzutage, wo auch Thierwolle verarbeitet wird, beschäftigen sich auch die Männer mit Spinnen, indem z. B. die indianischen Schafhirten der Altos draussen im Felde an der freihängenden Spindel das Wollgarn spinnen, aus welchem dann die als „Jerga" gekannten Wollstoffe gearbeitet werden.

Zum Weben diente ein niedriger, horizontaler Webstuhl einfacher Construction, der sich da und dort auch heute noch in Gebrauch findet und schon in der Raccolta di Mendoza abgebildet ist.

Zu der Herstellung von Geweben zu Bekleidungszwecken gesellten sich noch weitere Beschäftigungen. So wurden, wie heute noch, seit alter Zeit aus den Fasern des Maguey und anderer Gespinnstpflanzen Netze zum Tragen und Aufbewahren von Gegenständen, Hängematten, Seile hergestellt.

Während die Baumwollspinnerei und -Weberei vorzugsweise eine Beschäftigung der Bewohner der Tierra caliente bildet (Depart. Suchitepequez, Retalhuleu, Escuintla, Baja Verapaz), besitzt die Verarbeitung des Maguey (und heutzutage auch der Schafwolle) ihr Centrum in den Hochländern von Quezaltenango, Sacatepequez, Chimaltenango, Totonicapam, Huehuetenango, Quiché und Alta Verapaz.

V. METALLARBEITEN.

Nach den alten Berichten [4]) gab es auch in Guatemala besondere Künstler für die Bearbeitung der Edelmetalle und die Verfertigung von Schmucksachen. Ueber die technischen

[1]) Gage, p. 301. [2]) Roman, III l. II f. 160. [3]) Vgl. Squier, Nicaragua I. p. 285 und 286.
[4]) Roman, III l. II f. 160.

Verfahren dabei, sowie über die Bezugsquellen des Rohmateriales sind wir indessen nicht unterrichtet. Schon oben wurde der Kupfer-Minen in den Altos der Cuchutanes erwähnt, woher wohl grossentheils das Material für die Aexte stammte. Für das Gold dagegen ist in erster Linie an die Seitenschluchten des untern Rio Motagua zu denken, wo heute wieder Gold gewaschen wird und wo sich auch Spuren alter Besiedelung und sogar altindianische Goldarbeiten gefunden haben. Die Edelsteine, vornehmlich Opal, stammten höchst wahrscheinlich aus Honduras. Woher das Silber kommen mochte, ist dagegen nicht zu entscheiden, wenn nicht etwa die ziemlich silberhaltigen Bleierze der Sierra Madre im Gebiete der Mames und Pokomes zur Silbergewinnung verwendet werden konnten. Möglicherweise gelangte aber auch das Silber durch den Handel aus Mexico nach Guatemala und jedenfalls spielte es hier eine weniger bedeutende Rolle, als das Gold.

VI. KORB- UND MATTENFLECHTEREI.

Eine wichtige und ebenfalls alte Industrie ist das Flechten von Körben und Matten. Heutzutage gesellt sich dazu noch das Flechten von Strohhüten.

Das Material zu den Körben liefern wildwachsende, als „Caña brava" bezeichnete Rohrarten und gewisse Schlinggewächse.

Zu Hüten werden Palmblätter und Binsen verwendet.

Die Matten werden im spanischen als petates (vom mexik. petlatl) bezeichnet; der Quiché-Name ist pop. Sie dienen theils zum Belegen der Zimmerböden, theils zum wasserdichten Einhüllen grösserer Gegenstände und werden vornehmlich aus einer Binsenart gewonnen, die in gewissen Gegenden, z. B. im See von Santiago Zamora am Fuss des Fuego-Vulkans, wild wächst und als „tul" (vom mexik. tollin, Binse) bezeichnet wird. Solche Matten werden für die Wohnungen der Europäer in ausserordentlich grossen Stücken angefertigt. Das Sitzen auf Matten (pop) scheint in der alten Zeit ein Vorrecht der Vornehmsten gewesen zu sein, welche daher den Namen ajpop führten.

Um auf den Matten gewisse Zeichnungen, meist rothe oder schwarze Quadrate, hervorzubringen, wird das Material gefärbt. Ebenso zuweilen die zur Hutfabrikation dienenden Binsen und Palmfasern. Als Färbemittel dienen die Extrakte einheimischer Pflanzen.

Zur Mattenflechterei ist ferner die Fabrikation des indianischen Regenmantels oder Soyacal (wörtl: „Palmhaus", vom mexik. zoyatl „Palme" und calli „Haus") zu rechnen, welchen die Indianer auf ihren Reisen während der Regenzeit stets aufgerollt, vertikal an ihren Traggestellen befestigt tragen, um ihn beim Eintritt der Regengüsse auseinander zu breiten und horizontal über den Kopf und die an demselben getragene Last zu decken. Der Soyacal, tut der Quiché-Sprachen, wird aus Palmblättern hauptsächlich in der Alta Verapaz verfertigt.

Auch die Fabrikation von Kehrbesen geht, wie die dafür vorhandenen Ausdrücke der indianischen Sprachen zeigen, in die praehistorische Zeit zurück. Das beste Material liefern die Blätter der „Manaque"-Palme.

VII. MALEREI.

Der Ausdruck der Quiché-Sprachen für „schreiben", tz'ib, bedeutet gleichzeitig „malen". In der vorspanischen Zeit erstreckte sich die Malerei auf Stein, Thon, Calebassen und,

aller Wahrscheinlichkeit nach, auf ein dem mexikanischen oder yukatekischen ähnliches Papier für die Herstellung der Kalender, da solches Papier wenigstens bei den Maya's des nördlichen Guatemala, im Peten, in Gebrauch war, wo es aus dem Bast gewisser, nicht näher bezeichneter Bäume zu Streifen verarbeitet wurde, welche die Dicke eines Realstückes hatten. Die einzelne Seite oder Tafel war eine Viertel-Vara (= 21 Cm.) lang. Diese nach Art eines Bettschirmes (biombo) gefalteten Bücher wurden in Yucatan anahte, im Peten analteh genannt, falls letzteres Wort bei Villagutierre nicht etwa bloss irrthümlich für anahte steht[1]).

Für die Malerei auf Stein sind die Anhaltspunkte gering, indem nur Juarros[2]) erwähnt, dass der Palast der Quiché-Könige in Utatlan aus behauenem Stein „von verschiedenen Farben" erbaut war.

Dass dagegen ausgiebig auf Thon gemalt wurde, wird durch die antiken Funde bewiesen, von denen Taf. II, Figg. 18, 24 und 32 Beispiele geben. Die damals schon beliebte Verbindung eines breitern rothen Streifens mit einer schwarzen Saumlinie hat sich auch, unter gänzlich veränderten Verhältnissen, heute noch forterhalten. So stellt Fig. 32*a* auf Taf. I ein Stück eines derartigen Streifenornamentes von einer modernen, aus Fichtenholz gefertigten Schachtel dar; also ein antikes, einheimisches Ornament auf einem modernen, exotischen Objekt.

Manche der kleinern Thongegenstände, wie Kinderspielwaaren, mögen ebenfalls, nach Art der modernen, mit nicht-beständigen Farben bemalt gewesen sein, und dieselben durch Auslaugung in der Erde jetzt verloren haben.

Dass ferner das Malen auf Calebassen schon eine uralte Kunst gewesen ist, beweist der Popol Vuh, wo unter den Epitheta der Götter auch „Verfertiger der schönen Calebassen" (Ah-Raxa-Tzel) figuriert. Auch heutzutage noch wird die kunstvolle Bearbeitung der Calebassen durch Malen und Schnitzen ausgiebig geübt, besonders in der Alta Verapaz.

Die auf diese Weise behandelten Gefässe stellen Luxusgegenstände dar, da die für den täglichen Gebrauch bestimmten Löffel, Schalen und Becher aus Kürbis- und Calebassenfrüchten roh gelassen werden und nicht bemalt sind.

Die guatemaltekischen Calebassen-Gefässe entstammen vor Allem zwei Pflanzen, der Lagenaria vulgaris und der Crescentia Cujete.

Die senkrecht vom Stiel zur Spitze durchschnittene Frucht der Lagenaria liefert ausser den eigentlichen Kürbisflaschen (tecomate) auch die weiten Schalen, welche in Guatemala als Guacales (mexikan. Huacalli) bekannt sind, während die Frucht der Crescentia die langgezogenen, becherförmigen Gefässe liefert, die man als Jícaras (mexikan. Xicalli) bezeichnet.

Die Ornamentik derselben ist stets die, dass das Gefäss mit einem schwarzen oder schwarzgrünen Firniss überzogen wird, aus welchem dann durch Schnitzen die beabsichtigten Verzierungen herausgearbeitet werden, die man entweder in Naturfarbe weiss lässt oder bunt bemalt.

Als häufigste Ornamente finden sich Ringfurchen, von denen meist mehrere nahe beisammen die Oeffnung oder den Grund des Gefässes umkreisen (Taf. I, Figg. 9, 11, 12, 14, 17). Diese Ringfurchen werden häufig einseitig begleitet von continuierlichen (Figg.

[1]) Villagutierre, p. 353 und 394. [2]) Juarros, I. p. 73.

12 und 17) oder unterbrochenen (Figg. 11 und 14) Reihen von kleinen Dreieckflecken. Zuweilen fehlt aber die Ringfurche ganz (Fig. 7). Das Hauptfeld der Wölbung weist als Motiv den geschwungenen Blätterzweig und die Blumenrosette auf (Figg. 11, 14, 17), oft auch diese allein (Fig. 12) oder den Zweig allein (Fig. 7). Diesen gesellen sich lebende Wesen als Ornamente bei, unter welchen der ruhende oder fliegende Vogel häufig erscheint (Figg. 11, 12, 14, 17). Blätter, Rosetten und Vögel sind häufig theilweise bemalt, und als gewöhnlichste Farben treten auch hier roth, blau, grün und gelb auf, die jetzt meist den Aquarell-Pigmentfarben entnommen sind.

Beabsichtigte Schattierungen werden durch feine eingeschnittene und enggedrängte, spitzwinklige Zickzacklinien hergestellt. (Figg. 12 und 14).

Besondere Formen der Calebassen stellen Figg. 6 und 7 dar, die von Cahabon in der Alta Verapaz stammen.

In Fig. 6 ist durch zwei breite Zackenlinien, in denen je eine unregelmässige, schwarze Fleckenlinie verläuft, ein Ringfeld abgegrenzt, das durch Vertikalstreifen in einzelne Zellen zerfällt wird. In diesen sind Thiergestalten eingeschlossen. Der Grund der Schale trägt eine Rosette.

Fig. 7 ist das Bild einer Calebasse, auf welcher das Orchester eines indianischen Tanzes, bestehend aus dem Spieler der grossen Trommel und einem Flötenbläser zur Darstellung kommt. Die in der Abbildung nicht sichtbare Rückseite würde die Tänzer des sogenannten „Mohrentanzes" (baile de moro) zeigen, bestehend aus Spaniern und Mauren.

Die Jícara Fig. 9 documentiert sich durch die geometrische Sauberkeit der Arbeit als Mischlingsarbeit. Das Mittelfeld ist hier durch mehrere in Kreise eingeschlossene Rosetten eingenommen und der Halsring des Gefässes trägt die Aufschrift „Sirvo á mi dueña."

Fig. 10 endlich ist eine Jícara aus älterer Zeit, ebenfalls Mischlingsarbeit. Sie besteht aus einer Palmkernschale. Wenn nämlich die Kokosbäume alt werden, so nehmen nach Angabe der Pflanzer die Früchte immer mehr an Grösse ab, und diese Zwergnüsse dienen alsdann zur Herstellung von Trinkgefässen, auf deren Verzierung früher viel Arbeit verwendet wurde. Der Ringbeschlag und die Henkel sind von Silber, das Hauptfeld ist durch senkrechte Leisten in Zellen zerfällt, in welche en relief Thierfiguren eingeschnitzt sind. Die Spitze ist durch zwei Ringfurchen besonders hervorgehoben. Solche Becher wurden früher hauptsächlich im Departement Suchitepequez, welches reich an Kokospalmen ist, verfertigt.

Wir können also unsere Skizze der indianischen Malerei Guatemala's mit dem Hinweis darauf schliessen, dass die Wichtigkeit, welche die Gestalten der Thierwelt für die gesammte Psychologie der alten Zeit besassen, auch heute noch in den Motiven der Ornamentik der modernen, schon stark hybridisierten Kunst zum Ausdruck kommt.

VIII. MUSIK.

Die Hybridisation, welcher die bildende Kunst der Indianer bereits in so hohem Maasse zum Opfer gefallen ist, zeigt sich auch in der indianischen Musik, indem das alte einheimische Orchester durch ein Musikinstrument exotischen (westafrikanischen) Ursprungs, die berühmte Marimba[1]) stark in den Hintergrund gedrängt wird.

Der Sinn für Musik fehlt den Indianern durchaus nicht. Vielmehr lernen viele Indianer,

[1]) Vgl. über die guatemaltekische Marimba: Stoll, Guatemala, p. 8.

die von Lesen und Schreiben oder gar von Musiknoten keine Idee haben, musikalisch richtig Instrumente spielen, welche ohne gutes Musikgehör gar nicht zu spielen sind, wie Violine und Guitarre. Dennoch aber hat die vorspanische Musik der Indianer bei weitem nicht diejenige relative Vollkommenheit aufzuweisen, wie die Musik vieler Negerstämme. Ganz speziell ist am guatemaltekischen Indianer auffallend die geringe Ausbildung der Melodie und des Gesanges, der bei den Negerabkömmlingen aller Welttheile eine so grosse Rolle spielt.

Unter den altindianischen Instrumenten sind zu nennen: Trommeln verschiedener Grösse und Construction und Rohrflöten, die beide noch heute im Gebrauch sind, während die von den Chronisten erwähnten Muschelhörner, die wohl aus den Strombus-Schalen der yukatekischen Riffküste verfertigt waren, heute fehlen.

Die erste Rolle spielt die grosse Trommel (k'ojon) und die Rohrflöte (sub im Pokonchí), die beide auf dem Guacal Taf. II, Fig. 7 abgebildet sind. Ihnen gesellen sich noch kleinere Trommeln, z. B. solche aus Schildkrötenpanzern (coc) zu, sowie Rasseln aus Thon und Fuss- und Armringe aus kleinen Schellen von Kupfer.

Heutzutage ist dieses altindianische Orchester, besonders im Kirchendienst, durch Instrumente fremden Ursprungs verstärkt, wie Harfen, Violinen, die Guitarrilla und vor allem die afrikanische Marimba. Die antike Thonrassel ist heute durch eine Rassel aus Blech ersetzt.

E. HANDEL.

Ueber den Handel des alten Guatemala sind wir nur spärlich unterrichtet, trotzdem es keinem Zweifel unterliegt, dass sowohl die einzelnen Gegenden des so vielgestaltigen Landes unter sich, wie heute noch, ihre Produkte austauschten, als dass auch Handelsbeziehungen zum Auslande bestanden.

Schon früher (S. 20) wurde der Märkte gedacht, welche die Häuptlinge der Verapaz abhalten liessen. Als Tauschmittel dienten entweder die Waaren selbst, oder es versahen besonders werthvolle Objekte, wie Gold, Quetzalfedern, Baumwolltuch (entsprechend dem mexik. patolcuachtli), Kupferäxte, Edelsteine und Cacaobohnen die Rolle des Geldes. Cacaobohnen sind unter den Indianern auch heute noch als Kleingeld in Gebrauch, wobei 16 Bohnen als Werth eines Silber-Cuartillo (etwa 16 Centimes) gerechnet werden. 8 Bohnen gelten als „racion". Durch die Verwendung des Cacao als Geld ist sowohl das mexikanische, als das guatemaltekische Zahlsystem beeinflusst worden. So wird im Aztekischen für 8000 das Wort xiquipilli gebraucht, welches ursprünglich bloss „Sack, Tasche" bedeutet, dann aber die specifische Bedeutung eines „Sackes mit 8000 abgezählten Cacaobohnen" erhielt und dadurch zum Zahlwort wurde. Ebenso bedeutet im Cakchiquel das Zahlwort tuc (40) ursprünglich „40 Cacaobohnen".

Der Nachfolger des alten Marktplatzes (c'ay der Quiché-Sprachen) neben dem Tempel ist die heutige „Plaza" vor der christlichen Kirche.

Die Richtung der wichtigsten Handelsstrassen im Lande selbst, wenn man die schmalen Fusspfade der hinter einander marschierenden Indianer so bezeichnen kann, war jedenfalls von der Natur selbst vorgezeichnet: Vom kalten Hochland zum heissen Tiefland, um daselbst Cacao und Baumwolle gegen Agavengarn, Mais etc. einzutauschen. Ferner von den Hochgebirgen der „Altos" hinüber in die immergrüne Verapaz, die überreich an Pflanzen-

produkten aller Art war, und welche auch die Quetzalfedern ausschliesslich lieferte. Andere Wege werden den goldarmen Westen mit dem goldreichern Thal des untern Motagua verbunden haben.

Dass aber auch mit dem Auslande, in erster Linie mit Mexico, Verbindungen unterhalten wurden, geht aus den Berichten mit Gewissheit hervor. Diese Verbindungen bestanden wohl ziemlich ausschliesslich darin, dass mexikanische Handelskaravanen von Zeit zu Zeit nach Guatemala herabkamen, um Rohproducte und Sclaven gegen die Erzeugnisse aztekischer Industrie auszutauschen. Es ist anzunehmen, dass die Bewohner Guatemala's durch solche mexikanische Händler zuerst mit den Elementen höherer staatlicher Organisation und verfeinerter Kultur bekannt geworden sind und dass auf ihren Einfluss das auffallende Uebergewicht des sprachfremden Mexico über das sprachverwandte Yucatan wesentlich zurückzuführen ist, welches uns in der guatemaltekischen Kultur entgegentritt. Während einige Schriftsteller, wie Ixtlilxochitl und Clavigero [1]) die Nahuatl-Kolonien südlich von Mexico auf einen Rest der versprengten „Tolteken" zurückführen wollen, redet Torquemada [2]) von einer Invasion mexikanischer Stämme in Guatemala, infolge deren die Pipil-Kolonie der Südseeküste mit den Städten Eçalco (das heutige Izalco in Salvador), sowie Yzcuitlan und Mictlan (heute Escuintla und Mita) gegründet worden seien. Auch die Verapaz wurde erobert und musste nachher Tribute an Gold, Quetzalfedern und Edelsteinen an Mexico zahlen [3]). Fuentes [4]) dagegen bestreitet, dass Guatemala jemals an Mexico Tribute gezahlt habe und führt die Pipiles lediglich auf eine Niederlassung mexikanischer Kaufleute zurück.

Jedenfalls setzt schon der enorme Konsum an Quetzalfedern in Mexico und Yucatan Handelsbeziehungen zu Guatemala voraus, da diese Federn nur in den Bergen der Verapaz zu erlangen waren. Cortes [5]) erwähnt ferner in seinem fünften Briefe, dass „an den Küsten auf der andern Seite von Yucatan bis zu der Bai de la Asuncion" vor Ankunft der Spanier ein lebhafter Handel bestanden habe. Die Indianer, welche ihm hierüber berichteten, waren im Stande, ihm „über fast alle Dörfer der Küste bis dahin, wo Pedrarias de Avila sich befand", also bis nach Nicaragua hinab Auskunft zu geben und ihm auf einem Stück Tuch (oder Papier? Cortes sagt nur: „en un paño") eine Karte dieser Gegenden zu entwerfen. In dieser Karte war also auch der Osten von Guatemala begriffen.

Viel schwieriger ist der Antheil nachzuweisen, den die Maya's von Yucatan, ein sonst sehr handelseifriges und unternehmendes Volk, am Handel nach Guatemala gehabt haben können. Dass sie aber nicht nur gelegentlich, sei es zu Schiff oder zu Land, die östlichen Landschaften Guatemala's besuchten, sondern daselbst auch dauernde Niederlassungen gründeten scheinen die alten Ruinenplätze in Ost-Guatemala und dem angrenzenden Honduras, Quiriguá und Copan, zu beweisen, welche sich deutlich an Yucatan anlehnen. Palacio [6]) erzählt aus dem J. 1576, dass nach der Ueberlieferung der Indianer die Gebäude von Copan durch einen aus Yucatan eingewanderten Häuptling aufgeführt worden seien und dass in alter Zeit yukatekische Stämme die Provinzen von Ayajal [7]), Lacandon, Verapaz, Chiquimula, und Copan unterworfen haben. Er erwähnt weiter, dass die Apay-Sprache von Copan auch in Yucatan und den genannten Provinzen gebräuchlich und verständlich sei, also doch wohl der Maya von Yucatan sehr nahe, selbst näher als die Guatemala-Sprachen, gestan-

[1]) Ixtlilxochitl, hist. des Chichimèques p. 33. — Clavigero, Storia di Messico p. 131. [2]) Torquemada, I, l. III c. XL p. 332 und 333. [3]) Torquemada I, l. II c. LXXXI p. 219. [4]) Fuentes I, c. II. p. 71. [5]) Cortes, Carta quinta p. 118. [6]) Palacio, Carta p. 92. [7]) Wohl identisch mit dem Tayasal des Villagutierre (p. 82) im Peten.

den hat. Auch Palacio sagt, dass wohl die in Yucatan und Tabasco entdeckten Städte und die Ruinen von Copan von einem und demselben Volke herrühren.

Es scheint mir somit bis auf Weiteres immer noch gerathener, Copan, Quiriguá und andere praehistorische Plätze Guatemala's an die Völker der historischen Zeit anzuknüpfen, auch wenn thatsächlich manche dieser Städte schon vor und unabhängig von der Ankunft der Spanier wieder verlassen waren, als Unbekanntes mit noch Unbekannterem erklären zu wollen und eine abgestorbene, praehistorische Kulturepoche für Guatemala anzunehmen, die höher war, als diejenige der historischen Zeit.

F. SCHIFFAHRT.

Er ist nicht bekannt, dass die guatemaltekischen Indianer der vorspanischen Zeit das Meer befahren hätten. Ebensowenig lesen wir etwas über den Gebrauch des Segels. Dagegen besassen sie auf den grösseren Seen des Innern, wie z. B. dem von Atitlan, sowie auf den Strandlagunen der Küste Ruderkähne. Von der Beschaffenheit dieser können uns die heutigen Fahrzeuge der Indianer von Amatitlan einen Begriff geben: es sind ziemlich schmale und unbequeme Einbäume, die auf einer Seite von einem stehenden Mann gerudert werden. Ein allfälliger Passagier hockt dabei auf ein Paar, im Grunde des Bootes befindlichen Steinen zwischen die Schiffswände gekeilt.

Brigham [1]) bildet eine eigentümliche Form von Booten vom See von Atitlan ab. Sie laufen vorn spitz zu und sind hinten abgestutzt. Die abgestutzte Hinterfläche ist mit zwei handhaben-ähnlichen Zapfen versehen, wohl um die Boote vom Strand abzustossen. Ich selbst erinnere mich nicht, bei meinem kurzen Besuche am See von Atitlan solche Boote gesehen zu haben.

Eines der Bildwerke von Santa Lucía zeigt uns einen Vornehmen auf einem Throne sitzend, mit einem Ruder in der rechten Hand [2]).

Die „Cayucos" oder zweispitzigen Boote, welche die Sambos von Livingstone, die sogenannten „Karaïben" benutzen, sind westindischen Ursprungs.

---

[1]) Brigham, Guatemala p. 153 und 174. [2]) Habel, Sculptures, pl. IV nº. 9.

ERKLÄRUNG DER TAFELN.

TAFEL I.

Fig. 1. Leibgurt der Mischlingsfrauen, Mischlingsarbeit.
„ 2. Gestickte Serviette, indianische Arbeit.
„ 3. Indianischer Feuerfächer aus Palmblatt.
„ 4. Baumwollzeug für indianische Frauenkleider (Mixco).
„ 5. Wollener Leibgurt eines Indianer-Mädchens.
„ 6 und 7. Guacal von Cahabon.
„ 8. Moderne Tinaja, indianische Arbeit.
„ 9. Jícara aus Crescentiafrucht, Mischlingsarbeit.
„ 10. Jícara aus Palmkernschale, Mischlingsarbeit.
„ 11. Dose aus Crescentia (?) -Frucht, indianische Arbeit.
„ 12. Kleiner Guacal aus Kürbisschale, indianische Arbeit.
„ 13. Indianisches Mädchenhemd (Huipil), indianische Arbeit.
„ 14. Stück eines Guacal aus Kürbisschale, indianische Arbeit.
„ 15. Indianische Ledersandale, indianische Arbeit.
„ 16. Holzkamm, indianische Arbeit.
„ 17. Jícara aus Crescentia-Frucht, indianische Arbeit.
„ 18. Kinderspindel, indianische Arbeit.
„ 19. Streifen einer Schürze von Salamá, Mischlingsarbeit.

TAFEL II.

Fig. *1a* und *1b*. Antike Steinplatten aus Santa Lucía.
„ *1c*. Die Platte *1b* in ihrer Lage am Fundort.
„ *2a*. Antikes Steinbecken aus Santa Lucía.
„ *2b*. Dasselbe von oben.
„ *2c*. Dasselbe von der Seite.
„ 3. Modernes Spielzeug in Vogelgestalt aus Thon.
„ 4. Antike Barockstatuette aus Trachytporphyr.
„ 5. Antike Thonpfeife aus Thon von San Francisco Miramar.
„ 6. Antiker Frauenkopf aus weichem Stein (texcal) von Retalhuleu.
„ 7. Antiker Kopf aus Thon von Retalhuleu.
„ 8. Modernes Spielzeug aus Thon in Vogelgestalt.
„ 9. Antiker Thierkopf aus Thon von Retalhuleu.
„ 10. Antiker, hohler Thonzapfen von Retalhuleu.
„ 11. Moderne Thonpfeife.
„ 12. Antiker Affenkopf aus Thon von Retalhuleu.
„ 13. Antike hohle Thonstatuette von Retalhuleu.
„ 14. Antiker Thierkopf aus Thon von Retalhuleu.
„ 15. Frau in indianischer Festtracht.
„ 16. Moderne Rassel in Froschgestalt aus Thon.
„ 17. Modell eines modernen Wassergeschirres (Buron) aus Thon.
„ 18. Antike Schüssel aus den Ruinen von Santa Cruz Quiché.
„ 19. Moderne Imitation des antiken Schuhgefässes.
„ 20, 21, 22, 23. Antike Figürchen in Menschengestalt aus Glimmerschiefer von Santa Cruz Quiché.
„ 24. Antike Graburne aus der Sierra Madre (Saline „la Magdalena").
„ 25 und 26. Moderne Pfeilspitzen aus Eisen.
„ 27 und 28. Antike Obsidiankerne von Retalhuleu.
„ 29. Antike Obsidianpfeilspitze vom Xolhuitz.
„ 30. Antike, bearbeitete Obsidianlamelle.
„ *31a*. Modell eines Chocoladequirl (molinilla).
„ *31b*. Modernes Chocolade-Geschirr (batidor).
„ 32. Antike Schüssel (sarten) aus den Ruinen von Santa Cruz Quiché.
„ 33. Modell einer modernen Tinaja.

REGISTER.

ZUSÄTZE UND BERICHTIGUNGEN.

Seite 1. Zeile 17 v. o. statt: Totonic apam lies: Totonicapam.

22 v. o. „ Inan Macario „ Juan Macario

„ 5 „ 13 v. u. „ „berechtigt" lies: „berechtigt waren."

„ 8 „ 9 v. u. „ „l'ok lies: „lo'k."

„ 9 „ 1 v. o. „ „lo'koj ist, daher" lies: „lo'koj ist daher"

„ 9 ist zwischen Zeile 31 und 32 v. o. folgender Passus einzuschieben:

Die Frau participierte an der Rangstellung ihres elterlichen Chinamit, beziehungsweise desjenigen ihres Mannes. Obwohl ihr der Natur der Sache nach die mühevollen Arbeiten des Maismahlens und Kochens, sowie die Kinderpflege zukamen, und obwohl der Mann sichtlich als Haupt der Familie galt, ist doch von einer äussern Bezeichnung einer niedrigern Stellung der Frau gegenüber dem Manne wenig zu bemerken. Bloss vor Gericht documentierte sich eine solche insofern, als eine Frau in den Tagen ihrer Gesundheit Zeugen oder Pfänder für die Wahrheit ihrer Anklagen, die sich meist auf Sittenattentate bezogen aufweisen musste. War eine Frau aber schwer krank, so wurde ihr die in der Beichte gemachte Anklage auf's Wort geglaubt, weil man annahm, dass sie angesichts des Todes ihren Hang zu böswilliger und rachsüchtiger Uebertreibung aufgeben und leidenschaftslos die Wahrheit reden würde. (Torquemada, Mon. Indian. II. p. 396.)

Seite 10 Zeile 4 v. u. statt: „Enkelkinder" lies: „Enkel"

„ 15 „ 5 v. o. schiebe hinter „drei" ein: „(nach Einigen vier)"

„ 20 „ 8 v. o. statt: „macehualli" lies: „macehualtin"

„ 25 „ 10 v. u. „ „diente" lies: „dient"

„ 34 „ 2 v. o. „ „weisen auch, die" lies: „weisen auch die."

„ 42 „ 10 v. u. „ „eräzhlt" lies: „erzählt."

„ 43 „ 21 v. o. „ „Kinderloisgkeit" lies: „Kinderlosigkeit."

6 v. u. „ „Gerómino" lies: „Gerónimo."

53 „ 18 v. o. ist vor „Suggestion pendant la veille" ein „:" zu setzen.

„ 55 „ 22 v. u. statt: „bôse" lies: „böse"

55 „ 10 v. u. „ „die Pipil-Namen" lies: „den Pipil-Namen".

59 „ 5 v. o. „ „zählt" lies: „zählen"

„ 60 „ 19 v. o. „ „21 November" lies: „22 November"

65 Fussnote ist hinter „vahxaki": „(8)" und hinter „vakaki": „(6) einzuschieben.

„ 66 Zeile 6 v. o. statt: „aus dem Monat Ah" lies: „aus der Woche Ah"

„ 72 „ 16 v. o. „ „bunt bemalte" lies: „bunt geflochtene."

77 „ 10 v. u. „ „Dolores" lies: „und von Dolores".

„ 78 „ 17 v. o. ist hinter „Opfersteinne" das Komma zu streichen.

18 v. o. statt: „wieder zufinden" lies: „wiederzufinden."

„ 100 „ 10 v. o. „ „und ähnliche" lies: „und ähnliche Erscheinungen."

„ 102 „ 2 v. o. „ „Cuchutanes" lies: „Cuchumatanes."



ex coll. auct. P. W. M. Trap exc.



ex. coll. auct.

P.W.M. Trap ex.

